Weidmannsche Buchhandlung.

<36618707470018

# Deutsches Lesebuch

für

höhere Lehranstalten.

Herausgegeben

von

**Dr. L. Bellermann,**
Direktor des Königstädtischen Gymnasiums,

**Dr. J. Imelmann,**
Professor am Joachimsthalschen Gymnasium,

**Dr. F. Jonas,**
Ord. Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster,

**Dr. B. Suphan,**
Professor, Oberlehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium,

zu Berlin.

---

## Zweiter Teil.

**Quinta.**

---

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung.
1882.

# Deutsches Lesebuch

für

## höhere Lehranstalten.

herausgegeben

von



Dr. L. Bellermann, Direktor des Königstädtischen Gymnasiums,
Dr. J. Imelmann, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium,
Dr. F. Jonas, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster,
Dr. B. Suphan, Oberlehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium,

zu Berlin.

## Zweiter Teil.

Quinta.

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung.
1882.

# Verzeichnis der Lesestücke.

## I. Gedichte.

## II. Prosa.

# Gedichte.

## 1. Des Deutschen Vaterland.

Ernst Moritz Arndt.

1. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

2. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland, ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

3. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

4. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

5. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Österreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

6. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein.

7. Das ist des Deutschen Vaterland!
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

8. Das ist des Deutschen Vaterland!
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund,
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

9. Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein,
Und gieb uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

## 2. Das Lied vom Schill.

Ernst Moritz Arndt.

1. Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Die dürsteten alle Franzosenblut.

2. Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, gesegn' euch Gott jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

3. So zieht der tapfre, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen schlagen sich will.
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

4. Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das magdeburger Land mit französischem Blut.
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

5. Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen heraus;
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrein.

6. Auf Stralsund stürmte der reisige Zug.
O Franzosen, verständet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

7. Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die der Wallenstein weiland belagert hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore schlief.
Jetzt liegen ihre Mauern und Türme tief.

8. O weh euch, Franzosen! Jetzt seid ihr tot!
Ihr färbet die Säbel der Reiter rot!
Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu säbeln, das deucht ihnen gut.

9. O Schill, o Schill, du tapferer Held,
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viele ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

10. O Schill, o Schill, du tapferer Held,
Was sprengst du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
In Stralsund, da sollst du begraben sein.

11. O Stralsund, du trauriges Stralesund,
In dir geht das tapferste Herz zu Grund!
Eine Kugel durchbohret das treueste Herz,
Und Buben, sie treiben mit Helden Scherz.

12. Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt!"

13. So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenspiel und Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man die Tapfern begraben muß.

14. Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und warfen den Leib in ein schlechtes Grab.
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

15. Da schläft der fromme, der tapfre Held.
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt;
Doch hat er auch keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

16. Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert,
So rufet er immer: „Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen euch rächen will!“

---

## 3. Ein Königswort.

Hugo von Blomberg.

1. Sie stiegen die Terrassen
Empor nach Sanssouci;
Sie suchten sich zu fassen
Und wußten doch nicht, wie.
Zu eng dem vollen Herzen
War eines jeden Brust;
Doch war es nicht vor Schmerzen,
Es war vor Dank und Lust.

2. Jüngst hatten Feuerflammen
Ihr Städtlein ausgeraubt,
Und alle Not zusammen
Schlug um ihr armes Haupt.
Er hatt' es bald vernommen;
Was wüßt' er nicht im Land?
Und Hilfe war gekommen
Von seiner milden Hand.

3. Gewichen war das Übel,
Wie Nacht vor Sonnenglanz;
Im Städtchen jeder Giebel
Stand schmuck mit seinem Kranz.
Sie kamen reich beladen
Mit Dank und Gotteslohn,
Den echten Himmelsgnaden
Für einen Königsthron.

4. Es führt zum alten König
Sie ein der Leibhusar;
Sie neigen unterthänig
Ihr Haupt und Herz fürwahr:
„Staub, der wir sind, wir mögen
Nur danken mit Gebet!
Gott schütte seinen Segen
Auf Eure Majestät!“

5. Da stand er mit der Krücke
So hager und gebückt.
Was hat in seinem Blicke
So demanthell gezückt?
Er sprach — es klang wie Zanken
Das kurze Wort beinah:
„Ihr habt mir nicht zu danken,
Denn dafür bin ich da!“

---

## 4. Das Lied vom braven Mann.

Gottfried August Bürger.

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann!

2. Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seeen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!“

5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“

6. Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

7. Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden hier und dort
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

9. Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan, so nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

10. Rasch galoppiert' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

11. Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an!

Der Graf, beim höchsten Gott, war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

12. Und immer höher schwoll die Flut;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Mut.
O Retter, Retter, komm' geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

13. „Hallo! Hallo! Frischauf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

14. Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

15. Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! Der Nachen war allzuklein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

16. Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.

Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

17. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

18. „Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm' her! Nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn!
Doch höher und himmlischer wahrlich schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

19. „Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' euer Gold zu teil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

20. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

---

## 5. Der Kaiser und der Abt.

Gottfried August Bürger.

1. Ich will euch erzählen ein Märchen, gar schnurrig:
Es war mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig.
Auch war mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur schade, sein Schäfer war klüger als er.

2. Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte,
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

3. Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht,
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

4. Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei;
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

5. „Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir deucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

6. Doch deucht mir daneben, euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit erteile.
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

7. So geb' ich denn euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

8. Zum ersten: Wann hoch ich, im fürstlichen Rate
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl wert bis zum Heller mag sein!

9. Zum zweiten sollt ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

10. Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Aufs Härchen mir meine Gedanken erraten.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Tüttelchen Wahres dran sein.

11. Und könnt ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So lass' ich euch führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

12. Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnotpeinlichem Halsgericht steht.

13. Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'vers'täten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf;
Doch löste kein Doktor die Fragen ihm auf.

14. Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

15. Nun sucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Örter.

Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

16. „Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß euch was angethan sein."

17. „Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

18. Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rate
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl wert bis zum Heller mag sein!

19. Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

20. Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken erraten;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Tüttelchen Wahres dran sein.

21. Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

22. „Nichts weiter?" erwidert Hans Bendix mit Lachen,
„Herr, gebt euch zufrieden! Das will ich schon machen.
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid;
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

23. Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

24. Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen,
Ward stattlich Herr Bendix zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

25. Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rate,
Hoch prangt' er mit Zepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt wert bis zum Heller mag sein!"

26. „Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum gäb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt ihr doch wohl minder wert sein."

27. „Hum!" sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr',
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'!

28. Nun aber sollst du mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?"

29. „Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt und reitet,
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist alles gethan."

30. „Ha, lachte der Kaiser, vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.

Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

31. Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!"

32. „Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St. Gallen."
„Ganz recht! Und das kann von der Wahrheit nicht fallen."
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget eu'r Sinn;
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!"

33. „Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?"
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

34. Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid iuris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n."

35. „Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein."

36. „Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte dir demnach ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank;
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank."

37. „Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nötig;
Doch seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon."

38. „Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz wie den Kopf auf der richtigsten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein dir ein Panisbrief beschert:

39. Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen nach unserm Gebot
Umsonst bis an seinen sanftseligen Tod."

---

## 6. Bei dem Grabe meines Vaters.

Matthias Claudius.

1. Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

2. Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

3. Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!

4. Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

---

## 7. Der Wald.

Matthias Claudius.

1. Wenn hier nun kahler Boden wär',
Wo jetzt die Bäume stehn,
Das wäre doch, bei meiner Ehr',
Ihr Herrn, nicht halb so schön!

2. Dann wäre um uns her kein Baum
Und über uns kein Zweig,
Dann wäre hier ein kahler Raum,
Und ich marschierte gleich.

3. So bin ich wie ein Fisch im Meer
Und bleibe gerne hier.
Vivant die Bäume um uns her,
Der Zweig hier über mir!

4. Und zählen kann ein Mensch sie nicht,
Sind ihrer gar zu viel;
Und jeder macht es grün und dicht,
Und jeder macht es kühl.

5. Und jeder steht so stolz und kühn
Und streckt sich hoch hinan,
Dünkt sich, die Stelle sei für ihn,
Und thut sehr wohl daran.

6. Es pflegen wohl die reichen Leut'
Auch Wald zu machen gern;
Da pflanzen denn, die Läng' und Breit',
Die klug- und weisen Herrn

7. In eine lange Reihe hin
Gar künstlich Baum und Strauch,
Und meinen dann in ihrem Sinn,
Sie hätten's wirklich auch.

8. Noch kommt ihr Gärtner lobesan,
Den sie zu ha'n geruhn,
Und schneidet mit der Schere dran,
Wie Schneidermeister thun.

9. Jedoch ihr Wald ist Schneiderscherz,
Trägt nur der Schere Spur,
Und nicht das große, volle Herz
Von Mutterlieb Natur!

10. Hoch sitzt im Sofa der Baron,
Der Schweizer an der Thür,
Die Fürsten sitzen auf dem Thron,
Und wir, wir sitzen hier,

11. Auf bloßer Erde, feucht und kalt!
Und wir, wir sitzen hier
Und freun uns über diesen Wald
Und danken Gott dafür.

---

## 8. Der Jäger Abschied.

Joseph von Eichendorff.

1. Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

2. Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

3. Banner, das so kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
Hast du treu uns aufgezogen,
Frommer Sagen Aufenthalt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

4. Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten.
Deutsch Panier, das rauschend wallt,
Lebe wohl,
Schirm' dich Gott, du deutscher Wald!

---

## 9. Weihnachten.

Joseph von Eichendorff.

1. Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

2. An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

3. Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

4. Sterne hoch die Kreise schwingen;
Aus des Schneees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen.
O du gnadenreiche Zeit!

---

## 10. Morgenwanderung.

Emanuel von Geibel.

1. Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen:
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

4. Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen;
Und der Morgenröte Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

## 11. Hoffnung.

Emanuel von Geibel.

1. Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

3. Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

4. Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

6. Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

7. Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

## 12. Der Prozeß.

Christian Fürchtegott Gellert.

Ja, ja, Prozesse müssen sein!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz' alles auf
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben!

---

„Was sprecht ihr, Nachbar? Dieser Rain,
Der sollte, meint ihr, euer sein?
Nein, er gehört zu meinen Hufen."
„Nicht doch, Gevatter, nicht, ihr irrt!
Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
Von denen jeder sagen wird,
Daß lange vor der Schwedenzeit —"

„Gevatter, ihr seid nicht gescheit!
Versteht ihr mich? Ich will's euch lehren,
Daß Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun."
So saget Kunz, schlägt in die Hand
Und rückt den spitzen Hut die Quere:
„Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
So meid' ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advokat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.

Er läuft und holt Herrn Glimpfen ein.
„Wie," sprecht ihr, „kann das möglich sein?
Kunz war zu Fuß und Glimpf zu Pferde."
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt' euch, stellt das Reden ein;
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herrn Glimpfen sprechen.
Ich sag' es noch einmal, Kunz holt Herrn Glimpfen ein,
Greift in den Zaum und grüßt Herrn Glimpfen.
„Herr," fängt er ganz erbittert an,
„Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen,
Der, denkt nur, spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein, den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr," fuhr er fort, „Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden)
O, dient mir wider ihn, und helft die Sach' entscheiden."

„Kein Mensch," versetzt Herr Glimpf, „dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden;
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Jurist,
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß seit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden ist.
Ich will euch eure Sache führen.
Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren."
Glimpf reitet fort. „Herr," ruft ihm Kunz noch nach,
„Ich halte, was ich euch versprach."

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt.
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünfundzwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesamt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht.
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urteil kommt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Klienten auf:
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
Ich schwör' euch, endlich durchzudringen;
Doch —"

„Herr, ich hör' es schon, ich will das Geld gleich bringen."
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit.
Allein warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urteil kommt. O seht doch, Kunz gewinnt.
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was thut's, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
„O," ruft er, „lernt von mir, den Streit aufs höchste treiben!
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben."

## 13. Die Rosse von Gravelotte.

Karl Gerok.

1. Heiß war der Tag und blutig die Schlacht,
Kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.

2. Droben vom Waldsaum nieder ins Thal
Dreimal schmettert Trompetensignal,

3. Ladet so laut und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell.

4. Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwein,
Stellen die tapferen Reiter sich ein.

5. Aber nicht alle kehren zurück,
Mancher liegt da mit gebrochenem Blick,

6. Kam zur Reveille frisch noch und rot,
Liegt beim Appell bleich, blutig und tot.

7. Ledige Rosse, den Sattel leer,
Irren verwaist auf der Walstatt umher.

8. Doch der Trompete schmetternd Signal
Ruft aus der Ferne zum dritten Mal.

9. Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.

10. Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
Trabt ihm zur Seite, wie sonst in der Reih'.

11. Selber der blutige Schimmel, so müd',
Hinkt auf drei Beinen und reiht sich ins Glied.

12. Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwein,
Stellen die ledigen Rosse sich ein.

13. Rosse wie Reiter verstehn den Appell,
Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell'.

14. Über dreihundert hat man gezählt,
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.

15. Über dreihundert! O blutige Schlacht,
Die so viel Sättel hat ledig gemacht!

16. Über dreihundert! O ritterlich Tier,
Ohne den Reiter noch treu dem Panier!

17. Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
Denkt auch der Rosse vom Leibregiment.

---

## 14. Der Lotse.

Ludwig Giesebrecht.

1. „Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
Und muß am Vorgebirg zerschellen,
Lenkt sie nicht augenblicklich ein.

2. Ich muß hinaus, daß ich sie leite!"
„Gehst du ins offne Wasser vor,
So legt dein Bot sich auf die Seite
Und richtet nimmer sich empor."

3. „Allein ich sinke nicht vergebens,
Wenn sie mein letzter Ruf belehrt.
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
Ist wohl ein altes Leben wert.

4. Gieb mir das Sprachrohr. Schifflein, eile,
Es ist die letzte, höchste Not."
Vor fliegendem Sturme gleich dem Pfeile
Hin durch die Schären eilt das Bot.

5. Jetzt schießt es aus dem Klippenrande.
„Links müßt ihr steuern!" hallt ein Schrei.
Kiel oben treibt das Bot zu Lande,
Und sicher fährt die Brigg vorbei.

---

## 15. Siegeslied nach der Schlacht bei Prag.

Wilhelm Gleim.

1. Viktoria! Mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott!
Er liegt, Viktoria!

2. Zwar unser Vater ist nicht mehr;
Jedoch er starb ein Held
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

3. Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland;
Sein alter Kopf war kaum so weiß
Als tapfer seine Hand.

4. Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff er eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn;

5. Und sagte: „Kinder, Berg hinan!
Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir folgten alle, Mann für Mann,
Geschwinder als der Blitz.

6. Ach, aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha, welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

7. Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind
Zu rächen deinen Tod.

## 16. Gefunden.

Wolfgang von Goethe.

1. Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

2. Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

3. Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

4. Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's,
Am hübschen Haus,

5. Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und grünt so fort.

---

## 17. Der Sänger.

Wolfgang von Goethe.

1. „Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!"
Der König sprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

2. „Gegrüßet seid mir, edle Herrn!
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen."

3. Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

4. „Die goldne Kette gieb mir nicht;
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

## 18. Der getreue Eckart.

Wolfgang von Goethe.

„O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern!
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge!"

2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

3. Gesagt, so geschehn! Und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es, und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wütige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

4. Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell;
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!"
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut!"
„Nein, keineswegs! Alles geht herrlich und gut;
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein!

5. Und der es euch anrät, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt;
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet. „Ein herrliches Bier!"
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?"
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergötzt,
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

8. Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

---

## 19. Johann, der Seifensieder.

Friedrich von Hagedorn.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen,
Und wann er aß, so mußt' er singen;
Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrot, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.

Man horcht, man fragt: „Wer singt schon wieder?“
Wer ists? Der muntre Seifensieder.

Es hatte nah’ bei seiner Thür
Ein reicher Prasser sein Quartier,
Ein Wirt feinschmeckender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stolz auf seinem Gelde saß
Und oft die halben Nächte fraß.

Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! Lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder?
Ach wäre doch zu meinem Heil
Der Schlaf hier wie die Austern feil!“

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen
Und spricht: „Mein lustiger Johann!
Wie geht es euch? Wie fangt ihr’s an?
Es rühmt ein jeder eure Ware;
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?“
„Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vorteil sei.
So rechn’ ich nicht! Ein Tag bescheret,
Was der, so auf ihn kommt, verzehret.
Das folgt im Jahr, ich weiß die Zahl,
Dreihundertfünfundsechzigmal.“

„Ganz recht; doch könnt ihr mir’s nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?“
„Mein Herr, ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr,

So wie's dann fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle rot gefärbt,
Der hatte wohl wie ihr geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifensieder."

Dies schien den Reichen zu erfreun.
„Hans," spricht er, „du sollst glücklich sein.
Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler.
Da hast du bare fünfzig Thaler;
Nur unterlasse den Gesang.
Das Geld hat einen bessern Klang."

Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude
Und seiner Augen neue Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht er alles, weil er glaubt,
Daß ihn ein frecher Dieb beraubt,
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß
Und wedelnd bei dem Kessel saß;
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichtum paart.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh
Den vollen Beutel wieder zu
Und spricht: „Herr, lehrt mich beſſ're Sachen,
Als statt des Singens Geld bewachen.
Nehmt immer euren Bettel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden;
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder."

---

## 20. Die Witwe zu Eisenach.

Karl Rudolf Hagenbach.

1. Horch, durch des Winters Sturmgesause
Ertönt mit Macht ein neues Lied.
An manchem stolzen Herrenhause
Der stumme Chor vorüberzieht;
Doch vor der Witwe stiller Wohnung,
Da wird der Mund ihm aufgethan,
Und mit gar festlicher Betonung
Stimmt er die frommen Weisen an.

2. Hin zu der Schüler Lobgesängen
Neigt sich der frommen Witwe Ohr.
Ihr ist's, als ob ins Herz ihr klängen
Der Engel Grüß' aus höhrem Chor;

Doch weitaus von den Stimmen allen,
So keck und frisch und doch so rein,
Hört sie des einen Stimm' erschallen.
„Wer mag der junge Sänger sein?

3. Den Sänger, ja, den muß ich kennen,
O bringt den Knaben her zu mir!
Komm, sollst mich deine Mutter nennen,
Du lieber Sänger, weile hier!"
Und unters Dach führt sie den Armen
Und fragt und forscht nach seiner Not.
An ihrem Herd soll er erwarmen,
Sich sättigen von ihrem Brot.

4. So wuchs heran der Martin Luther,
Erzogen in der Witwe Haus,
Und es erblüht der frommen Mutter
Ein ewig frischer Kranz daraus.
Denn wo von Luther wird gesungen,
Fängt man mit diesem Liede an,
Und dankbar rühmen's alle Zungen,
Was an dem Kleinen sie gethan.

---

## 21. Lorelei.

Heinrich Heine.

1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

2. Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

3. Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar.
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

4. Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

5. Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

6. Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

---

## 22. Wanderlied.

Justinus Kerner.

1. Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben,
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

2. Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht stehn;
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

3. Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

## 23. Der reichste Fürst.

Justinus Kerner.

1. Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

2. „Herrlich“, sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.“

3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle!“
Sprach der Pfalzgraf von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein!“

4. „Große Städte, reiche Klöster“,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

5 Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

6. Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß!“

7. Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein.“

## 24. Fehrbellin.

Julius Minding.

1. Herr Kurfürst Friedrich Wilhelm, der große Kriegesheld,
Seht, wie er auf dem Schimmel vor den Geschützen hält!
Das war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin!
Das war ein heißes Streiten am Tag von Fehrbellin!

2. Wollt ihr, ihr trotz'gen Schweden, noch mehr vom deutschen Land?
Was tragt ihr in die Marken den wüt'gen Kriegesbrand?
Herr Ludwig von der Seine, der hat euch aufgehetzt,
Daß Deutschland von der Peene zum Elsaß werd' zerfetzt.

3. Doch nein, Graf Gustav Wrangel, hier steh' nun einmal still!
Dort kommt Herr Friedrich Wilhelm, der mit dir reden will.
Gesellschaft aller Arten bringt er im raschen Ritt
Samt Fahnen und Standarten zur Unterhaltung mit.

4. Nun seht ihn auf dem Schimmel, ein Kriegsgott ist es, traun!
Den Boden dort zum Tanze will er genau beschaun.
Und unter seinen Treuen, da reitet hintenan,
Zuletzt, doch nicht aus Scheuen, Stallmeister Froben an.

5. Und wie Herr Wrangel drüben den Schimmel nun erblickt,
Ruft er den Kanonieren: „Ihr Kinder, zielt geschickt!
Der auf dem Schimmel sitzet, der große Kurfürst ist's.
Nun donnert und nun blitzet! Auf wen's geschieht, ihr wißt's."

6. Die donnern, und die blitzen und zielen wohl nichts Schlecht's.
Und um den Herren fallen die Seinen links und rechts;
Dem Derfflinger, dem alten, fast wird es ihm zu warm,
Er ist kein Freund vom Halten mit dem Gewehr im Arm.

7. Und dicht und immer dichter schlägt in die Heeresreihn
Dort in des Schimmels Nähe der Kugelregen ein.
„Um Gott, Herr Kurfürst, weiche!" Der Kurfürst hört es nicht;
Es schaut sein Blick, der gleiche, dem Feind ins Angesicht.

8. Der Schimmel mocht' es ahnen, wem dieses Feuer gilt;
Er steigt und schäumt im Zügel, er hebt sich scheu und wild.
Die Herren alle bangen, doch ihm sagt's keiner an;
Wär' doch nicht rückwärts gangen, der fürstlich große Mann.

9. O Preußen, damals wägte auf eines Auges Blick,
Auf eines Zolles Breite sich furchtbar dein Geschick.
O Zollern, deine Krone, o Friederich, dein Ruhm,
Hier galt's im Ahn dem Sohne, im Hut dem Königtum.

10. Hier galt es Sieg und Freiheit ob nord'scher Übermacht.
Und wer, wenn er gefallen, wer schlüge seine Schlacht?
Nicht Homburgs edle Hitze, nicht Derfflings rauher Mut,
Nicht Grumbkows Säbelspitze, nicht Heer noch Landsturm gut.

11. Und doch, der Tod ist nahe und mäht um ihn herum,
Und alles zagt und trauert, und alles bleibet stumm.
Die Scheibe ist der Schimmel, das merket jeder nun;
Doch helfen mag der Himmel, von uns kann's keiner thun!

12. Da reitet zu dem Fürsten Emanuel Froben her:
„Herr Kurfürst, euer Schimmel, er scheut sich vorm Gewehr;
Das Tier zeigt seine Launen, ihr bringt's nicht ins Gefecht.
So nehmt nur meinen Braunen, ich reit's indes zurecht!“

13. Der Herr schaut ihm herüber: „Es ist mein Lieblingsroß;
Doch das verstehst du besser, so reit' es nur zum Troß!“
Sie wechseln still, dann sprenget rasch, ohne Gruß und Wort,
Den Zügel lang verhänget, der edle Froben fort.

14. Und weit von seinem Herren hält er zu Rosse nun.
Für wenig Augenblicke scheint das Geschütz zu ruhn;
Der Kurfürst selber sinnet, warum es jetzt verstummt,
Und „Wacker war's gewinnet!“ der alte Derffling brummt.

15. Da plötzlich donnert's wieder gewaltig übers Feld,
Doch nur nach einem Punkte ward das Geschütz gestellt.
Hochauf der Schimmel setzet, Herr Froben sinkt zum Sand,
Und Roß und Reiter netzet mit seinem Blut das Land.

16. Die Ritter alle schauen gar ernst und treu hinein.
O Froben dort am Boden, wie glänzt dein Ruhmesschein!
Der Kurfürst ruft nur leise: „Ha, war das so gemeint?"
Und dann nach Feldherrnweise: „Nun vorwärts in den Feind!"

---

## 25. Hofers Tod.

Julius Mosen.

1. Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

2. Die Hände auf dem Rücken,
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

3. Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrat'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!"

4. Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.

Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

5. Dort soll er niederknieen;
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz'.
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!"

6. Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal.
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!"

---

## 26. Der kleine Hydriot.

Wilhelm Müller.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Bot mich gehn;
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.

Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug.
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht;
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot.“

Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zehn,
Mir war's, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an
Und deuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot.“

---

## 27. Der Glockenguß zu Breslau.

Wilhelm Müller.

1. War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und That.

2. Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

3. Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

4. Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt;

5. Im Magdalenenturme,
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

6. Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

7. Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar;

8. Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich lass' auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein,

9. Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß,
Das giebt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß;

10. Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an,
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!"

11. Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt
Und will entfesselt sein,

12. Und zischt ihm in die Ohren
Und zuckt ihm durch den Sinn
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

13. Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thät.

14. Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

15. Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

16. Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt;

17. Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann —
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

18. Da eilt er, abzuräumen,
Und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

19. Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

20. Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an.
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

21. Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut;
Er hört sein Todesurtel
Mit ungebeugtem Mut.

22. Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

23. „Ich dank' euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und wert,
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

24. Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang."

25. Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

26. Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein!
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude sein.

27. Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

28. Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

29. Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

30. Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht.
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

---

## 28. Chidher.

Friedrich Rückert.

1. Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei.
Er sprach, und pflückte die Früchte fort:
„Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

2. Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: „Wie lang ist die Stadt vorbei?"
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
„Das eine wächst, wenn das andre dorrt,
Das ist mein ewiger Weideort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

3. Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug;
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei.
Er sprach, und lachte meinem Wort:
„So lang, als schäumen die Wellen dort
Fischt man und fischt man in diesem Port."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

4. Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei.
Er sprach: „Der Wald ist ein ewiger Hort,
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort."
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

5. Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: „Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?"

Sie schrieen und hörten nicht mein Wort:
„So ging es ewig an diesem Ort
Und wird so gehen ewig fort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

---

## 29. Blücher.

Friedrich Rückert.

1.

1. Als Blücher durch die Straßen
Londons im Wagen fuhr,
Drängte sich ohne Maßen
Das Volk auf seine Spur.

2. Sie wollten all' ihn grüßen;
Da hielt er aus dem Schlag,
Weil man sie wollte küssen,
Die Hand den ganzen Tag.

3. Sie küßten auf und nieder,
Wo jeder kam dazu,
Die Hand durch alle Glieder,
Die Hand und ihren Schuh.

4. Da sprach der alte Streiter
Still zu sich mit Verstand:
„Wenn das so fortgeht weiter,
So komm' ich um die Hand.

5. Man wird sie ab mir küssen;
Und ja nicht weiß ich doch,
Ob ich sie werde müssen
Nicht irgend brauchen noch.“

6. Drauf eine Hand von Leder
Setzt' er an jener statt:
Da küsse sich nun jeder
Nach Lust am Leder satt.

7. Sie sahn am Wagen baumeln
Die Hand, die schlaff genug;
Sie küßten sie mit Taumeln
Und merkten nicht den Trug.

8. Auffiel ihr welk Geschlotter
Doch einem von der Schar,
Der von Pudding und Potter
Genährt am besten war.

9. „Goddam!“ sprach er verwegen,
„Wie konnte diese Hand
Nur führen jenen Degen,
Der Frankreich überwand?“

2.

1. Da kamen von dem Namen
Des deutschen Feldmarschalls
Gelockt die britt'schen Damen
Herbei nun ebenfalls.

2. Begehrten von den Haaren
Des alten Feldmarschalls,
Als Schmuck sie zu bewahren
Am Busen, um den Hals.

3. Da zog er ohne Stocken
Den Hut vom Haupte fein
Und zeigte, daß die Locken
Ihm ausgegangen sei'n.

4. „Verzeihung, schöne Damen,
Daß ich mit solchem Flor
Nicht dienen kann, es kamen
Euch andre schon zuvor;

5. Die mir die Locken nahmen
Und stritten drum zumal,
Die Jahre, schöne Damen,
Sind's, die mich machten kahl.

6. Die kriegerischen Jahre,
Sie nahmen alles schier,
Und diesen Rest nur spare
Ich noch für Deutschland hier,

7. Daß, wenn mir altem Tropfe
Wird dort mein Lorbeerkranz,
Er auf dem kahlen Kopfe
Sei ohne Halt nicht ganz."

3.

1. Der König Wilhelm Friederich
Sprach sanft zu seinem Helden:
„Ihr spielt, und zwar nicht niederig,
Wie ich mir höre melden.

2. Ich bitt' euch, lieber, alter Held,
Des bösen Beispiels wegen
Stellt ein das Spiel um hohes Geld."
Da sprach der alte Degen:

3. „Ich habe niedrig nie gespielt,
Seit ich das Spiel begonnen;
Und wo dem Feind die Bank ich hielt,
Da habt ihr stets gewonnen.

4. So laßt, Herr König, also mich
Fortspielen, weil ich lebe.
Doch will ich nicht dadurch, daß ich
Ein böses Beispiel gebe.

5. Nicht viel verlieren darf, wer noch
Gewonnen keine Schlachten;
Wer sie gewinnt, spielt nie zu hoch,
Das mögen sie beachten.

6. Und sollt' ich auch mein Fürstentum
Im hohen Spiel verlieren,
Verlier' ich nie doch meinen Ruhm,
Noch meiner Preußen ihren."

---

## 30. Bestrafte Ungenügsamkeit.

Friedrich Rückert.

1. Es war ein Kloster Grabow im Lande Usedom,
Das nährte Gott vor Zeiten aus seiner Gnaden Strom.
Sie hätten sich sollen begnügen!

2. Es schwammen an der Küste, daß es die Nahrung sei
Den Mönchen in dem Kloster, jährlich zwei Fisch' herbei.
Sie hätten sich sollen begnügen!

3. Zwei Störe, groß gewaltig; dabei war das Gesetz,
Daß jährlich sie den einen fingen davon im Netz.
Sie hätten sich sollen begnügen!

4. Der andre schwamm von dannen, bis auf das andre Jahr,
Da bracht' er einen neuen Gesellen mit sich dar.
Sie hätten sich sollen begnügen!

5. Da fingen wieder einen sie sich für ihren Tisch;
Sie fingen regelmäßig Jahr aus Jahr ein den Fisch.
Sie hätten sich sollen begnügen!

6. Einst kamen zwei so große in einem Jahr herbei;
Schwer war die Wahl den Mönchen, welcher zu fangen sei?
Sie hätten sich sollen begnügen!

7. Sie fingen alle beide; den Lohn man da erwarb,
Daß sich das ganze Kloster den Magen dran verdarb.
Sie hätten sich sollen begnügen!

8. Der Schaden war der kleinste, der größte kam nachher:
Es kam nun gar zum Kloster kein Fisch geschwommen mehr.
Sie hätten sich sollen begnügen!

9. Sie hat so lange gnädig gespeiset Gottes Huld;
Daß sie nun des sind ledig, ist ihre eigne Schuld.
Sie hätten sich sollen begnügen!

---

## 31. Auf die Schlacht an der Katzbach.

Friedrich Rückert.

1. Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Tieren sprechen,
Jetzt und hernach!
Dort bei Roßbach! Dort bei Roßbach!
Dort von euren Rossen
Hat man euch einst geschossen,
Ist das Blut geflossen
In rechtem Bach.

2. Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Tieren sprechen,
Jetzt und hernach!
An der Katzbach! An der Katzbach!
Da haben wir den Katzen
Abgehaun die Tatzen,
Daß sie nicht mehr kratzen.
Kein Hieb ging flach!

---

## 32. Das Schlaraffenland.

Nach Hans Sachs.

Eine Gegend heißt Schlaraffenland,
Den faulen Leuten wohl bekannt,
Das liegt drei Meilen hinter Weihnachten;
Ein Mensch, der da hinein will trachten,
Der muß sich großer Ding' vermessen
Und durch einen Berg von Hirs'brei essen,
Der ist drei ganze Meilen dick;
Alsdann ist er im Augenblick
In dem Schlaraffen-Königreich.
Dem ist kein Land an Reichtum gleich;
Da sind die Häuser gedeckt mit Fladen,
Lebkuchen Thüren und Fensterladen;
Um jedes Haus geht rings ein Zaun,
Geflochten aus Bratwürsten braun;
Vom besten Weine sind die Bronnen,
Kommen einem selbst ins Maul geronnen.
An den Tannen wachsen süße Krapfen
Wie hier zu Land die Tannenzapfen.
Auf Weidenkuppen Semmeln stehn,
Und unten hin Milchbäche gehen,
Darein die Semmeln fallen herab,
Daß jedermann zu essen hab'.
Gekocht, gesalzen, gebraten gehen
Die Fische in Teichen und in Seeen,
Sie kommen ans Ufer so nahe heran,
Daß man mit Händen sie greifen kann.
Auch fliegen herum, ihr könnt es glauben,
Gebrat'ne Hühner, Gäns' und Tauben;
Wer sie nicht fängt und ist zu faul,
Dem fliegen sie von selbst ins Maul.
Die Schweine, fett und wohlgeraten,
Laufen im Land herum gebraten,

Ein Messer steckt in ihrem Rücken;
Man schneidt sich ab die besten Stücken
Und steckt das Messer wieder hinein.
Die Käse wachsen wie die Stein'.
Auch ist ein Jungbrunn in dem Land,
Mit dem ist es also bewandt:
Wer da ist häßlich, krumm und alt,
Wird drinnen jung und wohlgestalt.
Es giebt im Lande Kurzweil viel:
Schützenfest, Wettlauf und andres Spiel.
Wenn nach dem Ziele schießen die Gäste,
Der am weit'sten fehlt, gewinnt das Beste;
Im Laufen gewinnt der letzte allein.
Das Polsterschlafen ist allgemein.
Auch ist im Land gut Geld gewinnen:
Wer nur recht faul ist und schläft darinnen,
Erhält Bezahlung stundenweis,
Zween Pfennig die Stund', das ist der Preis.
Dem, welcher da sein Geld verspielt,
Man alles zwiefach gleich vergilt.
Und wer seine Schuld nicht gern bezahlt,
Dem muß, wenn sie ein Jahr wird alt,
Der Gläubiger das doppelte geben.
Der, welcher liebt ein lustig Leben,
Kriegt für den Trunk einen Batzen Lohn.
Für 'ne große Lüge giebt's eine Kron'.
Doch muß sich hüten da ein Mann,
Daß man Vernunft ihm merke an;
Wer Sinn und Witz gebrauchen wollt',
Dem wird kein Mensch im Lande hold;
Wer gern arbeitet mit der Hand,
Dem verbeut man 's Schlaraffenland,
Wer unnütz ist, sich nichts läßt lehren,
Der kommt im Land zu großen Ehren.
Wer als der Faulste wird erkannt,
Der Mann ist König in dem Land;

Wer wüst, wild und unsinnig ist,
Grob, unverständig zu aller Frist,
Aus dem macht man im Land einen Fürsten;
Wer gerne ficht mit Leberwürsten,
Aus dem ein Ritter wird gemacht;
Und welcher gar nichts weiter acht't
Als essen, trinken und viel schlafen,
Aus dem macht man im Land einen Grafen;
Wer tölpisch ist und gar nichts kann,
Der wird im Land ein Edelmann.

Wer also lebt, wie obgenannt,
Der ist gut fürs Schlaraffenland,
Doch für ein andres taugt er nicht.
Drum ist ein Spiegel dies Gedicht,
Dem Faulen sein Angesicht zu weisen.
Wer will, mag zu den Schlaraffen reisen.

---

## 33. Der Derfflinger.

Friedrich von Sallet.

1. Der Derfflinger war ein Schneidergesell',
Doch nimmer ließ es ihn ruhn;
Er dacht' an anders als Nadel und Ell' —
„Was aber, was soll ich thun?"

2. Da kam er beim Wandern die Kreuz und Quer
Zum Fährmann bei Tangermünd;
Hinüber wollt' er, sein Beutel war leer.
„Lump, zahle, sonst pack' dich geschwind!"

3. „Ihr nehmt doch dort die Kerle mit,
Es bezahlt euch ja keiner nicht."
„Das sind auch keine Schneiderböck' nit,
Sind Kriegsleut', Respekt, du Wicht!"

4. Die Lippen biß er, verhöhnt blieb er stehn
Und fluchte grimmig für sich:
„Ihr Schufte, das soll mir nicht zweimal geschehn!
Ich zeig's, was sich schickt für mich.“

5. Da ward er ein rascher Reitersmann,
Zum Teufel schmiß er die Ell',
Dafür packt er 'nen Degen an,
Den schwang er gewichtig und schnell.

6. Bald hat er ein Regiment kommandiert,
Zuletzt ward er Feldmarschall;
Da hat ihn kein Fährmann mehr abgeführt,
Sie respektierten ihn all';

7. Ein Gott den Soldaten, ein Teufel in Streit,
Wie maß er der Schwedischen Heer'
Bei Fehrbellin die Läng' und die Breit'!
Die eiserne Elle war schwer.

8. Drum sag' ich: Keiner steh' still in der Welt!
Wen's antreibt, nur vorwärts, schnell!
Wer ein Held kann werden, der werd' ein Held,
Und wär's auch ein Schneidergesell!

---

## 34. Andreas Hofer.

Max von Schenkendorf.

1. Als der Sandwirt von Passeier
Insbruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten ihm zur Feier
Mit den Geigen mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

2. Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille,
Wir sind all' dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind' besiegen.

3. Kniet bei euren Rosenkränzen!
Dies sind meine frohsten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser,
Dies ist mir das liebste Carmen:
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

4. Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wie viel Leichen wir hier säten
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen.
Gott allein kann uns beschützen!"

---

## 35. Der Alpenjäger.

Friedrich von Schiller.

1. Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

2. Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

3. Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten,
Wild ist's auf den wilden Höhn!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen,
Mutter, Mutter, laß mich ziehen.“

4. Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort,
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

5. Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

6. Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

7. Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst; denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.

Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

8. Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier:
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde,
Was verfolgst du meine Herde?“

## 36. Rätsel.

Friedrich von Schiller.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größ'res Untier trug;
Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt.
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wütenden Orkan.

## 37. Rätsel.

Friedrich von Schiller.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen,
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.

Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert,
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach kristallenrein
Von einem einz'gen Edelstein.
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

---

## 38. Der Ring des Polykrates.

Friedrich von Schiller.

1. Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Ägyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin."

2. „Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen,
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
Solang' des Feindes Auge wacht."

3. Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar.

4. Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor."

Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

5. Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

6. Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

7. Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Scharen,
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren,
Schon nahe sind sie diesem Strand."

8. Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg."

9. Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen;
Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil!
Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil.

10. Auch mir ist alles wohl geraten,
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld.
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

11. Drum willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück dir Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

12. Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer."

13. Und jener spricht von Furcht beweget:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Flut.

14. Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn."

15. Und als der Koch den Fisch zerteilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocherstauntem Blick:

„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück!“

16. Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein;
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.“
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

---

## 39. Der Wilde.

Johann Gottfried Seume.

Ein Kanadier, der noch Europens
Übertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tief verdeckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Überfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.

Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,“
Bat er mit der herzlichsten Gebärde
Den gesittet feinen Eigentümer,
„Hier in eurem Hause Obdach finden.“
„Willst du mißgestaltes Ungeheuer,“
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!“
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirtbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versproch'nen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildnis brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo

Längs den hohen, schwarzen Felsenwänden.
Ängstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen;
Und er faßte Mut und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,"
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd,
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege."

„Kommt herein," versetzt der Unbekannte,
„Wärmt euch, noch ist Feuer in der Hütte."
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirten.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirt der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen

Der Hurone jetzt vor seinem Gaste
Und erweckt' ihn; und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung
Über Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer.
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"

Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirte
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bessre Menschen."
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

---

## 40. Der Läufer von Glarus.

Adolf Stöber.

Einst fochten die von Uri sich
Und die von Glarus bitterlich
Um ihre Landesscheiden an;
Da ward zuletzt der Spruch gethan:
„Zur Tag- und Nachtgleich' allerfrühst,
Sobald der Hahn den Morgen grüßt,
Soll nach der beiden Länder Enden
Jedweder einen Läufer senden,

Und wo sich dann begegnen beide,
Da sei fortan des Landes Scheide."
Und als der Morgen war gekommen,
Und kaum die höchsten Alpen glommen,
Zu Uri wachte schon der Hahn
Und sang den Morgen lustig an —
Der Hunger hatt' ihn früh' geweckt —
Und wie er kaum die Flügel reckt,
Bricht schon der Urner hurtig auf
Und nimmt zur Scheide seinen Lauf;
Indes zu Glarus schläft noch fest
Der Hahn in seinem warmen Nest.
Sie hatten trefflich ihn gefüttert,
Drum schlief er fest und unerschüttert,
Derweil im roten Morgenbrand
Ihn bänglich die Gemein' umstand.
Doch endlich hub er an zu krähen
Und schlummertrunken sich zu blähen;
Und hurtig sprang der Glarner auf
Und nahm zur Scheide seinen Lauf.

Doch als er eilte kurze Strecke,
Kam droben um die Felsenecke
Der Urner schon mit stolzen Schritten
Ins fremde Land herabgeschritten.
Der Glarner hielt mitnichten an,
Er sprang noch unverzagt bergan,
Daß er noch Land dem guten Rechte
Und seinem Volk gewinnen möchte.
Der Urner hüpft mit lautem Hohn:
„Hier ist die Scheide!" ruft er schon;
Doch will er von den Alpenmatten
Ein Stückchen ihm zurückerstatten,
Soweit es ihm noch möge glücken,
Ihn fortzutragen auf dem Rücken.

Der schwingt ihn auf die Schultern drauf
Und klettert frisch den Steg hinauf,
Er atmet schwer, das Knie bricht ein,
Erblassend stürzt er aufs Gestein.
„Hier ist die Grenze!“ ruft er schnelle.
Sein Grabstein ist zur selben Stelle.

Da ruhe nun von deinem Lauf
Und atme wieder fröhlich auf!
Du bist, solang' dein Fuß dich trug,
Und bis zum letzten Atemzug
Fürs gute Recht vorangedrungen
Und hast ihm treulich Land errungen
Und weiter seine Mark gesetzt.
Glückselig, wer zu guter Letzt
„Hier ist die Grenze!“ rufen kann!
Am Steine, den dein Mut gewann,
Den Ruhstein du gefunden hast.
Da, braver Läufer, halte Rast.

---

## 41. Graf Richard Ohnefurcht.

Ludwig Uhland.

Graf Richard von der Normandie
Erschrak in seinem Leben nie.
Er schweifte Tag und Nacht umher,
Manchem Gespenst begegnet' er,
Doch hat ihm nie was Graun gemacht,
Bei Tage noch um Mitternacht.
Weil er so viel bei Nacht thät reiten,
So ging die Sage bei den Leuten,
Er seh' in tiefer Nacht so licht,
Als mancher wohl bei Tage nicht.

Er pflegte, wenn er schweift' im Land,
So oft er wo ein Münster fand,
Wenn's offen war, hineinzutreten,
Wo nicht, doch außerhalb zu beten.
So traf er in der Nacht einmal
Ein Münster an im öden Thal;
Da ging er fern von seinen Leuten,
Nachdenklich, ließ sie fürbaß reiten.
Sein Pferd er an die Pforte band,
Im Innern einen Leichnam fand.
Er ging vorbei hart an der Bahre
Und kniete nieder am Altare,
Warf auf 'nen Stuhl die Handschuh' eilig,
Den Boden küßt' er, der ihm heilig.
Noch hatt' er nicht gebetet lange,
Da rührte hinter ihm im Gange
Der Leichnam sich auf dem Gestelle.
Der Graf sah um und rief: „Geselle,
Du seist ein Guter oder Schlimmer,
Leg' dich aufs Ohr und rühr' dich nimmer!"
Dann erst er sein Gebet beschloß,
Weiß nicht, ob's klein war oder groß.
Sprach dann sich segnend: „Herr! mein' Seel'
Zu deinen Händen ich empfehl'."
Sein Schwert er faßt' und wollte gehn,
Da sah er das Gespenst aufstehn,
Sich drohend ihm entgegenrecken,
Die Arme in die Weite strecken,
Als wollt' es mit Gewalt ihn fassen
Und nicht mehr aus der Kirche lassen.
Richard besann sich kurze Weile,
Er schlug das Haupt ihm in zwei Teile;
Ich weiß nicht, ob es wehgeschrien,
Doch mußt's den Grafen lassen ziehn.
Er fand sein Pferd am rechten Orte;
Schon ist er aus des Kirchhofs Pforte,

Als er der Handschuh' erst gedenkt.
Er läßt sie nicht, zurück er lenkt,
Hat sie vom Stuhle weggenommen;
Wohl mancher wär' nicht wiederkommen.

---

## 42. König Karls Meerfahrt.

Ludwig Uhland.

1. Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heil'gen Lande steuert' er
Und ward vom Sturm verstoßen.

2. Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

3. Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind und Wellen jagen?“

4. Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so
Wie um die Altekläre.“

5. Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!“

6. Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!“

7. Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle,
Ich hab' euch manchen Dienst gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!"

8. Herr Naimes diesen Ausspruch that:
„Schon vielen riet ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rat
Sind oft zu Schiffe teuer."

9. Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst ins Trockne legen."

10. Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen schwingen."

11. Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den roten Wein
Als Wasser in dem Meere."

12. Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Äß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

13. Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich laß mir's halt gefallen,
Man richtet mir nichts anders an
Als meinen Brüdern allen."

14. Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen;
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

## 43. Klein Roland.

Ludwig Uhland.

1. Frau Bertha saß in der Felsenkluft,
Sie klagt' ihr bitteres Los.
Klein Roland spielt' in freier Luft,
Des Klage war nicht groß.

2. „O König Karl, mein Bruder hehr,
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnst du schrecklich mir.

3. O Milon, mein Gemahl so süß,
Die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Liebe alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

4. Klein Roland, du mein teures Kind,
Nun Ehr' und Liebe mir,
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all' von dir.

5. Klein Roland, geh' zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank,
Und wer dir giebt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!"

6. Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal.
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.

7. Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut,
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berthas Einsamkeit.

8. Und draußen in des Hofes Kreis
Da saßen der Bettler viel,
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr als am Saitenspiel.

9. Der König schaut in ihr Gedräng'
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

10. Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfarb zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschar,
Herauf zum Saal er blickt.

11. Herein zum Saal Klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

12. Der König denkt: „Was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch."
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So lassen's die andern auch.

13. Es stund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal,
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

14. „Heida! Halt an, du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut.
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

15. Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt' er bald.
„Du trittst in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald.

16. Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
Wie man Äpfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Brunnen frisch
Meines roten Weines Schaum."

17. „Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen frisch,
Die bricht die Äpfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbret und Fisch,
Ihr roten Weines Schaum."

18. „Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind,
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind?

19. Sag' an, wer ist denn ihr Truchseß?
Sag' an, wer ist ihr Schenk?"
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk."

20. „Sag' an, wer sind die Wächter treu?"
„Mein Augen blau allstund."
„Sag' an, wer ist ihr Sänger frei?"
„Der ist mein roter Mund."

21. „Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherlei."

22. „Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat."

23. „Die Dame hat nach meinem Sinn
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält.

24. So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohlauf, drei Damen, auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!“

25. Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

26. Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

27. Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf Himmel, seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

28. Hilf Himmel, Schwester Bertha, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel, in meinem Prunksaal reich,
Den Bettelstab in der Hand.“

29. Frau Bertha fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

30. Frau Bertha senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Öhm begrüßt er laut.

31. Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh' auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein.“

32. Frau Bertha hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Gut's gethan.

33. Soll werden seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.

34. Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland."

---

## 44. Roland Schildträger.

Ludwig Uhland.

1. Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten,
Man stellte Wildbret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch roten, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

2. Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein,
Tief im Ardennerwalde."

3. Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Naims von Bayern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

4. Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater, hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen euern Speer
Samt eurem guten Schilde.“

5. Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen,
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

6. Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen,
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen und Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

7. Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten.

Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

8. Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf aufwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge.“

9. Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt erst sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

10. Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schild ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken.“

11. Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken.
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen.“

12. Der Riese mit der Stange schlug
Auslangend in die Weite,
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

13. Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt',
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

14. Dem Riesen schwand der Mut dahin,
Wie ihm der Schild entrissen,
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

15. Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom von Blute lief
Ins tiefe Thal hinunter;
Und aus des Toten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach,
Und freute sich am Glanze.

16. Dann barg er's unterm Kleide gut
Und ging zu einem Quelle,
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.

Zurücke ritt der jung' Roland
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

17. Er legt sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach' auf, wach' auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

18. Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde,
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt',
Der Riese lag im Blute.

19. Roland kaum seinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

20. Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese, frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern."

21. Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.
Doch seh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Haimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere."

22. Herr Haimon ritt in trübem Mut,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden."

23. Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin,
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück,
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen."

24. Der Herzog Naims von Bayerland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen, stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck;
Hei! Bayrisch Bier ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köstlich munden!"

25. Graf Richard kam zu Fuß daher
Ging neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch samt dem Schwerte:

„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen.“

26. Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, des ist die Kron’,
Der wird das Kleinod bringen!“
„Den Schild hab’ ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt’ ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen.“

27. Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte,
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusamt dem festen Schilde.

28. Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht’ er von Vaters Schilde los
Den Zierat in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt’ er ein,
Das gab so wunderklaren Schein
Als wie die liebe Sonne.

29. Und als nun diese helle Glut
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemut:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen.“

30. Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all die Helle:
„Roland, sag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?"
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil ihr eben schliefet!"

## 45. Der Schenk von Limburg.

Ludwig Uhland.

1. Zu Limburg auf der Veste,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

2. Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

3. Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß, stark und lang,
Mit dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

4. Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einstmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

5. Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagsschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen,
Und stand vor ihm der Graf.

6. Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie;
Man muß im Walde schweifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgends still."

7. Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zur Haft.

8. Der Spieß ist mir verfangen,
Des ich so lang begehrt,
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

9. „Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich mal alt und krank."

10. „Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu mir das, Gesell,
Und gieb mir eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell."

11. Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

12. Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!"

---

## 46. Das Erkennen.

Johann Nepomuk Vogl.

1. Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

2. Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt;
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

3. So tritt er ins Städtchen durchs alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

4. Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die beiden vereint.

5. Doch sieh, Freund Zollmann erkennt ihn nicht;
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

6. Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.

7. Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"

8. Doch sieh, auch das Mägdlein erkennt ihn nicht;
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

9. Und weiter geht er die Straße entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

10. Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her:
„Gott grüß' euch!" so spricht er und sonst nichts mehr.

11. Doch sieh, das Mütterchen schluchzet voll Lust:
„Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.

12. Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

---

## 47. Heinrich der Vogler.

Johann Nepomuk Vogl.

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröte Glut.

2. In Wies' und Feld und Wald und Au',
Horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

3. Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!

Was gilt's? Heut giebt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

4. Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschar?"

5. Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! Die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!

6. Ei nun! Was giebt's?" Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr Herrn? Sagt an!"

7. Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

8. Dies rufend knien sie vor ihn hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

9. Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang;
Herr Gott, wie dir's gefällt!"

---

## 48. Die Spinne und das Podagra.

Friedrich Wilhelm Zachariä.

(Nach Burkard Waldis.)

Das Podagra und eine Spinne,
Geführt von ihrem Eigensinne,
Entschlossen sich, die Welt zu sehn
Und Abenteuern nachzugehn.

Sie trafen unterwegs sich an
Und grüßten sich, da sie sich sahn,
So leicht, so artig und galant,
Als hätten sie sich längst gekannt.
„Ich dächte,“ sprach das Podagra,
„Wir setzten nach dem Dorfe da
Zusammen unsre Reise fort;
Es scheint ein wohlgelegner Ort.“
Der Spinne war das eben recht.
Sie kamen an das Dorf; geschwächt,
Hinfällig, kraftlos und halb lahm
Erlag das Podagra und nahm
Sobald als möglich voll Begier
Bei einem Bauer sein Quartier.
Die Spinne hält sich für gescheiter
Und nimmt den Weg noch etwas weiter
Bis zu des Edelmannes Haus.
Hier wählt sie einen Saal sich aus,
In welchem man mit großer Pracht
Zu einem Gastmahl Anstalt macht.
Sogleich nahm sie nach ihrem Witz
Von einem Fensterrahm Besitz,
Hub an mit emsigem Bestreben
Viel ihrer Fäden anzukleben.
Doch eh' ihr Netz noch fertig war,
Nimmt eine Stubenmagd es wahr,
Die mit dem Besen drüber fährt
Und unbarmherzig es zerstört.
Die Spinne hub von neuem an
Zu weben, wie sie erst gethan.
Bald ward der Saal voll Herrn und Damen,
Mit denen viel Lakaien kamen.
Ein naseweiser Bursche sah
Der Spinne Netz und rief: „Sieh da!
Was machst du hier?“ und stieß sogleich
Den Hut quer durch ihr Fadenreich.

Die Spinne ließ sich's nicht verdrießen
Und heftete mit muntern Füßen
Ihr hangend halbzerstörtes Nest
Zum dritten Mal am Fenster fest.
Da trat ein junges Fräulein her,
Das sah am Fenster ungefähr
Die Spinne hangen und schrie laut:
„Ach, Herr Baron, mir graut, mir graut!"
Und wies mit Schrecken auf die Spinne.
Kaum ward der Herr Baron sie inne,
So zog er wie ein Held den Degen,
Fing an im Netz herumzufegen,
So daß mit Not die Spinn' entkam
Und Abschied von dem Saale nahm.

Dem Podrogra ging's fast auch so,
Es ward der Herberg' wenig froh.
Nachdem es lang' genug gesessen,
Sprach es: „Ich möcht' ein wenig essen."
Der Bauer brachte trocken Brot,
Zum Trunk dazu kalt Wasser bot.
Dies waren nach so langen Reisen
Fürs Podagra sehr schlechte Speisen.
Es aß nicht viel, trank kaum dazu
Und sprach betrübt: „Bringt mich zur Ruh."
Da wies der Bauer ihm zum Bette
Gar eine harte Lagerstätte,
Worauf ein wenig Stroh nur lag.
Hier lag es kläglich, bis der Tag
Im Osten an zu grauen fing,
Und seufzend es von dannen ging.

Es traf die Spinne wieder an,
Die auch kein Auge zugethan;
Und alle beide klagten sich,
Wie elend und wie jämmerlich
Sie beiderseits die vor'ge Nacht
In Furcht und Sorgen zugebracht.

„Ich seh' wohl, wo der Knoten sitzt,"
Sprach drauf das Podagra, „dir nützt
Zum Aufenthalte kein Palast,
Sowie ich niemals Ruh und Rast
Bei schlechten Bauern finden kann.
Darum geh' du zum armen Mann,
Und ich will deinen Junker sehn,
So soll das Ding wohl besser gehn."

Dies waren beide wohl zufrieden,
Und beide gingen nun verschieden
Den Weg, sobald der Abend kam.
Das Podagra, voll Hoffnung, nahm
Zum Schloß des Junkers seinen Gang.
Mit welchem freudigen Empfang
Ward es von ihm nicht aufgenommen!
Kaum sah er es gehinket kommen,
So nahm er's höflich bei der Hand,
Führt's in sein Zimmer; drinnen stand
Ein Sofa mit viel weichen Kissen.
Davon legt' er ihm drei zu Füßen
Und sprach: „Ihr Gnaden fordern dreist,
Was ihrem Gaum willkommen heißt."
Drauf rief er seine Diener her;
Da ward der Tisch nicht einmal leer
Von Thee und Kaffee und Orsade,
Von Schokolad' und Limonade.
Alsdann ward von der Schüsseln Menge
Die große Tafel fast zu enge.
Da kam französisches Ragout,
Ein lockrer Pudding kam dazu,
Und Rostbeef nach der Britten Art;
Auch Austern mit und ohne Bart.
Dann kamen Austern am Kapaun,
Dann Austern schön gebraten, braun;
Dann wieder Austern in Pasteten,
Auch Fisch mit Austern, bis zum Töten.

Kurz alles, was die Schmausewelt
Für echte Leckerbissen hält,
War so im Überflusse da,
Als wär' es in Hammonia.
Die Weine? ja, wer kann sie zählen?
Gewiß, hier durfte keiner fehlen!
Und das Probieren riß nicht ab,
Vom Franzwein bis zum Wein vom Kap,
So daß das Podagra sogar
Gesättigt bis zum Ekel war.

Die Spinne trat zum armen Mann
Indes auch ihre Wallfahrt an.
Sie fand bei ihm ein freies Leben,
Fing an zu haspeln und zu weben
Nach Herzenslust, mit Füßen, Händen,
An Thüren, Fenstern, Balken, Wänden;
Und machte sich manch schönes Netz
Nach ihres Eigensinns Gesetz,
Rund, mit viel Strahlen, krumm und schief,
Gleich, ungleich, seltsam, flach und tief.
So herrschte sie im ganzen Haus,
Und niemand stört' und trieb sie aus.

Als drauf die beiden Wanderer
Nach kurzer Zeit von ungefähr
Sich wiedersahn, da rühmten beide,
Mit welcher wahren Lust und Freude
Ihr Leben nun versüßet sei.
Jedwedes blieb der Herberg' treu;
Vergnügen war auf beiden Seiten.
Und so wohnt noch zu diesen Zeiten
Die Spinne bei den Armen gern,
Das Podagra bei großen Herrn.

# Prosa.

## 49. Halt den Mittelweg!

Ernst Moritz Arndt.

Ihr habt wohl zuweilen von dem Wode gehört, dem wilden Jäger, der des Nachts durch Wald und Feld streunt und ruft: „Hallo! Hoho! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!" Dieser war vormals vor langen, langen Zeiten ein großer Fürst im Sachsenlande, der viele Burgen und Schlösser und Dörfer und Forsten hatte. Er liebte von allen Dingen in der Welt am meisten die Jagd und lebte mehr in den wilden Wäldern als auf seinen Schlössern, und war überhaupt eines jähen und wütigen Gemütes und ein rechter Zwingherr. Dieser Fürst hat, als er noch lebte, das begangen, was einem keiner glauben will, und was jeder für eine Fabel erklärt aus der allerältesten und allergrausendsten Heidenzeit. Einen Bauer, der auf einen Hirsch schoß, der ihm sein Korn abweidete, hat er ohne alle Barmherzigkeit lebendig auf den Hirsch festschmieden und das wilde Tier so mit ihm in den Wald laufen lassen. Da ist das geängstete Tier mit dem armen Mann so lange gelaufen und hat ihm Leib und Haupt und Schenkel an den Bäumen und Sträuchern so lange jämmerlich zerquetscht und zerrissen, bis zuerst der Bauer tot war, dann auch der Hirsch hinstürzte. Für solche greuliche Thaten hat der Unhold endlich auch seinen verdienten Lohn bekommen. Er hat sich auf der Jagd mit seinem Pferde den Hals gebrochen, welches durchgegangen und so gewaltig gegen eine Buche gerannt ist, daß es den Augenblick tot hinfiel, dem Reiter aber an dem Baum das Gehirn in tausend Stücke zerstob. Und das ist nun seine Strafe nach dem Tode, daß er auch noch im Grabe keine Ruhe hat, sondern die ganze Nacht umherschweifen und wie ein wildes Ungeheuer jagen muß. Dies geschieht jede Nacht, Winter und Sommer, von Mitternacht bis eine Stunde vor Sonnen-

aufgang, und dann hören die Leute ihn oft Wod! Wod! Hoho! Hallo! schreien; sein gewöhnlicher Ruf ist aber Wod! Wod! und davon wird er selbst an manchen Orten der Wode genannt.

Der Wode sieht fürchterlich aus, und fürchterlich ist auch sein Aufzug und sein Gefolg. Sein Pferd ist ein schneeweißer Schimmel oder ein feuerflammiges Roß, aus dessen brausenden Nüstern Funken sprühen. Darauf sitzt er, ein langer, hagerer Mann in eiserner Rüstung, Zorn und Grimm funkeln seine Augen, und Feuer fliegt aus seinem Angesicht; sein Leib ist vornübergebeugt, weil es immer im hallenden, sausenden Galopp geht; seine Rechte schwingt eine lange Peitsche, mit welcher er knallt und sein Wild aufjagt oder auf das verfolgte haut. Wütende Hunde ohne Zahl umschwärmen ihn und machen ein fürchterliches Getose und Geheul; er aber ruft von Zeit zu Zeit drein: „Wod! Wod! Hallo! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!" Seine Fahrt geht meistens durch wilde Wälder und öde Heiden, und in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten. Trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, so stürzt er mit Pferd und Mann und Maus fürchterlich überkopf und rafft sich weit jenseits erst wieder auf; doch auch die, welche er jagt, dürfen diesem Kreuzwege nicht zu nahe kommen.

Und was für Wildbret jagt er? Unter den Tieren alles diebische und räuberische Gesindel, welches zur Nachtzeit auf Mord und Beute schleicht, Wölfe, Füchse, Lüchse, Katzen, Marder, Iltisse, Ratten, Mäuse; und von Menschen Mörder, Diebe, Räuber und alles, was von dunklen und nächtlichen Künsten lebt. So muß dieser Bösewicht, der im Leben so viel Unglück anrichtete, es gewissermaßen im Tode wieder gutmachen. Er hält, was die Leute sagen, die Straße rein; denn wehe dem, welchen er bei nächtlicher Weile auf verbotenen Schleichwegen oder im Felde und Walde antrifft, und der nicht ein gutes Gewissen hat! Wie mancher muß wohl zittern, wenn er sein Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg! hört. Denn gewöhnlich jagt er, was er vor seine Peitsche kriegt, so lange, bis es die Zunge aus dem Halse streckt und tot hinfällt.

## 50. Odysseus.

Nach Karl Friedrich Becker.

### 1. Telemach.

Troja, die weltberühmte Stadt, war untergegangen, und die Fürsten der Griechen zogen mit ihrer Beute der Heimat zu. Manche erreichten glücklich ihr Ziel, andere wurden auf dem weiten Meere von Stürmen umhergetrieben und fanden das Vaterland nicht wieder. Das traurigste Geschick traf den obersten Feldherrn des Griechenheeres, den Völkerfürsten Agamemnon. Voll Siegesfreude betrat er seine väterliche Wohnung, ohne zu ahnen, daß seine Gattin Klytämnestra sich während seiner zehnjährigen Abwesenheit mit einem andern Manne vermählt hatte. Die Treulose empfing ihn mit verstellter Zärtlichkeit, und während er sorglos beim fröhlichen Mahle ruhte, überfiel ihn plötzlich Ägisth, der Räuber seines Eigentums und seiner Gattin, und tötete ihn.

Nicht so handelte die edle Penelope, des tapfern Odysseus schöne Gemahlin. Eine Menge junger Fürsten warb um sie, als nach Trojas Fall von Odysseus keine Nachricht kam; aber ob auch Jahr auf Jahr verging und kein Schiff den Ersehnten brachte, so gab sie doch die Hoffnung nicht auf. Jeden Reisenden, der auf Ithaka landete, hielt sie an und forschte nach Kunde von ihm. Aber vergeblich; niemand wußte zu sagen, ob er lebe oder tot sei.

Neun Jahre harrte sie so, und ihr einziger Trost war ihr Sohn Telemach, den Odysseus einst als Säugling zurückgelassen hatte, und der jetzt zum stattlichen Jüngling heranwuchs. Aber auch er war viel zu schwach gegen die übermütige Rotte der Freier, die endlich auf ein ruchloses Mittel verfallen waren, die bedrängte Frau zu zwingen. Sie beschlossen nämlich, über hundert an der Zahl, Fürstensöhne aus Ithaka und der Nachbarschaft, jeden Morgen in Odysseus Palast sich zu versammeln, von seinen Herden und Kornböden zu zehren und von seinem Weine zu zechen, bis die Königin sich zu einer zweiten Heirat entschließen würde. Seitdem waren die weiten Hallen von früh bis in die Nacht mit den ungebetenen Gästen gefüllt, die alle Diener zu ihrem Willen zwangen und mit rohem Spott die schwachen Besitzer verhöhnten. Der Reichtum des Königs schwand dahin, und niemand war, der den übermütigen Räubern Einhalt gethan hätte.

Solches Leid hatte ein Gott über Odysseus verhängt. Poseidon, der Beherrscher des Meeres, zürnte dem Helden, weil er seinen Sohn, den riesigen Kyklopen Polyphem, des Augenlichtes beraubt hatte. Darum peitschte er ihn auf dem weiten Meere umher, zertrümmerte seine Schiffe und tötete seine Gefährten. Jetzt saß Odysseus weit von der Heimat gefangen auf einer einsamen Insel, wo eine Göttertochter Kalypso wohnte, die ihn nicht entlassen wollte, weil sie ihn zum Gemahle begehrte. Er aber, immer eingedenk des teuern Vaterlandes, ging täglich hinaus ans Gestade, setzte sich wehmütig bei der Brandung nieder und wünschte nichts weiter, als nur einmal noch den Rauch von seinem Hause aufsteigen zu sehen, um dann ruhig zu sterben.

Das rührte die Götter im Olymp und vor allen seine Freundin Pallas Athene. Einst, als der feindselige Poseidon gerade bei den fernewohnenden Äthiopen weilte, stellte sie dem Vater Zeus das traurige Schicksal des Odysseus vor. Der König der Götter fühlte Mitleid und willigte in die Bitten seiner Tochter. Sie selbst wollte verkleidet zum Telemach gehen, um ihm Mut in die Seele zu hauchen, Hermes aber sollte sich nach der Insel Ogygia begeben, um der Kalypso den Befehl der Götter zu überbringen, daß sie den Gefangenen entlasse.

Sogleich schwang sich Athene mit Windesschnelligkeit nach Ithaka nieder und stand plötzlich in der Gestalt des Taphierkönigs Mentes am Hause des Odysseus. Hier sah sie das wilde Gewühl der Freier, wie sie zechten und schmausten, spielten und lärmten, und wie die Diener Fleisch zerlegten, die Tische wuschen, Wein einschenkten und ihn nach alter Sitte in mächtigen Krügen mit Wasser mischten. Unter ihnen saß traurig Telemach, ohne teil an ihrem Jubel zu nehmen. Kaum sah er den fremden Mann an der Thür, so ging er ihm schnell entgegen, begrüßte ihn freundlich und führte ihn in die Wohnung, doch nicht unter die Schmausenden, damit ihm das Mahl nicht verleidet würde durch das wüste Getümmel. Nachdem der Fremde an Trank und Speise sich gelabt hatte, fragte ihn Telemach nach seinem Namen. „Ich bin Mentes," sagte die Göttin, „ein alter Gastfreund deines Vaters. Deshalb habe ich, da mich eine Reise gerade des Weges führte, bei dir einsprechen wollen, um zu sehen, wie es hier gehe."

Telemach klagte darauf dem Fremden sein Leid. Die Göttin sprach dem Jüngling Mut ins Herz und riet ihm, in öffentlicher Versammlung den Freiern dreist das Haus zu verbieten, vor allem aber sich aufzumachen nach Pylos und Sparta, wo Nestor und Menelaos, die wackern Kriegsgefährten des Odysseus, wohnten. Von ihnen solle er Nachricht einziehen, wo sie seinen Vater verlassen hätten, und wo dieser sich jetzt aufhalten möge. „Denn tot ist er nicht," fügte sie hinzu, „das sagt mir eine göttliche Ahnung, und gewiß wirst du ihn wiedersehen, wofern du meinem Rate folgst."

Als Athene dies gesprochen, erhob sie sich von ihrem Sessel, und ehe noch der Jüngling dem Gastfreunde der Sitte gemäß ein Geschenk zum Abschiede reichen konnte, verschwand sie mit Vogelschnelle so plötzlich vor seinen Augen, daß Telemach ahnte, er habe mit einem Gotte gesprochen; um so fester stand nun sein Entschluß, die Ratschläge genau zu befolgen. Sofort nahm er gegen die Freier einen festeren Ton an, und sie, die ihn noch nie so männlich hatten reden hören, verwunderten sich sehr über seine Kühnheit. Antinoos und Eurymachos, die übermütigsten unter allen, spotteten seines Eifers; und nachdem sie den Abend mit Tanz und Gesang gefeiert hatten, zerstreuten sie sich erst spät, als die Nacht herankam, in ihre Wohnungen. Auch Telemach ging in sein Schlafgemach, warf sich auf sein Lager und dachte den Worten nach, die ihm Athene gesagt hatte, bis der Schlaf seine Augen schloß.

Gleich am andern Morgen berief er das Volk von Ithaka zur Versammlung auf den Marktplatz. Aber vergeblich führte er mit eindringlichen Worten über das freche Treiben der Freier Klage. Obwohl die Männer des Volkes das empörende Unrecht fühlten, das dem Hause ihres ruhmvollen und edlen Königs geschah, und obwohl mehrere der alten Freunde des Odysseus, besonders Mentor, mit Nachdruck für ihn sprachen, so hatten doch die Freier und ihr Anhang das Übergewicht. Antinoos und Eurymachos verhöhnten den Jüngling und wiesen seine Bitte, ihm ein Schiff zur Reise nach Pylos und Sparta auszurüsten, mit Spott ab. So trennte sich die Versammlung ohne Erfolg, und die Freier begaben sich zu neuem Gelage in den Palast.

Telemach aber wandelte traurig am Meeresgestade hin, netzte seine Hände in der dunkeln Flut und flehte zu der Göttin, die ihm

gestern erschienen war. Da trat Athene zu ihm in Mentors Gestalt. Sie erhöhte seinen Mut wieder und erbot sich, für ein Schiff und für Gefährten zu sorgen, ihn auch selbst auf der Reise zu begleiten. Freudig eilte er nach Hause, um alles vorzubereiten. Seinen Plan teilte er nur der alten Pflegerin Euryklea mit, die ihm Reisekost, Wein in irdenen Krügen und Mehl in Schläuchen besorgen sollte. Die gute Alte weinte bitterlich, als sie den Jüngling bereit sah, eine so gefährliche Ausfahrt in die weite Welt zu wagen. Sie mußte ihm aber versprechen, seine Reise geheim zu halten und selbst seiner Mutter nicht eher etwas zu sagen, als bis sie selbst ihn vermissen würde. Athene, in Mentors Gestalt, hatte unterdes ein Schiff und Ruderer gedungen, so daß am Abend alles bereit war. Als nun die Freier sich entfernt hatten und das ganze Haus im Schlafe lag, packten sie alles ins Schiff und richteten den Mast empor mit dem flatternden Segel. Lustig plätscherten die Ruder auf der ruhigen Fläche des Meeres, schweigende Nacht umgab die Reisenden, und nur die Sterne erhellten freundlich den dunkeln Pfad.

## 2. Pylos und Sparta.

Mit der erwachenden Morgensonne sahen sie Pylos vor sich liegen, eine kleine Stadt an der westlichen Küste des Peloponnes, wo der alte, neunzigjährige Nestor unter seinen Unterthanen wie ein Vater unter seinen Kindern lebte. Herzlich und gastfrei empfing der Greis den Sohn seines alten Waffengefährten, aber über den edlen Odysseus wußte auch er keine Auskunft zu geben. Er riet ihm daher, zum Menelaos nach Sparta zu gehen; denn dieser sei zuletzt von allen Helden heimgekehrt und könne am ersten etwas von Odysseus erfahren haben. Der jüngste Sohn des alten Königs, Peisistratos, mit dem Telemach schnell herzliche Freundschaft schloß, erbot sich, ihn auf der Reise nach Sparta zu begleiten, die sie zu Wagen zurücklegen wollten; das Schiff des Telemach sollte mit den Gefährten im Hafen von Pylos bis zur Rückkehr der beiden Jünglinge warten. Athene, die nun ihren Schützling wohl geborgen sah, entschwand ihm in der Gestalt eines Seeadlers, daß alle staunten und der alte Nestor dem Telemach

mit freudigen Worten Hoffnung zusprach. „Denn das kann kein anderer Gott gewesen sein," sagte er, „als des Zeus siegreiche Tochter, die glanzäugige Göttin Pallas Athene, die auch deinen Vater immer vor allen andern Griechen liebte und schützte." So blieb Telemach die Nacht noch in Nestors gastlichem Hause, am folgenden Morgen aber bestiegen die beiden Freunde den Wagen, und zwei hurtige Pferde zogen sie rasch ihren Weg dahin.

Am zweiten Tage erreichten sie um Sonnenuntergang die Königsburg des Menelaos zu Lakedämon oder Sparta. Der König, der gerade ein frohes Fest mit vielen Gästen feierte, ließ die Fremdlinge in seinen glänzend geschmückten Saal führen und bewirtete sie aufs beste. Mit Wohlbehagen sah er, wie die Jünglinge, die er nicht kannte, die Pracht des Saales anstaunten, und wie der eine leise zum andern sagte: „Sieh nur, geliebter Freund, den Glanz und Schimmer von Gold und Silber, von Erz und Bernstein und Elfenbein! Wahrlich, so muß es in der Halle des olympischen Zeus aussehen!" Da sprach Menelaos: „Ihr lieben Kinder, wie könnte ein Sterblicher mit Zeus wetteifern? Und auch unter den Menschen mag wohl mancher reicher sein als ich. Freilich habe ich nach unendlichen Mühsalen viele große Schätze nach Hause gebracht. Aber die Freude an Glück und Reichtum wird mir getrübt durch die Erinnerung an so viele treue und liebe Freunde, die in den Tod dahinsanken. Ist doch mein eigner Bruder, während ich fern war, eines schmählichen Todes gestorben durch die Tücke seiner Frau. Und doch wollte ich noch alles verschmerzen, hätte mir nur das Geschick den Freund erhalten, der mir der liebste von allen war, der wie kein anderer für mich gekämpft und gesorgt hat, den edlen Odysseus! Wenn ich an ihn denke, erquickt mich weder Schlaf noch Speise; denn niemand weiß, ob er lebt oder schon tot ist. Ach, wie mögen die Seinigen um ihn trauern und klagen, sein alter Vater Laertes und die treffliche Penelope und Telemach, den er als Säugling im Hause zurückließ."

Telemach konnte seine Thränen nicht zurückhalten, er verbarg sie im vorgehaltenen Mantel und schluchzte laut. Menelaos ahnte, wer sein Gast sei; aber während er noch zweifelte, ob er ihn fragen solle, trat seine Gemahlin Helena, schön wie die Göttin Artemis, in den Saal. Kaum hatte diese die Fremdlinge begrüßt und betrachtet,

so sprach sie: „Wissen wir schon, Menelaos, wer unsere Gäste sind? Irre ich mich, oder ist es wirklich so? Nie, möchte ich sagen, haben sich zwei Menschen so ähnlich gesehen, wie der Jüngling da dem edlen Odysseus gleicht.“ „Ja,“ erwiderte Menelaos, „er gleicht ihm wirklich! Ganz so waren des Odysseus Hände und Füße, ganz so der Blick seines Auges, seine Stirn und seine Haare! Und eben als ich von unserm alten Freunde sprach, stürzten dem Jünglinge hier die heißen Thränen aus den Augen.“ Da nahm Peisistratos das Wort: „Edler König Menelaos,“ sprach er, „dieser ist wirklich des Odysseus Sohn; aber er ist bescheiden und hat dich nicht gleich mit prahlendem Geschwätz belästigen wollen. Mich aber sandte Nestor, mein Vater, mit ihm hierher, daß du ihm Auskunft und Rat erteilen möchtest.“ In freudiger Bewegung rief Menelaos: „O ihr Götter, so ist der Sohn des geliebten Mannes in mein Haus gekommen, der so viel schwere Mühsal um mich ertrug. O wie oft sehnte ich mich, ihn selbst bei mir aufzunehmen; hier hätte er wohnen sollen in Liebe und Freundschaft, bis uns der Tod geschieden hätte! Aber solches Glück haben die Götter uns versagt.“

Der König forderte darauf seine Gäste von neuem auf, des Mahles und Bechers zu gedenken, und in traulichem Gespräch, in beständiger Erinnerung an Odysseus blieben sie zusammen, bis die vorrückende Nacht sie zum Schlafengehen mahnte. Am andern Morgen teilte Menelaos dem Telemach mit, was er von seinem Vater wußte. Im fernen Lande Ägypten hatte der greise Meergott Proteus ihm vom Schicksal des Odysseus gesprochen. Er lebe noch, hatte er gesagt, aber fern auf einer Insel halte ihn die Nymphe Kalypso gefangen. Mit dieser dunkeln Kunde mußte sich Telemach begnügen. Menelaos aber lud ihn freundlich ein, noch einige Tage bei ihm zu verweilen.

Inzwischen hatten die Freier in Ithaka mit Staunen vernommen, daß Telemach wirklich gewagt habe, die Reise anzutreten. Das dünkte sie nicht ungefährlich. Konnte er nicht etwa gar mit mächtiger Hilfe von Nestor oder Menelaos zurückkehren? Deshalb ergriff Antinoos das Wort und sprach: „Der Knabe muß aus dem Wege geräumt werden, ehe er uns Schaden bereiten kann. Gebt mir ein Schiff mit zwanzig tapferen Männern; ich will ihm entgegenfahren, und in dem Sunde zwischen Ithaka und Same will ich ihm auflauern, daß seine

kühne Seefahrt mit Schrecken enden soll." Alle riefen ihm Beifall zu, sogleich wurde ein Schiff ausgerüstet, und sie brachen auf, um den rückkehrenden Telemach im Hinterhalte zu erwarten.

### 3. Der Schiffbruch.

Unterdessen hatte sich Hermes, der Götterbote, aufgemacht, um der Nymphe Kalypso den Willen der Götter kund zu thun. Wie ein Vogel schwang er sich durch die Luft über das unendliche Meer und war alsbald auf der fernen Insel der Göttin angelangt. Durch einen schattigen Hain wandelnd, erreichte er bald die Grotte der schönen Kalypso und freute sich über die anmutige Lage ihres Wohnsitzes. Ringsum wuchsen Erlen, Pappeln und Cypressen, in deren Zweigen die Vögel nisteten; Weinstöcke rankten sich am Felsen empor, mit purpurnen Trauben prangend. Weiterhin dehnten sich üppige Wiesen aus, und tausendfarbige Blumen lachten aus dem heiteren Grün hervor. Hermes trat in die Grotte und fand die Nymphe allein, denn Odysseus hatte keine Ruhe in diesem lieblichen Aufenthalt. Täglich setzte sich der Unglückliche an die ferne Brandung des Ufers und schaute voll Sehnsucht weit über das dunkle Meer hin nach dem geliebten Vaterlande.

Als Kalypso den strengen Befehl des Zeus vernahm, war sie sehr betrübt; denn ihr Herz hing an dem herrlichen Helden, und gern hätte sie ihn für immer auf ihrer Insel behalten und ihn zum unsterblichen Gott gemacht. Doch versprach sie Gehorsam, und nachdem sie den Götterboten mit Ambrosia und Nektar erquickt hatte, schwang sich dieser wieder durch die Luft zum Olympos zurück, sie aber ging traurigen Herzens, den Odysseus aufzusuchen.

Sie fand ihn am Gestade sitzen und redete ihn liebreich also an: „Armer Freund, verzehre hier nicht länger in Jammer und Betrübnis dein Leben. Denn siehe, ich bin bereit, dich von mir zu lassen! Auf denn, fälle Bäume und baue dir ein festes Fahrzeug, das dich über das Meer tragen soll. Speise und Trank will ich dir geben zur Reise und dir einen sanften Fahrwind nachsenden, daß du wohlbehalten dein Vaterland erreichen magst, wenn anders es die hohen Götter wollen."

Freudiger Schreck ergriff den Odysseus, aber er traute den Worten der Nymphe nicht ganz: „Schwöre mir,“ rief er, „daß du die Wahrheit sprichst und nicht zu meinem Schaden ein anderes Übel ersinnst.“ Lächelnd streichelte ihm Kalypso die Wange und schwur ihm, was er verlangte, bei der Erde, beim Himmel und beim Styx, dem eiskalten Flusse des Totenreiches; denn das war der größte und furchtbarste Eidschwur für die Götter. Nun erst glaubte der Held ihren Worten, und beide kehrten zurück in die Grotte. Als sie hier beim Mahle saßen, sprach Kalypso: „Wenn du denn entschlossen bist, edler Odysseus, in dein Vaterland zurückzukehren, so wünsche ich dir Heil und Glück. Aber das sage ich dir, wüßtest du, wieviel Drangsal dir noch bevorsteht, ehe du in die Heimat gelangst, du würdest lieber bei mir bleiben und es annehmen, ein unsterblicher Gott und mein Gemahl zu werden, wie sehr dein Herz auch voll ist von Sehnsucht nach deiner Gattin. Sollt' ich doch meinen, ich stünde ihr nicht nach, weder an Schönheit noch an Gestalt.“ Odysseus erwiderte: „Mächtige Göttin, zürne mir nicht. Wohl weiß ich es selbst, daß Penelope sich dir nicht vergleichen kann an Schönheit und erhabener Gestalt. Aber dennoch zieht es und drängt es meine Seele unablässig der Heimat zu. Und zerschmettert mir ein Gott auf dem dunkeln Meere mein Fahrzeug, o will ich auch das noch tragen, wie ich schon so viel getragen habe.“

Am folgenden Morgen eilte Odysseus in den Wald mit Axt, Beil, Bohrern und Nägeln, fällte zwanzig Fichtenstämme und zimmerte daraus ein starkes Floß, das nach viertägiger, unermüdeter Arbeit fertig dastand, mit Mast und Steuer. Am fünften Tage begleitete ihn die Göttin ans Ufer, und er stieg freudig ein. Sie sandte ihm einen frischen Fahrwind nach; rüstig steuerte er auf der unabsehbaren Meeresfläche dahin, und bald sah er ringsum nichts als Himmel und Wasser.

Siebzehn Tage durchschnitt er so die unendliche Flut und fuhr in gleicher Richtung unablässig nach Osten weiter. Und siehe, am achtzehnten Tage erblickte er am fernen Himmelsrande die Berge des Phäakenlandes Scheria, die, in Duft und Nebel gehüllt, eben dem Meere entstiegen. So nahe war er seiner Rettung.

Aber eben jetzt kehrte Poseidon von den Äthiopen zurück, und als er aus der Ferne mitten auf dem ruhigen Meere den kühnen

Mann, den er haßte, seinen Hoffnungen entgegeneilen sah, da entbrannte sein Zorn: „Ha gewiß,“ rief er aus, „haben die andern Götter über ihn beschlossen, während ich fern war. Wahrlich, schon ist er dem Lande der Phäaken nahe, wo ihm Rettung bestimmt ist. Aber ich denke, er soll zuvor noch Not und Angst in Fülle erdulden.“

Kaum hatte er die zornigen Worte gesprochen, so sammelten sich auf seinen Wink finstere Wolken, er fuhr mit dem Dreizack ins Meer und regte es in seinen Tiefen auf. Dann rief er den Winden, daß sie aus ihren Höhlen kämen, und vom Himmel sank schwarze Nacht herab. Odysseus erbebte. Er sah sich einsam auf der weiten Wasserwüste, das Land war seinen Augen wieder entschwunden; soweit seine Blicke reichten, nichts als dunkle Wogen, die ihn bald himmelan trugen, bald in den Abgrund versenkten. Da pries er die glücklich, welche vor Troja ihren Tod gefunden hatten, und denen eine ehrenvolle Bestattung zu teil geworden war. Ihm schien es anders beschieden. Denn jetzt kam eine gewaltige Woge von oben her, wie wenn ein Berg einstürzt, und schlug auf sein Fahrzeug nieder. Um und um drehte sich das Schiff, das Steuerruder fuhr ihm aus den Händen, der Mast zerbrach, Rahen und Segel flogen ins Meer. Er selbst sank in die Tiefe und konnte sich nur mit Mühe wieder heben. Dennoch gelang es ihm, das schwimmende Fahrzeug wieder zu erreichen, er schwang sich hinauf und entfloh so diesmal noch dem drohenden Tode. Aber immer heftiger wüteten die Stürme, und nirgends sah er Rettung.

Und doch war ihm Rettung zugedacht. Die Göttin Leukothea, die Retterin der Schiffbrüchigen, sah ihn mitten in den aufgeregten Wellen und hatte Mitleid mit ihm. Sie schwang sich aus dem Meere empor und setzte sich zu ihm auf das Floß. „Armer Mann,“ sprach sie, „du hast gewiß den Poseidon schwer beleidigt. Aber die Götter wollen deinen Untergang nicht, an Scherias Ufer sollst du gerettet werden. Folge jetzt meinen Worten und wirf deine Kleider ab; nimm hier diesen heiligen Schleier, umgürte dich damit unter der Brust, und rette dich durch Schwimmen. Der Schleier bringt dich unversehrt ans Land. Bist du aber dort, so wirf ihn hinter dich mit abgewendetem Antlitz ins Meer zurück.“ Mit diesen Worten tauchte sie wieder in die Flut.

Odysseus zweifelte noch; die Erscheinung konnte eine neue Tücke Poseidons sein. Darum wollte er das Floß nicht verlassen, so lange die Balken noch irgend zusammenhielten. Dennoch bewahrte er die Binde, um im Notfalle ihre Kraft zu versuchen. Diese Not kam bald. Denn plötzlich zerschmetterte ein furchtbarer Wassersturz das Schiff, er versank im Wogenschwall und sah die Trümmer seines zerschellten Fahrzeuges um sich her schwimmen. Jetzt galt es Tod oder Leben. Er ergriff einen der größten Balken und schwang sich hinauf, wie ein Reiter aufs Pferd, zog sich das schwere Gewand aus und warf es ins Meer, umgürtete sich dann mit der Binde, sprang von dem Balken hinunter und breitete die Hände aus, um das letzte Heil im Schwimmen zu versuchen. So sah ihn der furchtbare Gott. Da bewegte er ernst das Haupt und sprach: „Wohl, so magst du für diesmal dem Tode entrinnen. Aber ich hoffe, du wirst mir die heutige Angst so bald nicht vergessen.“

Darauf lenkte er sein Gespann fort, und allmählich besänftigten sich die wilden Fluten. Aber noch zwei Tage und zwei Nächte mußte der Dulder auf dem wogenden Meere schwimmen immer den drohenden Tod vor Augen, und nur die Götterbinde erhielt seine Kraft aufrecht. Endlich am dritten Tage sah er die felsige Küste von Scheria dicht vor sich liegen. Doch noch hatte er nicht überwunden. So oft er hinanzuschwimmen strebte, schleuderte ihn die Brandung von der steilen Felswand wieder zurück, und ganz geschunden an den Händen, mußte er einen großen Teil der Insel umschwimmen, ehe er einen bequemen Landungsplatz fand.

Endlich kam er an eine Stelle, wo ein kleiner Fluß mündete. Hier faßte er wieder Mut und flehte zu der Gottheit desselben: „Höre mich, Herrscher, wer du auch seist, erbarme dich meiner. Siehe, ich bin dem Zorne Poseidons entronnen und vertraue mich nun deinem Schutze!“ Der Flußgott erhörte ihn und beruhigte das Wasser, daß es sanft ausströmte und dem schwimmenden Manne die Einfahrt nicht so schwer machte. Odysseus erreichte glücklich das Gestade, das von Bäumen und Büschen überschattet war. Aber nun war seine Kraft auch erschöpft. Als er den Boden wieder unter den Füßen fühlte, da trugen ihn seine Kniee nicht mehr; aus Mund und Nase strömte ihm das eingeschluckte salzige

Wasser, und ohne Laut und ohne Atem sank er ohnmächtig hin, von der furchtbaren Arbeit ganz überwältigt.

Als ihm die Besinnung wiederkehrte, gedachte er dankbar der hilfreichen Göttin Leukothea. Er löste die nasse Binde ab und warf sie mit abgewendetem Gesicht ins Meer. Dann erst stieg er vollends ans Land, warf sich nieder auf dem grünen Ufer und küßte dankbar die heilige Erde.

Aber zweifelnd und bange ging er vorwärts. Er erblickte niemand, und die Nacht war nahe. Am Ufer war es feucht und kalt, und in dem Gebüsch, das er vor sich sah, konnten wilde Tiere hausen. Dennoch ging er dem Walde zu und fand darin ein paar wilde Ölbäume, deren Zweige dicht in einander verwachsen waren und ein sicheres Obdach bildeten. Unten auf dem Boden lag eine unendliche Menge dürren, abgefallenen Laubes, das häufte er mit den Händen zu einem Berg zusammen und kroch dann tief hinein. So lag er ganz in den Blättern versteckt, wie etwa ein Kienbrand auf dem Herde in einem Aschenhaufen liegt, damit er seine Glut bewahre und morgen wieder ein neues Feuer an ihm angezündet werden könne. Ein fester Schlaf ergriff ihn hier, und sein langes Leiden war in einem Augenblick vergessen.

## 4. Nausikaa.

Während der Ermüdete schlief, ersann seine göttliche Freundin Athene ein Mittel, um ihm eine gastliche Aufnahme bei den Phäaken zu bereiten. Alkinoos, der König dieses friedlichen, seekundigen Volkes, hatte eine junge, schöne Tochter, Nausikaa. Diese lag noch süß träumend im erquickenden Morgenschlummer, da erschien ihr Athene in Gestalt einer lieben Jugendgespielin und redete sie freundlich scheltend an: „Du Träge, denkst du denn gar nicht daran, die schönen Gewänder zu waschen? Bald vielleicht wirst du Braut sein, und wie wird sich's dann schicken, wenn beim festlichen Brautzuge nicht alles sauber und schön ist? Geh, sobald der Morgen graut, laß dir vom Vater einen Wagen und Maultiere geben, und dann wollen wir alles Zeug hinaus ans Gestade nach dem Waschplatz fahren."

Nausikaa wunderte sich über den Traum und beschloß ihm zu gehorchen. Sie bat ihren Vater um den Wagen; der König ließ anspannen, die Gewänder, Mäntel und Decken wurden hineingepackt, die Mutter legte Speisen in ein Kästchen, auch brachte sie Wein in einem ziegenledernen Schlauche sowie Öl zum Salben in einem goldenen Fläschchen. Dann bestieg Nausikaa den Wagen, ergriff Peitsche und Zügel und fuhr zur Stadt hinaus. Ihr folgten zu Fuß die andern Jungfrauen.

Bald kamen sie auf dem Waschplatze an. Er lag an einem klaren Strome, aus welchem das Wasser durch Rinnen in steinerne Behälter floß, die in die Erde gegraben waren. In diese Gruben warfen sie die Gewänder, sprangen dann selbst hinein und walkten das Zeug mit den Füßen. Darauf breiteten sie alles auf einer reinen, kiesigen Fläche am Ufer aus.

Während nun das Zeug zum Trocknen dalag, badeten sich die Mädchen, salbten sich und öffneten Kasten und Schlauch, um ein Mahl im Freien einzunehmen. Fröhlich scherzend sprangen sie dann auf, Nausikaa stimmte einen Gesang an, die Mädchen tanzten dazu und ergötzten sich mit Ballspiel. Endlich war die Zeit der Heimkehr gekommen; sie nahmen die Gewänder vom Boden auf, legten sie sauber zusammen und trugen sie wieder in den Wagen. Aber ehe Nausikaa aufstieg, machte sich das schalkhafte Mädchen noch den Spaß, nach einer andern mit dem Balle zu werfen. Der Ball traf nicht und flog weit weg in den Strom hinein. Da lachten und kreischten die mutwilligen Mädchen auf und klatschten jubelnd in die Hände. Und siehe, so hatte es Athene veranstaltet, das laute Lachen weckte den schlafenden Odysseus in seinem Gebüsche. Er richtete sich horchend auf. „Halt,“ dachte er, „das sind Menschen. Aber wehe mir, was für Menschen werden es sein? Wilde Räuber vielleicht, die von Göttern und Gastfreundschaft nichts wissen. Aber es klang ja wie Mädchenstimmen, und sie lachten so herzlich. Ich muß nur näher gehen und sehen, was es für Menschen sind.“

Er wand sich aus dem Dickicht heraus, schüttelte das Laub von sich, und weil er ganz unbekleidet war, so brach er sich mit starker Faust einen buschigen Zweig ab, um sich damit zu bedecken. So kam er wie ein wilder Löwe hervor. Die Mädchen erschraken, schrieen

laut auf und liefen davon. Nur Nausikaa war beherzter, und Athene hauchte ihr Mut in die Brust. Sie blieb ruhig stehen, aber Odysseus wagte es nicht, nach Sitte der Flehenden ihre Kniee zu umfassen, sondern richtete aus ehrerbietiger Ferne seine Bitte an sie.

„Flehend nahe ich mich dir," sprach er, „Göttin oder Jungfrau, denn ich weiß nicht, wer du bist. Bist du eine Göttin, so mußt du Artemis sein, das sagt mir deine schlanke Gestalt und deine herrliche Bildung. Bist du aber eine sterbliche Jungfrau, o, so preise ich deine Eltern und deine Brüder glücklich; ihr Herz muß höher schlagen, wenn sie dich erblicken. Aber seliger als alle ist doch der Mann, der dich dereinst als Braut in sein Haus führt. Siehe, ich habe vielen Jammer erfahren, und gestern hat mich das stürmende Meer an das Ufer dieses Landes geworfen, das ich nicht kenne. Erbarme dich meiner; denn du bist die erste, die mir begegnet. Zeige mir die Stadt, wo die Männer dieses Landes wohnen, und gieb mir irgend ein schlechtes Stück Zeug zur Bedeckung. Möchten dir's die Götter tausendfältig lohnen; möchten sie dir schenken, was dein Herz begehrt, einen Mann und ein Haus und selige Eintracht darinnen! Ist doch kein Glück auf Erden herrlicher und besser, als wenn Mann und Weib einträchtig und in treuer Liebe ruhig ihr Haus verwalten. Des kränkt sich der Feind, und freudig sieht es der Freund, aber das höchste Glück genießen sie selber."

Der schönen Nausikaa gefiel die herzgewinnende Rede des Fremdlings, und sein Schicksal jammerte sie. Sie sagte ihm ihren Namen und erzählte von ihrem Vater und dem Volke der Phäaken. Sodann rief sie die entflohenen Mädchen herbei, die in scheuer Ferne standen. Diese legten auf ihr Geheiß schöne Gewänder und Öl am Ufer nieder und entfernten sich, während Odysseus das salzige Wasser von seinem Körper abwusch und sich mit dem Öle salbte. So trat er wieder zu ihnen, und die Jungfrauen erstaunten über die Hoheit und Anmut des herrlichen Mannes, der ihnen noch eben so fürchterlich erschienen war. Nachdem sie ihn darauf mit Speise und Trank erquickt hatten, bat Nausikaa, er möchte sie vorauffahren lassen und selbst erst später zu ihrem Vater als Bittender ins Haus treten, damit ihr nicht üble Nachrede daraus entstehe, wenn sie mit einem fremden Manne zusammen heimkehre. Sie fügte noch den Rat hinzu,

er solle, wenn er in den königlichen Saal trete, zuerst die Kniee ihrer Mutter, der Königin Arete, umfassen und sie um Rettung bitten; sei diese ihm gewogen, dann dürfe er getrost hoffen, die Heimat wiederzusehen. Darauf bestieg sie den Wagen und fuhr mit den Dienerinnen in die Stadt zurück.

Odysseus that, wie die liebliche Nausikaa ihm geraten hatte. Als die Sonne unterging, trat er in die Stadt und fand bald den glänzenden Palast des Alkinoos. Hier saßen die Fürsten des Volkes um den König bei festlichem Schmause, und eben brachten sie am Schlusse des Mahles dem Hermes ein Trankopfer dar, da stand plötzlich der Fremdling unter ihnen. Rasch schritt er auf die Königin zu, umfaßte ihre Kniee und sprach: „O Arete, flehend umfasse ich dir und deinem Gemahle die Kniee, denn ich bin ein hartbedrängter Mann. Mögen euch die Götter Heil und langes Leben schenken, Reichtum im Hause und Ehre unter dem Volke. Mir aber seid zur Rückkehr in meine Heimat behilflich, denn lange schon irre ich fern von den Meinigen im Elend umher."

Mit diesen Worten stand er auf und setzte sich, wie es Hilfeflehenden ziemte, in die Asche neben dem Herde. Überrascht verstummten die Anwesenden alle. Endlich stand der König auf, faßte ihn bei der Hand, hieß seinen Sohn Laodamas, der ihm zunächst saß, aufstehen und führte den Gast zu dem leeren Sessel. Alsbald war nach der Sitte eine Dienerin mit Wasserkanne und Waschbecken bereit und besprengte dem Fremdling die Hände. Dann ward ein Tischchen vor ihn hingestellt und sogleich mit Brot und Speisen gefüllt.

Als er gegessen und getrunken hatte und die Phäaken noch dem gastlichen Zeus, dem Beschützer der Hilfeflehenden, ein Trankopfer dargebracht hatten, entließ Alkinoos die Fürsten. Odysseus blieb allein zurück. Da nahm die kluge Arete das Wort, die den Helden schon längst mit Verwunderung betrachtet und seine Kleider sehr wohl wiedererkannt hatte, welche sie selbst mit ihren Dienerinnen gewebt hatte. „Fremdling," sprach sie, „ich muß dich doch fragen, wer bist du und woher kommst du? Wer hat dir diese Kleider gegeben? Sagtest du nicht, du wärest vom Sturm an unsere Insel verschlagen worden?" Odysseus erwiderte: „Erlasse mir's, edle Königin, dir jetzt ausführlich mein Schicksal zu erzählen, denn allzuviel Leid haben die Himmlischen

über mich verhängt. Das aber, wonach du mich fragst, will ich dir sogleich sagen." Er erzählte ihr seine Fahrt von Ogygia über das Meer, den Untergang seines Schiffes und seine endliche Rettung am Gestade von Scheria. „Das war am gestrigen Abend," schloß er seine Erzählung, „die Nacht habe ich im Gebüsche zugebracht, und ein tiefer Schlaf hielt mich bis zum Nachmittag gefesselt. Als ich endlich erwachte, sah ich deine Tochter mit andern Jungfrauen nicht ferne von mir. Ich nahte mich ihr flehend, und sie erquickte mich liebreich mit Speise und Wein und gab mir auch diese Kleider, nach denen du fragst. So bin ich hierher gekommen."

„Das hat aber meine Tochter doch nicht recht gemacht," sprach Alkinoos, „daß sie dich nicht gleich mit ins Haus genommen hat." Odysseus, der seiner freundlichen Retterin den Vorwurf des Vaters ersparen wollte, erwiderte: „Schilt mir ja nicht darum deine treffliche und kluge Tochter. Wohl bot sie mir's an, aber ich hielt es für unschicklich und wollte nicht, daß du Unrechtes von mir dächtest. Darum blieb ich zurück."

Nun befahl die Königin den Mägden, dem Gaste unter der Halle ein Bett aufzustellen, schöne weiche Kissen darauf zu legen und warme wollene Decken. Sie gingen mit Fackeln hinaus, besorgten alles aufs beste und riefen dann den Fremdling, der sich froh auf das willkommene Lager streckte und bald von süßem Schlaf umfangen war.

## 5. Odysseus bei den Phäaken.

Am folgenden Morgen versammelten sich die vornehmen Phäaken auf dem Marktplatz und beschlossen auf den Vorschlag des Königs, dem Fremdling das Geleit in die Heimat zu gewähren. Dann lud Alkinoos sie alle zu sich in den Palast, um sie seinem Gaste zu Ehren festlich zu bewirten; und damit auch das Lied, der schönste Schmuck des Festmahles, nicht fehle, ließ er den göttlichen Sänger, den ehrwürdigen, blinden Demodokos herbeiholen.

Als nun alle gegessen und getrunken hatten, ergriff der Sänger die Harfe und sang begeistert die Thaten der Kämpfer vor Troja; aber vor allem ließ er den Ruhm zweier Helden ertönen, des Achilleus

und des Odysseus. Mit Entzücken lauschte alles dem Gesange, Odysseus aber zog den purpurnen Mantel über sein Haupt und verbarg sein Gesicht, damit die Phäaken seine Thränen nicht sähen. Erst als der Sänger schwieg, nahm er den Mantel vom Haupte; aber sobald jener wieder anhub, stürzten auch die Thränen wieder hervor, und er seufzte tief. Das hörte Alkinoos, der ihm zunächst saß, aber schonend, als merke er's nicht, sprach er bei der nächsten Pause des Sängers zu den Gästen: „Hört, Freunde, ich denke, Mahl und Gesang hat jetzt alle genugsam erfreut. Lasset uns hinausgehen und Kampfspiele versuchen, damit sich unser Gast auch daran erfreue."

Nun brach alles auf und eilte hinaus auf den Marktplatz, der sich bald mit dem fröhlichen Getümmel der Kämpfer und Zuschauer füllte. Die Jünglinge versuchten sich in Kampfspielen aller Art, im Wettlauf, im Ringkampf, im Werfen mit den schweren ehernen Wurfscheiben, im Springen und im Faustkampf. Laodamas, des Königs ältester Sohn, und der tapfere Euryalos zeichneten sich vor allen andern aus. Als die Spiele nun ihren Fortgang nahmen, forderte Laodamas den fremden Gast mit freundlichen und ehrenden Worten auf, sich an einem der Kämpfe zu beteiligen. Aber Odysseus erwiderte: „Laodamas, fordere das nicht von mir. Mir liegt jetzt mein Unglück mehr im Sinne als Spiel und Kampf, und ich habe keinen andern Gedanken als die Sehnsucht nach meiner Heimat." Da blickte Euryalos mit Hohn auf ihn und rief: „Nein, Fremdling, wie ein Kämpfer siehst du auch gerade nicht aus. Du warst vielleicht Aufseher auf einem Kaufmannsschiffe, der die Waren bewacht und den Gewinn berechnet." Mit finsterem Blicke entgegnete Odysseus: „Das war ein ungeziemendes Wort, du scheinst mir ein übermütiger Gesell. Freilich, die Götter teilen ihre Gaben verschieden aus. Mancher Mann von unansehnlicher Gestalt ragt durch seinen Verstand hervor, ein anderer dagegen von götterähnlichem Wuchs weiß nichts Verständiges zu sagen. Sieh, so ist es mit dir bestellt; von Ansehn bist du ohne Tadel, aber an Einsicht fehlt es dir gänzlich. Nein, ich bin kein Neuling im Kampfe, und auch jetzt, so entkräftet ich bin, will ich's versuchen; denn kränkend war dein Wort, und schwer hat es mich gereizt."

Damit ergriff er die schwerste der metallenen Wurfscheiben, die da lagen, schwang sie am Riemen im Wirbel herum und schleuderte sie dann mit mächtigem Schwunge über die Köpfe der Versammlung fort, daß sich die Phäaken unwillkürlich unter der sausenden Scheibe niederduckten. Weithin überflog sie die Zeichen aller, die vorher geworfen hatten. Staunend blickten alle auf den Helden, er aber sprach: „Macht mir das nach, ihr Jünglinge! Und hat einer sonst Lust, es in irgend einem Kampfe mit mir zu versuchen, der komme her; nur nicht Laodamas, denn der ist mein Wirt, und unziemlich wäre es, mit dem Gastfreunde zu kämpfen. Aber sonst verschmähe ich niemand, und in keinem Männerkampfe bin ich unerfahren.“

Alle schwiegen. Der König aber sprach: „Lieber Fremdling, wir glauben deinen Worten, denn nicht aus Prahlsucht rühmst du dich, sondern weil der Jüngling dort dich wirklich gekränkt hat. Jetzt aber wollen wir den Wettkämpfen ein Ende machen, und du sollst sehen, wie wir auch im heitern Reigentanze geübt sind.“ Sogleich stellten sich die Jünglinge in Ordnung auf, und beim Klange der Musik begann der Tanz, auf den Odysseus mit Staunen sah. Als auch dieses Spiel sich zu Ende neigte, ergriff der König noch einmal das Wort und schlug vor, jeder der zwölf phäakischen Fürsten solle dem Fremdling ein reiches Geschenk geben, Euryalos aber, der unziemliche Worte gesprochen, möge ihn versöhnen.

Alle stimmten dem Könige bei, Euryalos aber sagte: „Mächtigster König, ja, ich habe mich an dem Fremdling vergangen, aber ich will ihn gern besänftigen, wie du gebietest. Ich will ihm dies eherne Schwert schenken, das Heft ist von Silber und die Scheide von glänzendem Elfenbein.“ Dann trat er zu Odysseus und sprach: „Heil dir, fremder Mann! Ist hier ein kränkendes Wort gefallen, so mögen es schnell die Winde verwehen. Dir aber mögen die Götter verleihen, deine Gattin und dein Vaterland wiederzusehen. „Odysseus nahm das Schwert und erwiderte freundlich: „Auch dir wünsche ich Heil und Segen. Möchtest du dies Geschenk, das du mir mit versöhnenden Worten gabst, künftig nie vermissen!“

Indes war es Abend geworden, und der König lud alle vornehmen Phäaken wieder zum Abendschmause in seinen Palast. Als nun Odysseus nach einem stärkenden Bade, angethan mit neuen,

prächtigen Gewändern, ebenfalls sich in den Männersaal begeben wollte, siehe, da trat ihm vor der Thür die schöne Nausikaa entgegen, die er seit gestern nicht wiedergesehen hatte; denn es ziemte sich für die Jungfrauen nicht, sich bei Fest und Schmaus unter den Männern blicken zu lassen. Aber ihr Herz trieb sie, den herrlichen Mann noch einmal zu sehen, der ihr gestern so bescheiden und so edel genaht war. „Heil dir, edler Fremdling!“ sprach sie. „Wenn du einst wieder in deiner Heimat bist, denke auch manchmal an mich; gedenke des Mädchens in Scheria, der du zuerst dein Leben verdanktest.“ Der Held erwiderte: „O Nausikaa, gewähren mir nur die Götter, daß ich glücklich nach Hause komme, so will ich dein täglich gedenken und deinen Namen wie einer Göttin Namen feiern, denn du hast mir das Leben gerettet, holdes Mädchen.“

Die Jungfrau ging auf ihr Zimmer, Odysseus aber trat in den festlich geschmückten Saal und nahm zur Seite des Königs Alkinoos Platz. Wieder erquickten sie sich am herrlichen Mahle, und wieder ergriff Demodokos die Harfe und sang von den Kämpfern vor Troja, deren Ruhm und Thaten damals aller Herzen erfüllte. Jetzt pries er die Kühnheit und List des Odysseus, durch die endlich im zehnten Jahre die große Stadt bezwungen wurde, den Bau und die Ausrüstung des hölzernen Pferdes. Er ahnte nicht, daß der Held, den er feierte, an seiner Seite saß, diesem aber erschütterte der Gesang abermals sein Herz, so daß er sich der Thränen und tiefen Seufzer nicht erwehren konnte. Wieder bemerkte es der König. Da gebot er dem Sänger Stillschweigen und sprach: „Höret, ihr Fürsten der Phäaken, mich will es bedünken, daß der göttliche Sänger hier nicht allen zur Freude singt. Denn unser Gast sitzt in Thränen, seitdem der Gesang ertönt, ihm scheint ein schwerer Gram am Herzen zu nagen.“ Dann wandte er sich zu Odysseus und sagte: „Edler Fremdling, verschweige uns nicht länger deinen Namen und sage uns, aus welchem Lande du stammst. Erzähle uns, wo du gewesen bist, und was du erlebt hast; auch warum du weinst, so oft der Sänger von den Thaten vor Troja singt. Hast du etwa dort einen Bruder oder Freund verloren? Ach, gewiß war das alles eine Götterschickung, und Troja mußte untergehen, so viele Helden mußten in den Tod sinken, um noch spät den künftigen Geschlechtern im Gesang die Herzen zu rühren.“

## 6. Der Kyklop.

„Edler König Alkinoos," begann Odysseus, während alle Phäaken in stummer Erwartung an seinem Munde hingen, „wohl ist es herrlich, hier solch einen Sänger zu hören, der den unsterblichen Göttern ähnlich ist. Schöneres kenne ich nicht, als wenn die Reihen der Gäste rings im Saale schmausend sitzen und dem Liede lauschen, während der Schenk von einem Tische zum andern geht und die Becher füllt. Jetzt aber fragst du mich nach meinem jammervollen Schicksale. Was soll ich dir zuerst, was zuletzt erzählen? Haben mir doch unendliches Leid die Himmlischen gegeben. Aber wohlan, vernehmet zuerst meinen Namen, damit ihr mich kennet, und ich auch fern in meiner Heimat euch ein Gastfreund sei. Ich bin Odysseus, Laertes' Sohn; durch manchen listigen Anschlag bin ich unter den Menschen bekannt, und der Ruhm meiner Thaten erhebt sich bis zum Himmel. Meine Heimat ist die Insel Ithaka, die weithin sichtbar im Meere liegt; rauh und felsig ist das Land, aber immer und immer sehne ich mich nach ihm zurück, denn nichts Süßeres giebt es als das Vaterland! Aber höret nun, welches Geschick die Götter über mich verhängten, nachdem Troja zerstört war.

Ein frischer Wind trieb mich mit meinen zwölf Schiffen zunächst an die Küste Thraciens, zur Stadt der Kikonen. Nach kurzem Kampfe mit diesem Volke, der uns eine Anzahl tapferer Gefährten kostete, fuhren wir weiter nach Süden über das Meer hin. Wir hatten gute Fahrt, und rasch hofften wir unsere Heimat zu erreichen. Aber als wir um das Vorgebirge Malea herumbiegen wollten, erhob sich ein gewaltiger Nordsturm und schleuderte die Schiffe, die keinem Ruder und Steuer mehr gehorchten, in das unendliche, pfadlose Meer hinein.

So trieben wir neun Tage und Nächte auf den wilden Wogen umher, ohne zu wissen, wo wir uns befanden. Am zehnten Tage endlich landeten wir an einer kleinen, dicht bewaldeten Insel, die von keinem Menschen bewohnt war; nur Ziegen durchstreiften in unzählbaren Haufen die Berge, so daß wir eine leichte und glückliche Jagd hatten. Aber als wir uns durch Speise und Schlaf erquickt hatten, gelüstete mich's, nach der großen Insel hinüberzusteuern, die in ziemlicher Nähe

vor uns lag. Wir hörten Menschenstimmen und Herdengeblök von drüben und sahen Schafe auf den Hügeln umher weiden; aber wir ahnten nicht, daß dort das Riesenvolk der Kyklopen hauste, ein wildes Geschlecht, ohne Ackerbau, ohne Häuser, ohne gemeinsames Oberhaupt, ohne Volksversammlungen und Gerichte. Elf Schiffe ließ ich auf der Ziegeninsel zurück, ich selbst aber mit meinem Schiff fuhr hinüber, und bald erreichten wir das Gestade. Ich verbarg das Schiff vorsichtig in einer Bucht, wählte mir von meinen Gefährten die zwölf tüchtigsten aus und machte mich mit ihnen auf den Weg, um die Bewohner des Landes kennen zn lernen. Auch nahm ich einen großen Schlauch voll herrlichen, süßen Weines mit, den mir in der Stadt der Kikonen der Priester des Apollo geschenkt hatte, weil wir sein Haus verschonten. Dieser Wein war so kräftig, daß, wenn man nur einen Becher davon unter zwanzig Becher Wasser mischte, der Trank noch von würzigem Duft und köstlichem Wohlgeschmack war.

Nicht fern erblickten wir eine mächtige Felsenhöhle, rings umbaut mit einem Walle von großen Steinen und beschattet von Reihen hochstämmiger Fichten und Eichen. Das war die Wohnung des furchtbarsten unter den riesigen Kyklopen; er war ein Sohn Poseidons, und Polyphem war sein Name. Wir fanden ihn nicht in der Höhle, denn er weidete noch seine Herden auf den Bergen. Wir staunten über den Anblick der Ställe ringsum, die voll von jungen Lämmern und Ziegen waren; da standen auch Körbe und Kübel mit Käse und Milch, und Eimer zum Melken. Meine Gefährten hatten große Lust, ein paar Körbe mit Käse zu nehmen, einige Lämmer und Zicklein vor sich herzutreiben und so auf dem Schiffe schnell wieder zu entfliehen. Aber ich war allzu begierig, den Mann kennen zu lernen, der hier hauste. So blieben wir zu unserm Verderben.

Erst am Abend erschien der Riese mit seiner ganzen Herde; wir traten erschrocken beiseite, und er sah uns nicht gleich. Auf seiner Schulter trug er eine gewaltige Last gespaltenen Holzes und stürzte es mit lautem Getöse auf den Boden nieder, daß der Felsen krachte und wir aus Furcht in den innersten Winkel der Höhle entflohen. Dann trieb er die Ziegen und Schafe herein und verrammelte den Eingang mit einem mächtigen Felsen, den zweiundzwanzig vierrädrige Wagen nicht hätten von der Stelle ziehen können.

Noch sahen wir ihm unbemerkt ein Weilchen zu, wie er sich gemächlich auf die Erde setzte und ein Tier nach dem andern heranzog, um es zu melken, wie er die Milch in dichtgeflochtene Körbe goß und zuletzt die Glut in der Asche aufschürte, um sich ein neues Feuer anzuzünden. Jetzt schlug die helle Flamme auf; er erblickte uns, und mit furchtbarer Stimme schrie er uns zu: „Heda, Fremdlinge, wer seid ihr? Wo kommt ihr her?“ Die Kniee erzitterten uns vor dem Gebrüll, aber schnell faßte ich mich und antwortete: „Griechen sind wir, die von Troja kommen und auf der Heimfahrt von bösen Stürmen hierher geschleudert worden sind. Wenn du von dem berühmten Agamemnon gehört hast, der Trojas Mauern zerstört hat, zu dessen Völkern haben wir gehört. Jetzt aber flehen wir dich an, uns zu beherbergen, wie es hilfebittenden Fremdlingen gebührt. Ehre die Götter, trefflicher Mann, und bedenke, daß Zeus ein Rächer jedes Frevels ist, der an einem reisenden Mann begangen wird.“ „Fremdling,“ erwiderte der Kyklop mit grimmiger Miene, „du mußt sehr einfältig sein oder sehr weit herkommen, daß du die Kyklopen so schlecht kennst. Hier ehrt kein Mensch die Götter, und um deinen Zeus kümmern wir uns gar nicht, denn wir sind ja selbst viel stärker als er; wenn ich euch sonst nicht schonen will, aus Furcht vor Zeus thue ich es wahrhaftig nicht. Aber,“ setzte er arglistig hinzu, „wo hast du denn dein Schiff untergebracht? Sage es mir, ich möchte es gern wissen.“

Ich merkte seine Tücke und versetzte klüglich: „Das Schiff hat uns der Sturm zerschellt, und hätten wir nicht schwimmen können, so wären wir alle ertrunken.“ Statt jeder Antwort erhob sich das Ungetüm, streckte seine Hände aus, packte zwei meiner Gefährten bei den Beinen und schmetterte sie wie junge Hunde gegen den Boden, daß Blut und Gehirn weit umherspritzte. Sogleich zerriß er sie Glied für Glied und fraß sie mit Haut und Haaren, mit Eingeweiden und Knochen. Jammernd erhoben wir unsere Hände zum Zeus, er aber schlürfte noch einen Kübel voll Milch zu der abscheulichen Mahlzeit und streckte sich dann zum Schlafen der Länge nach in der Höhle nieder.

„Was thust du?“ sprach ich jetzt zu mir selbst, als ich den Riesen am Boden schnarchen hörte. „Bohrst du ihm das Schwert ins Herz

und rächst auf der Stelle die blutige Schandthat?“ Aber nein! wer hätte uns dann die schwer verrammelte Thür geöffnet? Keiner als er selbst war ja imstande, den ungeheuren Stein von der Stelle zu schieben. Wir mußten also etwas Besseres ersinnen und erwarteten unter Furcht und Zweifeln den Anbruch des Tages.

Mit der Morgenröte erwachte auch der Kyklop und ging an die gewöhnlichen Verrichtungen. Er legte frisches Holz ans Feuer, melkte seine Herde und setzte die Säuglinge an die Euter der Alten. Dann trat er an uns heran, packte wieder zwei meiner lieben Gefährten und fraß sie wie die gestrigen. Hierauf stieß er den Stein von der Thür zurück, trieb die Herde hinaus und legte den ungeheuren Felsen wieder vor, wie man etwa einen Deckel auf den Köcher setzt. Nun waren wir also wieder eingesperrt, und zwar diesmal allein, den langen Tag. Jetzt ersann ich einen Anschlag, uns zu befreien und zugleich die erschlagenen Gefährten zu rächen. Sein großes Auge wollte ich ihm ausbohren, nicht mit dem Schwerte, sondern mit einem glühenden Pfahle. Dazu erblickte ich in der Höhle ein herrliches Werkzeug, des Riesen eigene Keule aus grünem Olivenholz, so lang und dick wie ein Mastbaum. Davon hieb ich ein gut Stück ab, spitzte es oben zu, härtete die Spitze in der lodernden Flamme und versteckte die Waffe sorgfältig unter dem Miste, womit die Höhle bedeckt war. Darauf losten meine Gefährten, wer von ihnen mit mir den Pfahl ins Auge des schlafenden Riesen stoßen sollte, und so erwarteten wir unruhig seine Rückkehr.

Endlich am Abend trieb er wieder heim, melkte seine Herde und fraß wieder zwei von meinen Gefährten auf. Jetzt holte ich den versteckten Weinschlauch hervor und ging mit einem hölzernen Napfe voll Wein dreist auf ihn zu. „Kyklop,“ sprach ich zu ihm, „da, trink einmal! Auf Menschenfleisch schmeckt der Wein gut. Du sollst doch sehen, was für einen köstlichen Trank wir auf unserm Schiffe gehabt haben. Ich hatte den Wein für dich zum Opfer mitgebracht, wenn du mich gastfreundlich empfangen hättest. Aber, grausamer Mann, du wütest ja schrecklich; wer wird dich künftig noch besuchen, wenn du so mit deinen Gästen verfährst?“

Er nahm und trank. Hei, das behagte ihm gewaltig. „Schenke mir doch noch einmal ein,“ sprach er, „und sage mir auch deinen

Namen, damit ich dich wiederum mit einem Gastgeschenk erfreuen kann." Dreimal schenkte ich ihm ein, und er trank in vollen Zügen, der Tropf. Bald sah ich mit innigem Vergnügen, wie der starke Wein seine Sinne umnebelte. Da fiel mir eine treffliche List ein. „Höre," sprach ich, „meinen Namen willst du wissen? Niemand heiße ich, Niemand nennen mich Vater und Mutter und alle anderen Leute." „Wohl," sprach er, „so soll Niemand der letzte von euch sein, den ich verzehre; das soll das Gastgeschenk sein, das ich dir gebe."

Mit diesen Worten fiel er rücklings nieder, vom Schlaf überwältigt. Jetzt war die Stunde gekommen; schnell hielt ich den Pfahl ins Feuer und drehte ihn so lange um, bis er glühend und knisternd Funken sprühte. Nun ermahnte ich meine Gefährten, und ein Gott hauchte uns Mut in die Seele. Wir faßten an, und im Nu bohrten wir den sengenden Pfahl ins Auge des Schlafenden. Wie wenn der Schmied ein glühendes Eisen plötzlich in kaltes Wasser stößt, so zischte das große Auge des Kyklopen, als der Kienbrand hineinfuhr. Brüllend sprang er auf, und wir flohen nach allen Seiten in die Winkel der Höhle; betäubt von dem höllischen Schmerze, riß er den blutigen Brand aus dem Auge, schleuderte ihn wütend gegen die Felsenwand und tobte wie ein Wahnsinniger. Die andern Kyklopen in der Nachbarschaft erwachten; sie kamen herbeigelaufen und standen draußen rings um die Höhle. „Was ist dir geschehen, Polyphem," riefen sie, „daß du so gräßlich brüllst? Überfällt dich etwa ein Mörder mit List oder Gewalt?" „Wehe," schrie der Kyklop, „Niemand erwürgt mich mit List, keiner mit Gewalt." „Nun, wenn dir keiner Gewalt anthut," entgegneten sie, „so sind wir hier unnütz; gegen Krankheiten haben wir keine Mittel, da flehe nur zu deinem Vater Poseidon." So sprachen sie und entfernten sich wieder.

Mir lachte das Herz vor Freude, daß mein schlau ersonnener Name sie getäuscht hatte. Aber noch bedurfte es einer neuen List, um uns glücklich aus der Höhle zu helfen. Denn am Morgen tastete sich der blinde Kyklop zum Ausgang hin, schob den Stein nur ein wenig zurück, setzte sich nieder und streckte die Hände aus, um uns zu fangen, wenn wir etwa mit den Schafen und Böcken hinausschleichen wollten. Denn für so einfältig hielt er uns. Ich aber hatte schon ein Mittel ersonnen. Von den starken, dickwolligen

Widdern band ich je drei und drei mit Weidenruten zusammen; der mittlere sollte immer einen meiner Gefährten tragen, der unter dem Bauche des Tieres festgebunden wurde, während die beiden zur Seite ihn schützten. Den allergrößten und stärksten aber von den Widdern behielt ich für mich. So rückten wir nicht ohne Bangen auf den Ausgang zu. Sorgfältig betastete der Kyklop den Rücken aller Tiere; daß wir unten sitzen könnten, fiel ihm gar nicht ein, und glücklich trug jedes Dreigespann seinen Mann hindurch. Nur ich allein war noch übrig mit meinem stattlichen Bocke; ich kroch unter seinen Bauch und nistelte mich mit Händen und Füßen in seinem dickwolligen Felle fest. So keuchte das Tier mit seiner ungewohnten Last langsam dem Eingange zu. Der Kyklop erkannte ihn beim Streicheln sogleich, hielt ihn an und sagte traurig zu ihm: „Böckchen, mein Tierchen, warum kommst du denn heut zu allerletzt aus der Höhle? Sonst bist du doch immer der erste und trabst lustig voran. Jammert dich etwa das Auge deines Herrn, das mir der nichtswürdige Niemand ausgebrannt hat? Könntest du nur reden, mein Böckchen, du sagtest mir gleich, wo der Schurke sitzt. Da solltest du sehen, wie sein Blut und Mark hierhin und dorthin in der Höhle herumspritzen würde."

So sprach der Kyklop und entließ den Bock. Kaum war ich im Freien, so sprang ich unter dem Tiere hervor und erlöste meine Freunde. Vorsichtig, um uns dem Riesen, der noch nahe war, nicht zu verraten, gingen wir eilig nach dem Ufer zu, indem wir die Schafe, die uns so treulich getragen hatten, vor uns hintrieben und mitnahmen. Rasch erreichten wir unser Schiff und unsere Freunde, die uns freudig begrüßten. Wir stiegen ein und waren bald vom Ufer so weit entfernt, wie die Stimme eines Mannes schallt. Da fiel es mir ein, dem Ungeheuer, das wir unfern des felsigen Strandes dastehen sahen, noch ein Wort zuzurufen. „Kyklop," schrie ich ihm hinüber, „merkst du nun, daß es kein Schwächling war, dessen Freunde du gefressen hast? Endlich hat dich doch der Lohn deines Frevels getroffen, du Unmensch; das ist die Strafe des Zeus und der andern Götter!"

Wie kochte sein Zorn! Wütend brach er einen Felsenzacken ab und schleuderte ihn dahin, woher die Stimme erschollen war. Er

hatte gut gezielt, aber zum Glück warf er zu weit, dicht vor unserm Schiffe fiel der Block ins Meer, daß die Wogen aufschäumten und die empörte Flut uns fast bis ans Ufer zurücktrieb. Aber rasch griffen die Gefährten zum Ruder, und bald war das Schiff wieder in gutem Gange. Als wir nun fast doppelt so weit entfernt waren wie zuvor, da gelüstete mich's noch einmal, ihn anzureden, und ob mir auch die Gefährten zuwinkten und leise bittend mich abmahnten, so rief ich ihn dennoch zum zweiten Male an: „Höre doch noch eins, Kyklop! Wenn dich die Leute fragen, wer dir das Auge so schändlich geblendet hat, so kannst du nur sagen: Das hat Odysseus gethan, der Städteverwüster, des Laertes Sohn aus Ithaka!"

Da stöhnte er tief auf in ohnmächtiger Wut und sprach: „Weh, so ist es also doch erfüllt, was vorlängst ein Seher mir hier weissagte. Der hat mir deinen Namen genannt, und immer fürchtete ich, daß einst ein riesiger Recke, mit übermenschlicher Stärke ausgerüstet, hierher kommen würde. Und nun muß es so ein Wicht, so ein kleiner, erbärmlicher Kerl sein, der mich mit Wein überlistet und mir im Rausch das Auge blendet! Aber höre doch, Odysseus, komm zurück, wir wollen Frieden machen. Ich will dir vom Poseidon ein sicheres Geleit erflehen. Er ist mein Vater, und er wird mir auch gewiß mein Auge wieder heilen." Aber höhnend schrie ich ihm hinüber: „Könnt' ich dich doch nur, du Untier, so sicher zu den Toten schicken, als weder Poseidon noch sonst ein Gott dir ein neues Auge einsetzen wird!" Und nun hörte ich ihn laut zu seinem Vater flehen, daß er alles Ungemach über mein Haupt senden und mich in Stürmen und grausen Wasserfluten meinen Tod finden lassen möchte. Und wäre mir das nicht vom Schicksal bestimmt, so sollte ich wenigstens erst spät und nach langer Irrfahrt, elend, ohne Freund und Gefährten, auf fremdem Schiffe nach Hause kommen und dort Jammer und Unglück antreffen. Ach, der Gott hat ihn nur zu sehr erhört.

Indessen ruderten wir weiter, aber noch nicht ohne Gefahr; denn plötzlich kam wiederum ein mächtiger Felsblock uns nachgeflogen und stürzte hart hinter unserm Schiff ins Meer, daß er ihm um ein kleines das Steuerruder abgerissen hätte. Die aufschäumenden Wogen trieben uns nur um so schneller der kleinen Ziegeninsel zu, wo wir unsere Genossen zurückgelassen hatten. Diese hatten uns schon als

tot beweint und waren hoch erfreut über unsere Ankunft. Wir verteilten die mitgebrachten Schafe unter alle, den großen Widder aber, der mich getragen hatte, erkannten sie mir zu, und ich opferte ihn sogleich dem Zeus. So saßen wir denn den ganzen Tag und aßen und tranken in herzlicher Fröhlichkeit, nachdem wir so großen Ängsten entronnen waren, und gedachten auch noch mit Wehmut der lieben Freunde, die einen so gräßlichen Tod gefunden hatten.

## 7. Äolos. Die Lästrygonen. Kirke.

Am andern Morgen stachen wir wieder in See und fuhren ziellos viele Tage dahin. Endlich gelangten wir zu der schwimmenden Insel des Königs Äolos, dem die Götter alle Winde in Verwahrung gegeben haben, daß er sie wehen und ruhen lassen kann, wie er will. Er wohnte dort mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in beständigen Festen und heiterer Eintracht. Sie nahmen mich gastlich auf, und wir ließen es uns einen ganzen Monat bei ihnen wohl sein. Als ich endlich Abschied nahm, gab mir der König ein kostbares Geschenk. In einem starken, stierledernen Schlauch, den er selbst mit einem silbernen Seile zuband, hatte er sämtliche Winde eingeschlossen; diesen gab er mir mit auf die Reise, so daß kein widriger Sturm uns nahen konnte. Nur einen sanften Westwind ließ er wehen, damit wir rasch die Heimat erreichten, und freudig stiegen wir in die Schiffe.

Neun Tage und Nächte waren wir schnell und gleichmäßig dahingesegelt, siehe, da tauchten gegen Abend am fernen Himmelsrande zackige Felsengipfel empor. Ja, es war Ithaka! Das Ende unserer Irrfahrt war gekommen, schon sah ich die nächtlichen Wachtfeuer glänzen. Die ganze Zeit über war ich weder bei Tage noch bei Nacht vom Steuerruder gewichen und hatte es keinem andern anvertraut. Jetzt, da ich das heißersehnte Ziel vor mir sah, überwältigte mich die Müdigkeit, ich legte mich im Schiffsraum nieder und überließ mich sorglos dem süßen Schlummer; wußte ich doch, daß ich am Ufer des Vaterlandes erwachen würde.

Während ich schlief, besprachen sich meine Gefährten über unsere Erlebnisse und betrachteten mich mit neidischen Blicken. „Wo er hin=

kommt," sprachen sie, „wird er geehrt und beschenkt, wir aber kommen mit leeren Händen zurück. Was für ein köstliches Geschenk mag nur wieder in dem schönen, großen Schlauche verborgen sein?" Die Neugier lockte die Unglücklichen, den Schlauch zu untersuchen, den der König mit großem Bedacht so fest zugebunden hatte. Kaum aber hatten sie das Band gelöst, so brachen alle Winde sausend hervor und schleuderten uns mit fürchterlicher Gewalt zurück in das weite Meer. Ich fuhr aus dem Schlafe auf und sah mit Schrecken, was geschehen war. Da wußte ich nicht, ob ich mich ins Meer stürzen und mit einem Schlage mein Leiden endigen, oder standhaft das Unvermeidliche tragen sollte. Aber ich trug es und harrte aus; ich hüllte mich schweigend in meinen Mantel, legte mich stumm auf den Boden nieder und ließ mich durch die wilden Wogen dahinreißen.

Wieder landeten wir an der Insel des Äolos. Ganz ermattet stiegen wir aus, und ich trat in den Palast des Königs, den ich mit den Seinen im traulichen Kreise bei der Mahlzeit fand. Alle staunten mich an; als ich aber die Verblendung meiner Gefährten erzählte und um neue Hilfe bat, entsetzte sich der König und rief: „Fort, Unglückssohn! Flieh aus meinem Hause! Ich darf keinem Menschen Herberge oder Geleit geben, den so offenbar der Zorn der Götter verfolgt." Mit diesem Fluche jagte er mich davon.

Traurigen Herzens begaben wir uns auf die Weiterfahrt. Sechs Tage ruderten wir fort, ohne ein Land zu finden; am siebenten endlich kamen wir an die Küste der Lästrygonen, und ich schickte drei Gefährten aus, die Gegend zu erforschen. Aber ein schreckliches Ende war ihnen bereitet. Sie trafen ein riesiges, fürchterliches Weib, welches eiligst ihren Gatten, den Lästrygonenkönig, herbeirief. Dieser, ein Ungetüm wie der Kyklop, packte sofort einen der Gefährten und fraß ihn auf; die beiden andern stürzten, von Todesangst gejagt, zu den Schiffen zurück. Aber schon folgte ihnen eine ganze Schar von Riesen, durch des Königs Gebrüll zusammengerufen, Tausende an Zahl, und ehe wir noch unsere Fahrzeuge losbinden konnten, flogen schon ungeheure Felsblöcke auf uns zu und zerschmetterten gräßlich Menschen und Schiffe. Ich allein hatte zu meinem Glücke das meinige hinter einem Felsenhange befestigt; schnell hieb ich mit dem Schwerte das Seil durch, aus Leibeskräften arbeiteten wir uns vom

Lande weg, und mit genauer Not wurde so mein Schiff gerettet. Die andern alle gingen hier zu Grunde.

Nach langer, trauriger Fahrt landete unser Schiff an der Insel Ääa, wo die Zauberin Kirke wohnte. Zwei Tage und zwei Nächte lagen wir hier mutlos am Ufer, und niemand getraute sich, ins Innere des Landes auf Kundschaft auszugehen, obwohl wir über dem dichten Walde, der uns umgab, in der Mitte der Insel Rauch aufsteigen sahen. Endlich am dritten Tage rief ich die Freunde zusammen, ermunterte sie mit mutigen Worten und teilte die ganze Schar in zwei Haufen; den einen wollte ich selbst führen, den andern übergab ich dem Eurylochos. „Wohlan," sprach ich, „nun laß uns losen, wer mit seiner Schar die gewagte Wanderung antreten soll." Wir warfen zwei Lose in einen Helm und schüttelten ihn, und siehe, des Eurylochos Los sprang zuerst heraus. So machte er sich denn mit seinen Begleitern zögernd und ungern auf den Weg.

Als sie in die Nähe des Palastes der Kirke kamen, erblickten sie in den anmutigen, grünen Waldgründen und Thälern eine Menge von Raubtieren, Wölfe und Löwen, und schon wollten sie entsetzt zurückfliehen, als sie mit Verwunderung sahen, wie die wilden Ungeheuer sich ihnen freundlich und schmeichelnd näherten und wie treue Hunde mit dem Schwanze wedelten. Denn das waren alles verzauberte Menschen, welche die mächtige Göttin in Tiergestalt verwandelt hatte. Staunend gingen meine Gefährten weiter und traten an den prächtigen Palast heran. Da hörten sie die Göttin, welche in ihrem Gemache ein köstliches Gewand webte, mit heller, melodischer Stimme zu ihrer Arbeit singen. Das machte ihnen Mut, und sie riefen. Alsbald öffnete sie die Pforte und lud sie mit schmeichelnden Worten ein, ins Haus zu treten. Alle folgten, nur der vorsichtige Eurylochos blieb draußen, denn ihm ahnte ein Unheil.

Als sie in den Saal eingetreten waren, mußten sie sich ringsum auf prächtige Sessel setzen; Kirke reichte ihnen zu essen und mischte süßen Wein, aber heimlich that sie verderbliche Kräuter hinein. Und als nun die Armen von dem Gemisch getrunken hatten, da berührte Kirke sie alle mit ihrem Zauberstabe, und im Augenblick verwandelten sie sich in grunzende, borstige Schweine. Eilig trieb sie dieselben hinaus und sperrte sie in Schweinekofen, schüttete

ihnen Eicheln und Buchnüsse vor und schloß lachend hinter ihnen die Thür des Stalles zu.

Eurylochos wartete lange und angstvoll auf ihre Rückkehr. Endlich ward es ihm zur Gewißheit, daß ihnen ein Unheil zugestoßen sein müsse, und zitternd vor Todesfurcht eilte er zum Schiffe zurück. Als er uns erblickte, konnte er lange nicht sprechen vor Erregung, und seine Augen standen voll Thränen. Endlich erzählte er in abgebrochenen Worten, was ihnen begegnet war. Ich sprang sogleich auf und befahl ihm, mich den nämlichen Weg zu führen; er aber fiel mir zu Füßen und bat mich weinend, mich doch nicht selbst aufzuopfern. „Laß uns schleunig fliehen,“ rief er, „von dieser verwünschten Insel, damit wenigstens wir dem Schicksal entrinnen!“ „Nun so bleib hier,“ antwortete ich unwillig, „und iß und trink dich satt hier am Gestade. Mich treibt es, meine Freunde zu retten, ich werde den Weg schon allein finden.“

Damit eilte ich fort und fand mich glücklich durch den Wald, bis ich im Thale die Wohnung der Kirke liegen sah. Da trat mir plötzlich der Gott Hermes entgegen in der Gestalt eines schönen blühenden Jünglings; er faßte mich freundlich bei der Hand und sprach: „Du Armer, wohin gehst du? Willst du etwa deine Freunde befreien, die in Kirkes Schweinekofen eingeschlossen liegen? Das möchte dir schwerlich gelingen; ich fürchte, sie wird dich zu den andern sperren. Aber höre mich, ich will dir helfen. Wenn du hinkommst, wird sie dir ihren Trank mischen; aber nimm hier dies heilkräftige Kraut, welches ihren Zauber bindet. Das wirf heimlich hinein, und wenn sie dich dann mit ihrem Stabe berührt, um die Verwandlung zu vollenden, so springe mit gezücktem Schwerte auf sie los, als wolltest du sie durchbohren. Sie wird dir zu Füßen stürzen und dich um Gnade flehen, du aber laß sie einen heiligen Eid schwören, daß sie keinerlei Tücke mehr an dir oder den Deinen üben wolle.“ Mit diesen Worten gab mir Hermes die Pflanze, die er aus dem Boden riß, und verschwand wiederum meinen Blicken.

Alles geschah, wie es mir der Gott vorhergesagt hatte. Ich trat in ihr Gemach und wurde freundlich empfangen; sie mischte mir den Becher, ich warf heimlich mein Kraut hinein und trank dann ohne Furcht. Darauf senkte sie ihren Zauberstab auf mein Haupt und

sprach: „Wandere nun in den Kofen, mein Tierchen, und lege dich zu deinen Freunden.“ Da schob ich hurtig meinen Stuhl zurück, sprang hinter dem Tische hervor und rannte mit gezogenem Schwerte und drohender Miene auf die Falsche los. Laut aufschreiend vor Schreck und Staunen warf sie sich zu Boden und umfaßte meine Kniee. „Wer bist du, Mann?“ rief sie angstvoll, „du bist der erste, der meinem Zauber widersteht! Ha, solltest du vielleicht Odysseus sein, von dem mir einmal Hermes geweissagt hat, er werde meine Künste zu Schanden machen? Dann stecke dein Schwert ein, und alle Feindschaft schwinde zwischen uns. Setze dich friedlich her, damit wir Vertrauen zueinander gewinnen.“

Ich erwiderte ihr: „Wie könnte ich Vertrauen zu dir fassen, da du meine Freunde so schmählich verzaubert hast? Schwöre mir zuvor mit heiligem Eidschwur, daß du keine Tücke mehr an mir oder den Meinen üben willst.“ Sie schwur mir's auf der Stelle, und nun bewirtete sie mich aufs köstlichste. Ein laues, stärkendes Bad war mir sogleich bereit, und die Dienerinnen besetzten den Tisch mit den herrlichsten Speisen. Aber ich streckte keine Hand danach aus, sondern saß bekümmert und traurig da. „Wie könnte ich hier des Mahles fröhlich genießen,“ sprach ich, als die Göttin mich freundlich nötigte, „solange meine Gefährten noch gefangen sind?“ Da ging sie hinaus, öffnete den Kofen, ließ die Schweine heraus und bestrich jedes mit einer heilenden Zaubersalbe; und siehe, sofort fielen die borstigen Haare von ihnen ab, und meine lieben Freunde standen jünger und schöner vor mir, als sie vorher gewesen waren. Sogleich erkannten sie mich, drückten mir die Hand und weinten laut vor Freude, so daß die Göttin selbst gerührt war. Sie forderte mich nun auf, zu meinem Schiffe hinunterzugehen und auch die übrigen Gefährten zu ihr zu bringen.

Ich machte mich sogleich auf den Weg. Wie die Gefährten, die wehklagend am Schiffe saßen, mich erblickten, sprangen sie auf und kamen mir entgegengelaufen, wie Füllen ihren Müttern entgegenhüpfen. Sie umarmten mich und beteuerten mir, es wäre ihnen zu Mute, als ob sie Ithaka selbst vor ihren Augen sähen. Schnell erzählte ich ihnen, wie alles gekommen sei, und befahl ihnen, das Schiff ans Ufer zu ziehen und mit mir zu kommen. Alle waren mit Freuden

bereit; da erhob sich auf einmal Eurylochos, der seine Angst noch nicht verwunden hatte. „Ihr Unglücklichen," rief er, „wo wollt ihr hin? Die Zauberin wird euch alle in Schweine oder Wölfe verwandeln. Wißt ihr nicht mehr, wie es mit dem Kyklopen war? Hätte damals nicht der tollkühne Odysseus unsere Freunde in die Höhle geführt, sie lebten noch bis auf diesen Tag; durch seinen Vorwitz sind sie umgekommen. Darum folgt ihm nicht." Zorn erfaßte mich, als ich den Schwätzer so reden hörte, und schon zückte ich das Schwert, aber die andern Gefährten hielten mich zurück. „Laß ihn laufen," sagten sie, „wir folgen dir ja doch alle." So führte ich sie denn sämtlich nach Kirkes Palast, und selbst Eurylochos schlich von weitem nach. Alle waren hoch erfreut, sich wiederzusehen, und beim heiteren Schmause waren bald alle Leiden vergessen.

So lebten wir nun bei der Göttin einen Tag wie den andern herrlich und in Freuden, und die Zeit verstrich uns, ohne daß wir es merkten. Endlich aber, als ein ganzes Jahr dahingegangen war, regte sich doch in uns allen wieder die Sehnsucht nach dem Vaterlande, und meine Gefährten drangen in mich, ich solle die Göttin um unsere Entsendung bitten. Das that ich, und Kirke antwortete mir gütig, sie wolle uns nicht zurückhalten gegen unsere Neigung. „Aber," sagte sie, „du mußt zuvor noch eine andere Fahrt unternehmen. In das Reich der Unterwelt, wo Hades und Persephone herrschen, mußt du hinuntersteigen, um die Seele des Sehers Teiresias wegen deiner Rückkehr zu fragen, welchem allein unter allen Toten das köstliche Vorrecht verliehen ist, mit wachen Sinnen, wie ein Lebender, dort unten umherzuwandeln, indes die andern Seelen nur als kraftlose Schatten dahinschweben."

Da brach mir fast das Herz vor Betrübnis, und jammernd wünschte ich mir den Tod. Aber die Göttin richtete mich durch freundlichen Zuspruch wieder auf und gab mir genau an, wie wir zu fahren hätten, um zuerst den erdumfassenden Strom Okeanos und von dort den Eingang in die Unterwelt zu erreichen. Drunten solle ich zwei Schafe schlachten, von dem entfließenden Blute aber keinem der Schatten zu trinken geben, bis ich den greisen Teiresias gesprochen hätte, der mir die Schicksale meiner Heimfahrt verkünden würde.

Am nächsten Morgen teilte ich den Gefährten mit, daß unsere Abfahrt bevorstünde. Freudigen Herzens hörten sie meine Worte; als ich ihnen aber meldete, daß wir zuvor in die Unterwelt hinabsteigen müßten, wollten sie fast verzweifeln und rauften sich jammernd die Haare. Indes trotz alles Weinens und Klagens wurde endlich das Schiff in Ordnung gebracht; Kirke schaffte uns noch die beiden Opfertiere und ließ uns einen sanften, günstigen Fahrwind wehen; wir stiegen ein und steuerten über die Flut dahin den Weg, den die Göttin mir angegeben hatte.

## 8. Die Unterwelt.

Nachdem wir den ganzen Tag gefahren waren, erreichten wir das Gestade des Kimmerierlandes, das äußerste Ende der Erde, welches im ewigen, tiefen Dunkel liegt. Hier stiegen wir aus und gingen am Uferrande des Okeanosstromes hin, bis wir an den Ort kamen, den uns Kirke bezeichnet hatte. Dort machte ich mit meinem Schwert eine Grube in den Boden und goß das Opfer für die Toten hinein, zuerst Honig und Milch, dann Wein und zuletzt Wasser. Sodann wurden die beiden Schafe geschlachtet, und ihr dunkles Blut rann in die Grube. Alsobald stiegen aus der Unterwelt die Seelen der Abgeschiedenen in großen Scharen herauf und drängten sich mit gräßlichem Geschrei heran, so daß uns bleiches Entsetzen erfaßte. Ich aber wehrte ihnen allen, denn niemand sollte dem Blute nahen, bis ich den Teiresias gesprochen hätte.

Endlich kam der Schatten des thebanischen Sehers auf mich zu; er erkannte mich sogleich, und nachdem er von dem Blute der Schafe getrunken hatte, sprach er also: „Edler Odysseus, du wünschest dir eine glückliche Heimfahrt, aber ein Gott wird sie dir erschweren; denn der mächtige Poseidon hat es nicht vergessen, daß du seinem Sohne das Auge geblendet hast. Dennoch kann dir noch alles gelingen, wofern du nur auf der Insel Thrinakia die Stiere des Sonnengottes Helios unangetastet läßt. Tötest du aber einen derselben, dann steht dir furchtbares Verderben bevor; und wenn du auch selbst dem Tode entgehst, so wirst du doch erst spät und nach langer Irrfahrt, elend, ohne Freund und Gefährten, auf fremdem Schiffe nach Hause kommen

und auch dort Jammer und Unglück antreffen. Andere werden von deiner Habe prassen, um deine Gattin werben und deinem Sohne Todesschlingen legen. Endlich aber wirst du die Frevler strafen und sie in deinem Hause mit List oder Gewalt töten. Wenn dir dies gelungen ist, dann mache dich auf, nimm ein Schiffsruder auf die Schulter und gehe ins Land hinein, bis du zu Leuten kommst, die von Meer und von Schiffen nichts wissen. Das Wahrzeichen aber soll dies sein: Wenn du einem Wandersmann begegnest, der dir sagt, du tragest ja eine Wurfschaufel auf der Schulter, da mache Halt, stecke das Ruder in die Erde und bringe dem Meerbeherrscher Poseidon herrliche Opfer dar. Dann kehre zurück nach Ithaka; dann werden deine Leiden und deine Irrfahrten überstanden sein, und mitten unter den Deinen, umgeben von friedlichen und glücklichen Völkern, wirst du in hohem und gesegnetem Alter dein Leben beschließen."

„Wohl, Teiresias," sprach ich, „dies Schicksal muß ich also tragen, wie es die Götter mir bestimmt haben. Aber sage mir doch, ich erblicke dort unter den Schatten auch meine alte Mutter, aber sie würdigt den Sohn keines Wortes. Wie fange ich's an, daß sie mich erkennt?" „Welchen dieser Geister," versetzte der Seher, „du von dem Blute trinken lässest, dem kommt sogleich Bewußtsein und Sprache zurück."

Nach diesen Worten ging Teiresias wieder in die Tiefen der Unterwelt zurück. Ich aber ließ sogleich meine geliebte Mutter zu dem Blute heran. Sie trank und erkannte mich mit freudigem Schrecken. Ich erzählte ihr kurz die Geschichte meiner Leiden und fragte sie, wie sie gestorben sei, und wie es dem Vater, der Gattin und dem lieben Sohne zu Haus ergehe. Sie sagte mir, daß alle drei noch lebten und täglich mit Sehnsucht an mich dächten. Der Vater sei schon ganz schwach vor Alter geworden und wohne nicht mehr im Palaste, sondern auf dem Lande, wo er seinen Weinberg pflege. „Alle Pracht des Reichtums," sprach sie, „verschmäht er und härmt sich Tag und Nacht um dich, und so wird ihn bald der Kummer verzehren, wie er mich verzehrt hat. Denn keine Krankheit, kein Fieber hat mich getötet, sondern die Sehnsucht nach dir, du teurer Sohn, nach deinen tröstenden Worten und deiner liebevollen Freundlichkeit hat mich dahingerafft."

Ich breitete meine Arme aus, von innigem Verlangen ergriffen. Dreimal versuchte ich's, sie zu umschlingen, dreimal entflog sie mir aus den Händen, wie ein Schatten oder ein Traumbild, bis sie endlich ganz meinen Blicken entschwand. Aber unmöglich ist es mir, o König Alkinoos und ihr edlen Phäaken, euch alles zu erzählen, was ich hier hörte und sah. Die Nacht schwindet dahin, und schon ist es Zeit, an die Ruhe zu denken."

Hier hielt Odysseus in seiner Erzählung inne. Die Phäaken aber saßen stumm vor Staunen ringsum und lauschten noch mit Entzücken auf seine Worte. Endlich ergriff die Königin Arete das Wort, um ihrer Freude und ihrem Stolze Ausdruck zu geben, daß sie einen so herrlichen Helden in ihrem Palaste bewirten dürfe. Alle stimmten ihren Worten bei, Alkinoos aber bat den Odysseus, fortzufahren und besonders zu berichten, ob er nicht in der Unterwelt auch die Seelen seiner Kriegsgefährten, der Helden vor Troja, gesehen und gesprochen habe.

So hub denn der Held von neuem an und erzählte, wie er den Schatten des Königs Agamemnon und des göttergleichen Achilleus getroffen und wehmütige Zwiesprach mit ihnen geführt habe. Auch von andern Helden der Vorzeit erzählte er, die für ihr frevelhaftes Thun schwere Strafe dort unten leiden mußten, vom Tantalos, den Zeus selber würdigte, an seiner Tafel zu sitzen und mit den Göttern zu schmausen, der aber dies Vertrauen mißbrauchte und die Geheimnisse der Götter ausschwatzte; er mußte dafür nun schreckliche Qual erdulden. Ein glühender Durst folterte ihn, aber ob er gleich bis zum Hals im Wasser stand und die herrlichsten Obstbäume ihre prangenden Früchte ihm entgegenstreckten, so konnte er doch die brennende Begierde niemals stillen. Denn so oft er sich bückte, trocknete plötzlich der Teich ein, und so oft er die Hand erheben wollte, schnellte ein Sturmwind die Zweige zurück. Nicht minder grausam war die Strafe des Sisyphos, der einst als König viele Ungerechtigkeiten verübt hatte. Er war hier verdammt zu der Qual einer ewig vergeblichen Arbeit. Einen schweren Stein mußte er eine steile Anhöhe hinaufwälzen; jedesmal aber, so oft er ihn dem Gipfel nahe gebracht hatte, verließ ihn zuletzt die Kraft, der tückische Fels glitt ihm aus den Händen und rollte tief ins Thal zurück. Schweißtriefend und atemlos vor An=

strengung begann er die qualvolle Arbeit von neuem, aber immer wieder vergeblich.

„Diese und viele andere Heldengestalten aus uralter Zeit erblickte ich hier,“ so fuhr Odysseus fort, „aber endlich wagte ich es doch nicht, länger an dem Orte des Grauens zu verweilen. Ich kehrte mit meinen Gefährten um, wir suchten unser Schiff wieder auf und fuhren auf dem Okeanosstrome dahin, bis wir glücklich die Einfahrt ins Meer wieder erreichten.

## 9. Sirenen. Skylla und Charybdis. Die Stiere des Helios.

Ein günstiger Wind trieb uns wieder an die Insel der Kirke. Die Göttin empfing uns freundlich und bewirtete uns noch einen Tag; am nächsten Morgen machten wir uns wieder auf den Weg. Mich hatte sie, während die andern schmausten, beiseite genommen und mir heilsame Ratschläge für die bevorstehende Fahrt gegeben. Zuerst warnte sie mich vor den Sirenen, die mit süßem, unwiderstehlichem Zaubergesange alle Vorüberreisenden an sich lockten, dann aber gleich Raubtieren sie verschlängen. Sie gab mir Wachs, um die Ohren meiner Gefährten zu verstopfen; ich selbst solle mich mit festen Stricken an den Mastbaum binden lassen, damit ich ihren Gesang hören, aber ihrer Lockung nicht folgen könnte. Eine noch größere Gefahr werde uns sodann in der schrecklichen Felsenkluft drohen, wo Skylla und Charybdis hausen. Charybdis schlürfe unendliche Ströme Wassers ein samt Schiffen und Menschen und allem, was ihr zu nahe komme, und erst nach langer Zeit speie sie alles zerschmettert wieder aus ihrem Strudel heraus; Skylla aber hasche mit ihren sechs gräßlichen Hälsen nach allen lebenden Wesen, die vorbei kämen. Endlich warnte auch sie mich dringend vor den heiligen Stieren des Helios auf Thrinakia.

Durch Kirkes Güte wurden wir noch reichlich mit Lebensmitteln versorgt und segelten wieder frisch ins Meer hinaus. Bald näherten wir uns der Insel der Sirenen; da teilte ich meinen Gefährten mit, was mir Kirke gesagt hatte. Sie ließen sich die Ohren mit Wachs verkleben und banden mich mit starken Seilen an den Mastbaum fest. Jetzt erblickten uns die Sirenen, liebliche Mädchengestalten, die auf

der grünen Wiese am Strande saßen, und alsobald ließen sie ihre bestrickende Stimme ertönen. „Komm," so lautete ihr Gesang, „komm, preisvoller Odysseus, du Ruhm und Stolz der Griechen, lenke dein Schiff zu uns her ans Gestade. Komm, wir wollen dir von Troja singen und von deinen Freunden, von euren Kämpfen und euern Leiden; denn wir wissen alles, was vorgeht auf dem weiten Raum der Erde." Also sangen sie. Mich aber ergriff heißes Verlangen, noch weiter ihrem Liede zu lauschen. Ich strebte mich loszumachen und bat die Freunde mit Winken und Mienen, aber sie banden mich nur noch fester, bis wir die Singenden weit hinter uns hatten und leiser und immer leiser der zauberische Klang verhallte.

Nicht lange, so fuhren wir auf die furchtbare Meeresenge zu, in der die beiden Ungeheuer hausten. Schon von weitem hörten wir den Donner der wütenden Brandung, wie Charybdis die Wassermassen, die sie eingeschlürft hatte, jetzt brüllend wieder von sich gab. Meinen Gefährten erstarrten die Arme, und sie ließen die Ruder sinken. Aber schnell ermahnte ich sie, mit aller Anstrengung so schnell als möglich hindurchzurudern, und dem Steuermanne befahl ich, sich auf die andere Seite fern von dem tosenden Wirbel der Charybdis, zu halten, damit wir nicht hinabgerissen würden. Von der fürchterlichen Skylla schwieg ich weislich, sonst hätte mir keiner mehr gerudert; auch konnte ich keine Spur von ihr am Felsen entdecken. Aber indem ich nun, das Schwert in der Hand, auf dem hohen Verdecke dastand und in den schäumenden Strudel staunend und zagend hinabsah, hörte ich plötzlich ein Wehgeschrei auf der andern Seite, und siehe, Skylla hob eben mit ihren sechs riesigen Rachen sechs meiner besten Gefährten in die Luft, wie ein Fischer an der Angel den zappelnden Fisch hinaufschwingt. Entsetzen ergriff uns alle, und die Unglücklichen riefen mich noch im Tode flehentlich um Hilfe an; aber ich mußte nur vorwärts treiben, daß wir nicht noch mehr Unheil erlebten.

Als wir endlich aus der grausigen Kluft entflohen waren, sahen wir eine herrliche, grüne Insel vor uns liegen. Es war Thrinakia, und wir hörten schon im Schiffe das Gebrüll der weidenden Rinder des Helios. Da beschwur ich meine Gefährten mit bittenden Worten, nicht hier zu landen, sondern weiterzufahren. Aber das war ihnen eine unwillkommene Rede, das Herz wollte ihnen brechen, und Eury-

lochos sprach: „Du grausamer Mann! Dir erschlafft kein Gelenk, und du bist ganz wie von Stahl und Eisen. Aber wir andern sind zum Tode erschöpft, daß wir nicht mehr weiter können, und du willst uns nicht einmal jetzt eine Erquickung gönnen? Blind in die Nacht sollen wir hineinrudern, wo wir weder Weg noch Steg kennen? Nein, laßt uns ans Land stoßen, daß wir dort unsere Abendmahlzeit halten und die Nacht bei dem Schiffe ausruhen. Morgen mit dem frühesten können wir ja wieder einsteigen und weiter steuern."

Alle stimmten ihm laut bei. Da erkannte ich, daß ein Gott mein Verderben wollte, und sprach zu ihnen: „Ihr alle zwingt mich einzelnen leicht. Aber schwört mir einen Eid, keines der Tiere anzurühren, sondern euch mit der Speise zu begnügen, die uns Kirke mitgegeben hat." Das schwuren sie, und so legte der Steuermann an. Wir aßen zu Nacht und legten uns am Ufer zum erquickenden Schlummer nieder. Aber noch war die Nacht nicht vorüber, als ein ungeheurer Sturm sich erhob und Meer und Land in dickes, schwarzes Gewölk hüllte. Als der Morgen kam, zogen wir bei fürchterlichem Unwetter das Schiff in eine Felsgrotte. „Freunde," sprach ich darauf, „wir haben ja noch Vorrat im Schiffe. Darum beschwöre ich euch nochmals, rühre keiner die heiligen Stiere an. Ihr wißt, daß daran unser Heil und Verderben hängt, und daß sie des furchtbaren Gottes Eigentum sind, der alles sieht und alles hört."

Sie versprachen es nochmals, und ich beruhigte mich. Aber einen ganzen Monat hindurch wechselte Südwind mit rauhem Ostwind, und wir mußten noch immer liegen bleiben. Allmählich gingen unsere Lebensmittel zu Ende, und wir nährten uns kümmerlich, indem wir Fische fingen oder etwa einmal einen Vogel schossen. Da ging ich eines Tages fernab vom Schiffe, trat ans Ufer, wusch die Hände in der heiligen Flut und flehte heiß und brünstig zu den Göttern, unserm Elend ein Ende zu machen. Und als ich so gebetet hatte, überfiel mich ein tiefer Schlaf.

Während ich abwesend war, erwachte in meinen Gefährten die böse Begierde, und vorzüglich ermunterte sie Eurylochos. „Ihr Freunde," sprach er, „jeder Tod ist qualvoll, aber am schrecklichsten ist es doch, durch Hunger zu sterben. Auf, laßt uns einige Stiere schlachten und dem beleidigten Gott einen Tempel in Ithaka geloben,

wenn wir glücklich nach Hause gelangen. Sollen wir aber um der Rinder willen sterben, so will ich lieber auf einmal im Meere umkommen, als hier langsam hinsiechen." Leicht waren die Gemüter überredet; die besten Rinder wurden gefangen und den Göttern unter Gebet und Gelübden geopfert.

Eben als die fetten Schenkelstücke bratend aufdampften, erwachte ich aus meinem langen Schlummer und lief eilig hinzu. Götter, wie ward mir, als mir der unerwartete Duft schon von fern entgegenwehte! Vergebens zürnte ich mir selbst, vergebens schalt ich die Gefährten. Ach, es war ja alles zu spät, die Rinder lagen geschlachtet da, und die Rache des Sonnengottes mußte uns ereilen.

Sechs Tage schmausten meine Gefährten von dem Fleische der Rinder; am siebenten legte sich der Ostwind, und wir setzten unsere Fahrt fort. Aber wir waren noch nicht lange gefahren, als sich ein gewaltiger Sturm erhob und dunkle Gewitterwolken sich über uns auftürmten. Unter den Schlägen des Donners und dem Geheul des Sturmes schwankte das Fahrzeug hin und her, und plötzlich, mit lautem Gekrach, brach der Mastbaum mitten entzwei und erschlug im Fallen den Steuermann, daß er kopfüber ins Meer stürzte. Gleich darauf zuckte ein fürchterlicher Blitz herunter und schlug gerade in das Schiff ein; es wurde ganz herumgerissen, und die Gefährten fielen alle ins Meer. Wie Seekrähen tauchten sie noch hier und da aus der schäumenden Flut auf, aber bald waren sie alle von der Tiefe verschlungen. Ich blieb auf dem Schiffe, bis die Gewalt der Wellen die Seitenwände und den Kiel voneinander riß. Da klammerte ich mich an den Kiel, und als ich den zerschmetterten Mastbaum, an dem noch das große Segeltau befestigt war, erreichen konnte, band ich Kiel und Mastbaum zusammen und suchte mich so über dem Wasser zu halten.

Aber zu meinem Entsetzen erhob sich jetzt ein starker Südwind und trieb mich in gerader Richtung wieder in die Meerenge der Skylla und Charybdis zurück. Die Charybdis schlürfte eben die Flut hinein, und schneller und schneller schoß ich auf meinem Balken dem entsetzlichen Abgrunde zu. Da erblickte ich einen Feigenbaum, der am Rande der Klippe stand und seine Äste über die Meeresflut herabsenkte. Schnell schwang ich mich empor und umklammerte einen

Ast mit den Händen, indes Kiel und Mast in den strudelnden Trichter hinabschoß. Hier hing ich zwischen Tod und Leben. Aber ich wußte, daß das Ungeheuer alles wieder ausspeie, und so harrte ich in qualvoller Angst auf mein treues Floß. Endlich kochte es in der Tiefe, die Wasser kamen im Wirbel herausgeströmt, mit ihnen mein Floß. Ich wagte den schnellen Sprung, klammerte mich fest an und ward durch die Gewalt des Strudels nun hinaus ins hohe Meer getrieben. Hier ruderte ich auf gut Glück mit bloßen Händen neun Tage umher; am zehnten erblickte ich Land. Es war die Insel Ogygia, wo die Göttin Kalypso wohnte, die mich aufnahm und freundlich meiner pflegte. Doch das habe ich, edler König Alkinoos, schon am gestrigen Abend dir und deiner hohen Gemahlin erzählt, und hiermit sind also meine Abenteuer zu Ende."

## 10. Die Heimfahrt. Eumäos.

Die Phäaken saßen stumm vor Staunen und lauschten noch mit Entzücken auf seine Worte. Alkinoos sprach noch einmal seine Freude und seinen Stolz über den herrlichen Gast seines Hauses aus, dann verließen alle den Palast, um sich in ihren Wohnungen zur Ruhe zu begeben. Am folgenden Tage gegen Abend ließ der König alle Geschenke in das bereit stehende Schiff tragen. Herzlich und dankbar nahm Odysseus von seinen liebreichen Gastfreunden Abschied, dann stieg er ein und legte sich nieder. Die Ruderer griffen zu, und leicht wie ein Vogel glitt das Schiff über die Fläche. Er aber sank in einen tiefen Schlummer. So vielen Jammer hatte er erduldet, im männermordenden Kriege und auf den wilden Meereswogen; jetzt lag er in friedlichem Schlafe, und alles Leiden war vergessen.

Eben ging der Morgenstern auf, als sie in einer Bucht von Ithaka landeten. Selbst der Stoß des auflaufenden Schiffes konnte den Helden nicht erwecken. Die Jünglinge faßten leise die Zipfel der Decke, auf der er ruhte, und trugen ihn sanft ans Land. Dann packten sie die Geschenke aus, stellten sie neben dem Schlafenden unter einen Ölbaum, stiegen wieder ein und steuerten ihrer Heimat zu.

Nicht lange darauf erwachte Odysseus und blickte um sich. Ein trüber Morgennebel umhüllte rings die Gegend, und der Arme er-

kannte sein Vaterland nicht. „Weh mir!" rief er aus, „an welches fremde Land haben mich diese trüglichen Männer ausgesetzt! Ist das die Treue der Phäaken?" Ratlos und wehklagend ging er am Ufer einher, da trat ihm Athene in der Gestalt eines schönen Hirtenknaben entgegen, den er sogleich nach dem Lande befragte. Der Knabe antwortete: „Du mußt von sehr fern kommen, Fremdling, wenn du dies Land nicht kennst, denn es ist berühmt genug. Zwar ist es rauh und gebirgig und taugt nicht zur Rossezucht, aber Korn und Wein gedeiht hier trefflich, und an Viehherden ist ein reicher Segen. Bäche tränken das Land, und überall wuchert herrliche Waldung. Ja wahrlich, Fremdling, Ithakas Name ist wohl bis Troja hin bekannt, das doch, wie man sagt, sehr fern vom griechischen Lande liegt."

Freude durchfuhr den Odysseus bei diesen Worten. Aber noch wollte er sich vor dem fremden Jüngling nicht verraten und begann eine erdichtete Erzählung, wie er von Kreta hierhin gekommen sei. Da verwandelte sich Athene plötzlich in ein blühendes Mädchen, streichelte ihn lächelnd mit der Hand und sprach: „Siehe, ich bin Pallas Athene, die immer in allen Nöten dich schützt und für dich sorgt." „O Göttin," rief Odysseus mit Entzücken, „schwer ist es, dich in menschlicher Hülle zu erkennen! Aber sage mir, wie kann das Ithaka sein?" Sogleich zerteilte die Göttin den Nebel, so daß Meer und Land hell vor ihm lag, und wies ihm den Hafen und den großen Ölbaum und die Felsengrotte, wo er so oft den Nymphen geopfert, und den dunkeln Gipfel des waldigen Neriton. Da sank der Held überwältigt auf sein Angesicht und küßte die heilige Muttererde.

Nachdem er dann auf Athenes Rat die Schätze in der Grotte sicher versteckt hatte, setzten sich beide unter dem Ölbaum nieder, um Rats zu pflegen, wie er seine Feinde überwältigen könne. „Vor allem," sagte die Göttin, „darf noch niemand deine Ankunft ahnen, deshalb werde ich dich unkenntlich machen." Sie berührte ihn mit ihrem Stabe, und sogleich schrumpfte ihm die Haut an den starken Gliedern zusammen, das braune, glänzende Haar fiel aus, und die feurigen Augen wurden stumpf. Aus seinen herrlichen Gewändern ward ein häßlicher, zerlumpter Kittel, ein geflickter Ranzen hing um seine Schulter, und in der Hand trug er einen Knotenstock. So,

befahl sie ihm, solle er zum Sauhirten Eumäos gehen, der mit treuem Sinne ihm ergeben sei. Sie selbst wolle nach Sparta eilen und seinen Sohn heim geleiten; bald hoffe sie den Jüngling ihm freudig in die Arme zu führen.

So trennten sie sich, und Odysseus ging über die waldbewachsenen Berghöhen nach der Wohnung des biederen Eumäos. Dieser Mann war Oberhirt über sämtliche Schweineherden des Königs und hatte vier Knechte unter sich, denen das Austreiben und Hüten oblag, und die mit den Herden gewöhnlich erst abends von den Weiden zurückkamen. Jetzt traf ihn Odysseus allein, wie er eben vor seiner Thür saß und sich aus einer Rindshaut Sohlen schnitt; bei ihm lagen vier große Hunde. Als diese den Bettler erblickten, rannten sie ihm wütend entgegen und würden ihn gepackt haben, wäre nicht der Sauhirt rasch aufgesprungen und hätte sie mit Rufen und Steinwürfen zum Gehorsam gebracht. „Alter Mann," rief er, „da fehlte nicht viel, so hätten dich die Hunde zerrissen, und du hättest mir Schmach und Kummer bereitet. Ach, ich habe so schon Trübsal genug, denn ich sitze hier und härme mich ab um meinen lieben Herrn, und muß die fetten Schweine für fremde Leute mästen. Aber komm nur herein, Alter, damit ich dir zu essen und zu trinken gebe."

Odysseus freute sich, daß der Hirt gleich mit den ersten Worten seine treue Gesinnung offenbarte, und folgte ihm in die Hütte. Eumäos briet ein paar Ferkel und bewirtete ihn gastlich. Als sie nun in traulichem Gespräch beisammensaßen, und der Sauhirt immer und immer wieder auf seinen lieben, für tot beweinten Herrn zu sprechen kam, da sprach Odysseus: „Mein Lieber, der du so treu an deinem Herrn hängst, ich sage dir, du hältst ihn mit Unrecht für tot, ja ich schwöre dir's mit einem heiligen Eide, daß Odysseus in kurzer Frist hier sein wird."

„Still, still, Alter," erwiderte der Sauhirt, „schon mancher fremde Bettler hat uns solche Botschaft gebracht und hat sich dadurch von der unglücklichen Penelope einen warmen Rock oder Mantel verdient; aber immer waren es Lügen. Darum iß nur und trink, und sprich nicht weiter davon, du machst mich nur noch trauriger durch dein Reden. Nein, erzähle mir lieber, wer du bist, und welches Schicksal dich hierhergeführt hat."

Odysseus kam diesem Wunsche nach und erzählte ihm, er stamme aus Kreta, habe den Krieg vor Troja mitgemacht und sei endlich durch eine Reihe von seltsamen Abenteuern unter mancherlei Not und Todesgefahr hierher nach Ithaka verschlagen worden. Der treuherzige Sauhirt hörte alles mit freundlicher Teilnahme an und gewann seinen unbekannten Gast immer lieber. Als dieser aber zum Schluß aufs neue versicherte, er habe von Odysseus bestimmte Kunde, und sich sogar auf den König der Thesproter berief, der ihm selbst erzählt habe, daß Odysseus vor kurzem bei ihm gewesen sei und jetzt nur noch das uralte Orakel zu Dodona besuche, um dann zurückzukehren, da schüttelte Eumäos ungläubig den Kopf und sagte: „Dein Schicksal, du unglücklicher Fremdling, hat mir das innerste Herz bewegt; aber von Odysseus mußt du mir nichts vorlügen. Solche Märchen haben wir schon zu oft gehört. Nein, er ist dahin, und die Götter haben ihm nicht einmal gegönnt, ehrenvoll im Kriege zu fallen, sondern ruhmlos und unbekannt ist er dahingesunken."

Unter solchen Gesprächen war der Abend herangekommen, und die Unterhirten kehrten mit ihren Herden nach Hause. Nun schlachtete Eumäos seinem Gast zu Ehren noch ein fettes, fünfjähriges Schwein, sie opferten den Göttern und nahmen gemeinsam ihr Abendbrot ein. Allmählich wurde es dunkel, und die Herbstnacht brach mit heftigen Regengüssen und rauhem Westwind herein. Eumäos bereitete daher für seinen Gast ein behagliches, warmes Lager in der Hütte, wo auch die Unterhirten sich niederlegten; er selbst aber nahm Schwert und Lanze zur Hand, warf einen dichten Mantel über und ging hinaus, um draußen, wo die Schweine lagerten, die Nacht zuzubringen.

## 11. Odysseus und Telemach.

Inzwischen war Athene, alsbald nachdem sie sich von Odysseus getrennt hatte, nach Lakedämon geeilt und hatte den Telemach zum Aufbruch gemahnt; sie hatte ihn vor den Freiern gewarnt, die ihn unter Antinoos' Führung auf dem Meere überfallen wollten, und ihn geraten, wenn er glücklich nach Ithaka gekommen sein würde, nicht gleich in die Stadt zu gehen, sondern die erste Nacht draußen beim

Sauhirten zu verweilen. Dieser Weisung folgend verabschiedete sich Telemach aufs herzlichste von seinem väterlichen Gastfreunde Menelaos und machte sich, reich beschenkt von ihm und der Königin Helena, mit seinem Freunde Peisistratos wieder auf den Weg. Als sie mit ihren mutigen Rossen am zweiten Tage gegen Abend in Pylos anlangten, bat Telemach den Freund, er möchte ihn beim alten Nestor entschuldigen, daß er, ohne noch einmal bei ihm einzukehren, sich sofort aufs Schiff begebe, da eine Gottheit ihn zu eiliger Fahrt gemahnt habe. Peisistratos versprach, alles wohl auszurichten, und Telemach bestieg das Schiff. Die Gefährten lösten die Ankertaue, ein günstiger Fahrwind schwellte die Segel, und rasch ging es bei einbrechender Nacht der Heimat zu. Glücklich und unbemerkt kamen sie an dem Hinterhalt der heimtückischen Freier vorbei, und als die Morgenröte aufleuchtete, lief das Schiff wohlbehalten in den Hafen von Ithaka ein.

Odysseus hatte noch einen zweiten ganzen Tag bei dem trefflichen Sauhirten verweilt. Eben nahmen sie ihr einfaches Frühmahl ein; da hörten sie Tritte vor der Thür. „Horch,“ sagte Odysseus, „ich höre Tritte, und doch bellen die Hunde nicht. Gewiß besucht dich ein Bekannter.“

Kaum war das Wort gesprochen, so stand Telemach auf der Schwelle, und alle Hunde sprangen schmeichelnd an ihm empor und wedelten freudig mit dem Schwanze. Dem Sauhirten fiel vor Überraschung der Becher aus der Hand, und hastig eilte er dem Kommenden entgegen. „Kommst du, Telemach?“ rief er, „bist du da, mein süßes Leben? Ach, ich fürchtete schon, ich sollte dich nimmer wiedersehen, als ich hörte, du wärest nach Pylos geschifft. Aber tritt doch herein, mein trautes Kind, damit ich mich ganz deines Anblicks freuen kann.“

Sie traten in die Hütte, und der Sauhirt nahm dem Königssohne die Lanze ab. Odysseus, dem beim Anblick des schönen Sohnes das Herz freudig klopfte, beherrschte sich und stand ehrerbietig auf; aber der bescheidene Telemach hielt ihn zurück und sprach: „Bleib sitzen, Fremdling, ich finde wohl sonst noch ein Plätzchen. Eumäos wird mich schon unterbringen.“

Odysseus setzte sich wieder, und der Sauhirt machte sogleich einen neuen Sitz von Reisig und Ziegenfellen zurecht, welchen Telemach

einnahm. Dann holte er die Überreste der letzten Mahlzeit herbei, mischte Wein für seine Gäste und bot freigebig dar, was er hatte. Während sie aßen, machte er den Jüngling mit seinem Gaste bekannt, und Odysseus hatte bald Gelegenheit, von neuem, aus dem Munde seines Sohnes, von dem Übermut und dem frechen Treiben der Freier so wie von der hilflosen Lage der Seinigen zu hören.

Als die Mahlzeit beendigt war, sprach Telemach zum Sauhirten: „Väterchen, jetzt mußt du mir einen Gefallen thun. Mache dich auf nach der Stadt und sage meiner Mutter heimlich, daß ich gesund aus Pylos zurückgekommen bin. Ich bleibe indes hier, bis du wieder zurückkehrst.“ „Wohl,“ sprach der Sauhirt und stand auf. „Wie wär's, wenn ich auch dem alten Laertes die Botschaft brächte? Der alte Mann soll nichts gegessen und getrunken haben vor Gram, seitdem er weiß, daß du fort bist.“ „Das thut mir recht weh,“ versetzte Telemach, „aber er wohnt gar zu weit ab von der Stadt, du darfst mir nicht so lange ausbleiben. Die Mutter mag eine treue Dienerin zu ihm hinaussenden. Hörst du, sag' ihr das.“

Eumäos ging. Noch sah ihm Odysseus nach, als ihm durch die halbgeöffnete Thür die Göttin Athene erschien und ihm hinauszukommen winkte. Die Hunde krochen leise winselnd in die Winkel, Telemach gewahrte die Erscheinung gar nicht. Erwartungsvoll trat der Held hinaus, die Göttin aber sprach: „Edler Odysseus, jetzt entdecke dich deinem Sohne und beratschlage mit ihm, wie ihr den Freiern Tod und Verderben bereiten könnt.“ Sie berührte ihn mit ihrem goldenen Stabe, und sogleich verwandelte sich der Bettlerkittel in einen schönen, purpurwolligen Mantel, voll und kräftig ward wieder seine Gestalt, männlich blühend sein Antlitz, und glänzendes, dunkles Haar umwallte ihm Haupt und Kinn. So trat er wieder in die Hütte.

Staunen ergriff den Telemach, kaum wagte er, ihn anzublicken, er glaubte, ihn versuche ein Gott. „Fremdling,“ redete er ihn mit ungewisser Stimme an, „wie erscheinst du mir jetzt so anders! Ja, ich ahne es, mir nahet ein Gott. O sei uns gnädig und schone unser; gern wollen wir dir Geschenke und Opfer bringen.“ „Nein,“ rief Odysseus, „nein, ich bin kein Gott; wie wäre ich Unsterblichen ähnlich? Dein Vater bin ich, um den du so lange trauerst, um den du so

viele Schmach von den trotzigen Männern ertragen hast!" Er umschlang den Sohn und küßte ihn, und die lange verhaltenen Thränen rannen ihm vom Auge. Telemach aber stand noch angstvoll und zweifelnd da. „Es kann nicht sein," sprach er, „daß du mein Vater Odysseus bist; nein, mich täuscht ein Gott, um mich noch mehr zu betrüben. Wie vermöchte denn ein sterblicher Mensch seine Gestalt also umzuwandeln?" Odysseus erwiderte: „O Sohn, zweifle nicht länger, und erwarte keinen andern Odysseus. Nein, ich bin's, ich kehre nach zwanzig Jahren, nach unendlichen Drangsalen und Irrfahrten endlich ins Vaterland zurück. Dies Wunder aber ist das Werk der Göttin Athene; leicht kann ja ein Gott die Gestalt des Menschen verwandeln." Jetzt stürzten auch dem Telemach die Thränen aus den Augen, und in langer, sprachloser Rührung hielten sich Sohn und Vater umschlungen.

Als sich beide endlich an Thränen der Wonne gesättigt hatten, begann Odysseus sogleich von der Hauptsache zu sprechen. „Die Freier müssen ermordet werden," sagte er, „darum verkünde mir, wieviel und was für Männer es sind, damit ich überlege, ob wir beide ihnen gewachsen sein werden." Staunend erwiderte Telemach: „Vater, daß du im Kampf gewaltig und im Rat ohne gleichen bist, habe ich stets vernommen; aber jetzt hast du doch ein allzukühnes Wort gesprochen. Wie könnten wir gegen so viele streitbare Männer den Kampf aufnehmen? Denn ihrer sind nicht zehn oder zwanzig, nein aus Dulichion allein sind zweiundfunfzig, aus Same vierundzwanzig, aus Zakynthos zwanzig und endlich zwölf aus Ithaka selbst, alles Jünglinge in blühender Kraft, und dazu noch der Herold Medon und eine Anzahl Diener. Unmöglich ist's, daß wir sie ohne weiteren Beistand bezwingen." „Wohl," sprach Odysseus feierlich, „ich will dir unsere Bundesgenossen nennen: Pallas Athene und der ewig waltende Zeus. Glaubst du, daß sie stark genug sein werden?" „Ja," entgegnete freudig der Sohn, „das sind machtvolle Helfer, hoch thronen sie in den Wolken und herrschen gewaltig über Götter und Menschen."

Sie verabredeten darauf, daß Odysseus morgen mit dem Sauhirten in die Stadt gehen und im Palast als Bettler verkehren solle. Niemand dürfe erfahren, daß er hier sei, selbst nicht Laertes und Penelope.

Inzwischen hatte Eumäos seine Botschaft bei der Königin ausgerichtet und machte sich auf den Rückweg. Die Freier aber knirschten vor Unmut, weil sie ihren mörderischen Plan mißlungen sahen, und als kurz darauf Antinoos, voll Wut, daß ihm der Fang entwischt war, mit seinen Schiffsgefährten zurückkehrte, hielten sie eine neue Versammlung auf dem Markte ab, zu der sie nur den Freiern Zutritt vergönnten. Hier drang Antinoos mit Heftigkeit darauf, den fehlgeschlagenen Plan sofort wieder aufzunehmen. Telemach müsse sterben, denn schone man sein, so werde er den ersten Mordversuch öffentlich erzählen und das Volk gegen sie aufreizen.

Alle schwiegen. Da erhob sich Amphinomos, ein Fürstensohn aus Dulichion, der beste und verständigste unter den Freiern, der auch der Penelope am meisten gefiel, weil er in Rede und That bescheiden und edel war. Er sprach: „Ihr Freunde, mir graut vor dem Gedanken, das Königsgeschlecht zu vernichten. Unternehmt es nicht ohne den Rat der Götter. Laßt uns den Willen des großen Zeus erforschen; billigt er die That, so mag sie geschehen, wo nicht, so laßt euern frevelhaften Anschlag ruhen.“

Dieser Beschluß schien allen der beste; sie standen daher auf und gingen zum Palast zurück. Aber der Herold Medon, der sie alle im Herzen haßte und der edlen Penelope treu war, schlich heimlich zu ihr hinauf und verriet ihr die Pläne der Freier. Da konnte die Königin ihr Herz nicht bezwingen, sie nahm ihren Schleier ums Haupt und trat mutig in den Saal, wo die argen Gesellen zechten. Gleich an den Antinoos wandte sie ihre Rede und sprach: „Schändlicher Unheilstifter! Warum trachtest du dem Telemach nach dem Leben? Denkst du nicht mehr daran, wie einst dein Vater um Schutz flehend in unser Haus kam? Das Volk rings war erbittert auf ihn, weil er ihre Habe geplündert hatte; aber Odysseus nahm ihn auf und besänftigte das Volk. Und sein Haus, du Undankbarer, richtest du jetzt zu Grunde, freist um seine Gattin und mordest ihm den einzigen Sohn!“

Der Bösewicht war bestürzt und antwortete nichts. Aber Eurymachos nahm für ihn das Wort und suchte ihr die Furcht auszureden. „Niemand,“ rief er gleißnerisch aus, „soll es wagen, die Hand an Telemach zu legen, so lange ich noch am Leben bin. Hat doch

der edle Odysseus mich oft als Kind auf den Knieen geschaukelt und mir freundlich Braten und Wein gegeben. Darum liebe ich auch Telemach wie meinen Bruder, und du darfst nichts für sein Leben fürchten!" So sprach der Schurke, während gerade er auf den Tod des edlen Jünglings sann. Aber seine Worte vermochten nicht, die Fürstin zu trösten; traurig ging sie hinauf und weinte lange auf ihrem einsamen Lager, bis ihr Athene süßen Schlaf auf die Augenlider goß.

## 12. Odysseus im Palaste.

Mit der ersten Morgendämmerung verließ Telemach die Hütte des Sauhirten und ging in die Stadt. Penelope empfing ihn mit inniger Freude, er aber durfte ihr nichts weiter zum Troste sagen als die dunkle Kunde, die ihm Menelaos von dem Aufenthalte des Vaters mitgeteilt hatte. Sie ging wieder in ihr Gemach, und der Schwarm der Freier ergoß sich, wie immer, in die weiten Räume des Palastes.

Odysseus hielt sich noch bis Mittag bei dem Sauhirten auf. Seine Bettlergestalt hatte ihm Athene schon am Abend vorher, ehe Eumäos zurückkehrte, wiedergegeben. Jetzt machten sich beide auf den Weg. Unfern der Stadt führte der Bergpfad an einer schön ummauerten Quelle vorbei, wo die Jungfrauen Wasser zu schöpfen pflegten. Hier stieß der Ziegenhirt Melantheus, der für die Freier Ziegen zur Stadt trieb, auf die beiden Wanderer, ein frecher, gewissenloser Gesell, der den Freiern in allen Stücken zu Willen war. Kaum sah er die beiden, so rief er mit höhnischer Stimme: „Hier heißt es wahrhaftig: Ein Lump führt den andern! Wo willst du denn mit dem Hungerleider hin, du nichtswürdiger Sauhirt? Bring' uns nur nicht etwa den Kerl in den Palast, es könnte ihm sonst mancher Schemel an den Kopf fliegen!" Hiermit gab er dem Odysseus einen derben Fußtritt gegen die Hüfte. Der verkappte Bettler besann sich einen Augenblick, ob er den Schurken mit einem Streich zu Boden schmettern, oder sich schwach und furchtsam stellen solle. Er that das letztere und nahm die Beleidigung schweigend hin. Melantheus ging seines Weges schnell voran, die beiden folgten langsamer.

Bald erreichten sie den Palast. Schon von außen drang ihnen der Duft der gebratenen Rinder und Schweine entgegen, und sie hörten das liebliche Saitenspiel, begleitet von der Stimme des Sängers Phemios. „Ha, man erkennt's," rief Odysseus, indem er die Hand des Sauhirten ergriff, um seine innere Erregung zu verbergen, „man erkennt's, daß dies die prächtige Wohnung des Odysseus ist. Gebäude schließt sich an Gebäude, und mit Mauern und Zinnen ist der Hof umgeben!" „Du hast recht," erwiderte der Sauhirt, „dies ist der Königssitz." Indem er das sagte, traten sie in den Vorhof. Siehe, da lag im Winkel auf dem Miste ein alter Hund; der hob, als er die Tritte hörte, den Kopf empor und spitzte die Ohren. Das war der treue Argos, den Odysseus, ehe er nach Ilios ging, großgezogen und zur Jagd abgerichtet hatte. Nachher hatte sich niemand seiner angenommen, und kraftlos vor Alter lag er jetzt da. Und er erkannte seinen lieben, alten Herrn; da wedelte er freundlich mit dem Schwanze und ließ zutraulich die Ohren sinken, näher heran aber vermochte er nicht mehr zu kriechen. Odysseus wandte sich zur Seite und wischte sich heimlich eine Thräne vom Auge. Dann fragte er den Sauhirten: „Eumäos, wie kommt es, daß der schöne Hund so elend da auf dem Miste liegt?" „Ja," erwiderte jener, „das war der Hund des unglücklichen Odysseus. Den hättest du vor zwanzig Jahren sehen sollen, da war ihm kein Wild zu schnell. Aber jetzt kümmert sich niemand um ihn, und so kommt er hier elend um." Mit diesen Worten ging der Sauhirt voran ins Haus. Der treue Hund aber verschied auf der Stelle, nachdem er seinen Herrn im zwanzigsten Jahre wiedergesehen hatte.

Jetzt trat auch Odysseus in den Palast und setzte sich still auf die Schwelle des Saales. Anfangs achteten die Schmausenden seiner nicht; als er aber, nachdem Phemios sein Lied beendigt hatte, bei den einzelnen Freiern bettelnd herumging, fragten sie, wer er wäre. „Der Sauhirt hat ihn hergeschleppt," rief laut der Ziegenhirt Melantheus. „Höre, Sauhirt," fing drauf Antinoos an, „du könntest etwas Besseres thun, als solche Menschen ins Haus bringen. Ich dächte doch, es zehren schon Leute genug von den Gütern des abwesenden Königs, daß man nicht noch Bettler herbeizurufen braucht." Da unterbrach ihn Telemach spöttisch und sprach: „Wenn das dein Bedenken ist, Antinoos, daß die Gabe von meinem Gute genommen

ist, so scheue dich ja nicht, ihm zu geben. Aber du willst ja nur alles lieber allein verzehren, als andern etwas schenken."

In dem trotzigen Freier stieg der Zorn auf. „Du schmähsüchtiger Jüngling," rief er dem Telemach zu, „wenn ihm nur jeder so viel reichte, wie ich, so würde er in drei Monaten das Haus nicht wieder besuchen." Er begleitete diese Worte mit einem Griff nach dem Fußschemel, als eben Odysseus vor ihn hintrat und um eine Gabe flehte. Zornig wies er ihn ab. Da sprach Odysseus: „Harter Mann, du reichst von deiner eigenen Habe dem Fremden gewiß nicht ein Salzkorn, da du nicht einmal hier am fremden Tische dem Flehenden einen Bissen gönnst." Jetzt war es um die Geduld des Antinoos geschehen. „Du sollst mir nicht heil aus dem Saal," schrie er voll Wut, „da du noch Schmähungen gegen mich redest!" Damit warf er ihm aus aller Kraft den hölzernen Schemel an die Schulter. Odysseus stand wie ein Fels und regte sich nicht, nur das Haupt bewegte er schweigend, und der Racheplan reifte in seinem Herzen.

Penelope, die in ihrem Gemache diese Vorgänge mit angehört hatte, ließ den Eumäos zu sich rufen und fragte ihn nach dem Fremden, der ihre Teilnahme erweckt hatte. Da ihr der Sauhirt mitteilte, daß jener behaupte, sichere Kunde von Odysseus zu haben, so trug sie ihm auf, den Bettler heraufzurufen; doch fand es Odysseus für gut, das Gespräch auf den Abend zu verschieben, wenn die lästigen Gäste, die auf alles merkten, sich entfernt haben würden.

Eumäos ging darauf, ehe der Abend nahte, zu seinen Ställen zurück. Während nun das Gelage der Freier weiter ging und Odysseus still auf der Schwelle saß, kam ein anderer Bettler, mit Namen Iros, der schon seit längerer Zeit dort verkehrte, wieder zur Thür hinein, ein langer Bursche und unersättlicher Fresser. Wie dieser seinen Platz auf der Schwelle besetzt sah, fuhr er den neuen Nebenbuhler trotzig an: „Weg hier, oder ich schleppe dich bei den Beinen fort! Weg, sag' ich, oder es giebt einen Faustkampf zwischen uns!" Odysseus sah den kecken Wicht mit Entrüstung an und sprach: „Elender, was habe ich dir denn zu Leide gethan? Ich mißgönne dir ja gar nicht deine Geschenke. Aber die Schwelle hat ja wohl Raum genug für uns beide. Doch vom Faustkampf schweige nur

still; denn so alt ich bin, so könnt' ich dir doch vielleicht im Zorn noch eins versetzen, daß du das Wiederkommen vergäßest." „Ei sieh, wie der Lump noch prahlt!" rief Iros erhitzt, „recht wie ein altes Ofenweib! Ich habe große Lust, dir die Kinnbacken einzuschlagen, daß die Zähne auf die Erde fallen sollen. Komm her und gürte dich, damit es alle Leute sehen!"

Antinoos, der der Thür zunächst saß, hatte das Bettlergezänk mitangehört und wendete sich jetzt mit schallendem Lachen zu den andern Freiern: „Freunde, ich bitte euch, seht her, solch einen Spaß haben wir hier noch nicht erlebt! Der Fremde dort und Iros fordern sich zum Faustkampf. Kommt, wir wollen sie noch tüchtig gegeneinander hetzen!" Alle lachten laut auf, sprangen von ihren Sitzen und stellten sich um die beiden Bettler. „Hört," nahm Antinoos noch einmal das Wort, „hier liegen noch Ziegenmagen auf dem Feuer, mit Blut und Fett gefüllt. Wer nun obsiegt von den beiden, der soll sich davon nehmen, soviel er will, und soll künftig das Vorrecht haben, daß kein andrer Bettler diese Schwelle betreten darf."

Alle waren damit einverstanden, und nun machte sich Odysseus fertig. Er gürtete seine Lumpen um den Leib, und mit Staunen sahen die Freier seine starken Schenkel und Arme, die breiten Schultern und die mächtige Brust. Iros erschrak und wollte zitternd zurücktreten; aber die Diener führten ihn mit Gewalt vor, und der Kampf begann. Odysseus überlegte, ob er ihm mit einem einzigen Schlage das Leben nehmen, oder ihn nur gelinde treffen und zu Boden strecken sollte. Er beschloß klüglich das letztere und versetzte ihm einen Faustschlag gegen die Kinnlade unterm Ohr, daß der Knochen zerbrach und das helle Blut ihm aus dem Munde stürzte. Mit lautem Geschrei sank er nieder, die Freier aber hoben die Hände empor und wollten sich tot lachen. Odysseus zog den Besiegten bei den Beinen hinaus, setzte ihn gegen die Mauer des Hofes, gab ihm einen Stab in die Hand und sagte: „Hier sitze nun und verscheuche die Hunde und Schweine, und laß dir's nicht wieder beikommen, gegen Fremde so ungebührlich zu sein."

Als er wieder in den Saal trat, kamen ihm alle lachend entgegen und beglückwünschten ihn. Antinoos legte ihm einen großen, schönen Ziegenmagen auf den Ranzen, und Amphinomos reichte ihm

zwei Brote aus dem Korbe sowie einen Becher trefflichen Weines, den er ihm mit herzlichem Handschlag zutrank und mit einem Glückwunsch auf bessere Zeiten begleitete. Odysseus zog den Jüngling bei Seite und sagte: „Amphinomos, du scheinst mir von edlem und verständigem Sinne zu sein und deinem Vater zu gleichen, dem trefflichen Fürsten auf Dulichion. Darum höre jetzt ein Wort von mir und nimm es zu Herzen. Siehe, es giebt nichts Hinfälligeres als den Menschen unter allem, was auf Erden atmet und lebt. Wer heute steht, kann morgen fallen, und mancher Glückliche bedenkt nicht, wie plötzlich sich sein Schicksal wenden kann. Was ich in diesem Hause höre und sehe, ist heilloses, schreiendes Unrecht, und du bist mit unter den Übelthätern. Glaube mir, der Mann, den ihr tot wähnt, wird nicht mehr lange ausbleiben; schon ist er euch nahe. Möchte dich, edler Jüngling, ein Gott aus diesem Hause führen, ehe du dem Furchtbaren begegnest. Denn wahrlich, ohne Blut geht es nicht ab zwischen ihm und den Freiern."

Damit gab er ihm den Becher zurück. Der Jüngling war betroffen und ging langsam und gebeugten Hauptes auf seinen Platz zurück; ihm ahnte Böses. Aber er hörte nicht auf die warnende Stimme, er blieb im Palaste und ging mit den andern dem drohenden Verhängnis entgegen.

### 13. Odysseus und Penelope. Eurykleia.

Endlich rückte die Nacht heran, und die Freier gingen nach Hause. Im großen Männersaale hingen zum Schmuck rings an den Wänden schöne Waffenstücke, Schwerter und Speere, Helme und Schilde; diese mußten notwendig bei Seite geschafft werden, ehe am folgenden Tage der Rachekampf beginnen sollte. Deshalb trug sie jetzt Odysseus selbst mit Telemach in die hinten gelegene Waffenkammer und wies den Sohn an, wenn etwa die Freier danach fragten, so solle er nur antworten, der Rauch verderbe ihm die schönen, blanken Waffen, deshalb habe er sie fortgethan.

Als dies geschehen war, ging Telemach zur Ruhe; Odysseus aber wartete noch, der Verabredung gemäß, auf Penelope, die den Bettler nach ihrem Gemahl fragen wollte. Bald trat die Königin ein, schön

wie Aphrodite, setzte sich auf einen prächtigen Sessel neben dem Feuer und ließ von einer Dienerin einen Stuhl für den Fremdling daneben setzen.

Odysseus suchte den Fragen, wer und woher er wäre, lange auszuweichen; aber die Königin drang zu sehr in ihn, ihr seinen Namen und Ursprung zu nennen, und so war er denn genötigt, die Erdichtung aufs neue auszuspinnen, die er schon dem Eumäos erzählt hatte. Er fügte hinzu, er habe vor langen Jahren den Odysseus in Kreta gesehen, als dieser daselbst den Idomeneus zur Fahrt nach Troja abgeholt habe. Hier wollte gleich die kluge Penelope die Wahrheit seiner Erzählung prüfen und sprach: „Lieber Fremdling, wenn du damals meinen Gemahl gesehen hast, wie du erzählst, so sage mir doch, wie war er gekleidet, und wen hatte er bei sich?" „O Fürstin," erwiderte der Bettler, „es sind zwanzig Jahre her; aber das weiß ich noch genau, daß er einen prächtigen purpurnen Mantel anhatte, der mit einer goldenen Spange auf der Brust befestigt war. Die Spange zeigte auf der Vorderseite ein kunstvoll gearbeitetes Bild; ein Rehkalb stellte es vor, das vom Hunde gepackt wird, und jedermann sah mit Staunen, wie natürlich der gierige Hund und das zappelnde Reh von Gold gebildet waren. Alle Männer aber, die ihn begleiteten, kann ich nach so langer Zeit nicht mehr nennen, nur des Herolds erinnere ich mich, den er bei sich hatte, er war rundschulterig, von bräunlichem Antlitz und dichtem Haupthaar; er hieß Eurybates, und Odysseus hielt große Stücke auf ihn."

Penelope war tief erschüttert, und ihre Thränen flossen unaufhaltsam. „Ja, Fremdling," sagte sie endlich, „du hast mir alles der Wahrheit getreu beschrieben. Die Kleider hatte ich selbst gewebt und die Spange als Zierat daran befestigt. O wäre er doch nie nach der Unglücksstadt Ilios gegangen, deren bloßer Name mir schon Thränen erweckt!"

Nur mit Gewalt konnte Odysseus seine Rührung bemeistern; aber er bezwang sich, und seine Augen standen starr und thränenlos, als wären sie von Eisen. „Weine nicht mehr," sprach er endlich sanft, „du würdigste der Frauen, laß mich vielmehr meine Erzählung vollenden, ich habe noch viel Trost für dich. Er kommt gewiß, um den du weinst, er kann nicht mehr fern sein. Vor wenigen Tagen habe ich selbst das Schiff gesehen, worin thesprotische Männer ihn

herbringen werden; ja er wäre schon hier, wenn ihn nicht noch verlangt hätte, das altheilige Orakel zu Dodona zu fragen, wie er die Freier überwinden könne. Traue mir, Königin, und zweifle nicht ferner! Siehe, ich schwöre es bei Zeus, dem höchsten der Götter, und bei diesem gastlichen Herde des Odysseus, dem ich genaht bin, daß ich die Wahrheit verkünde, und daß du, noch ehe dieser Mond vergeht, ihn wiedersehen wirst."

Penelope, die trotz ihres Kummers inniges Wohlgefallen an der verständigen Rede ihres Gastes empfand, bat ihn, sich ihre Gastfreundschaft gefallen zu lassen, und da er wohl lange ohne Bad gewesen sein möchte, sich von einer ihrer Mägde die Füße waschen zu lassen. Gern nahm Odysseus das Anerbieten an, und die Königin rief die alte, treue Schaffnerin Eurykleia zu diesem Geschäft herbei. Während die Alte ging, um Wasser in der schimmernden Wanne zu holen, durchfuhr den Odysseus plötzlich ein Gedanke, der ihm heftige Besorgnis erregte. Er hatte seit seiner Jugend eine starke Narbe über dem Knie, wo einmal auf der Jagd ein wütender Eber ihn mit scharfem Zahne verwundet hatte. Die Alte kannte diese Narbe genau, denn sie hatte ihm oftmals die Füße gewaschen; darum setzte er sich schnell vom Feuer des Herdes weg in den Schatten, damit jene sie nicht bemerken sollte. Als sie ihm aber beim Waschen mit der flachen Hand über das Bein strich, da erkannte sie sofort die Narbe und ließ vor freudigem Schreck den Fuß los, daß er auf die Wanne aufschlug und das Wasser verschüttet wurde. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, Schmerz und Freude preßten ihr das Herz zusammen, und jubelnd rief sie aus: „Ja, du bist Odysseus, mein liebes Kind! Hab' ich dich doch nicht eher erkannt, als bis ich meinen trauten Herrn ganz und gar mit den Händen betastet hatte!" Sie blickte auf Penelope, diese aber saß wie abwesend und starrte in tiefen Gedanken nach der andern Seite hin. Da sprang Odysseus hastig auf, hielt der Alten mit Gewalt den Mund zu und flüsterte mit schneller Stimme: „Mütterchen, willst du mich verderben, und hast mich doch selbst ernährt an deiner Brust? Kein Mensch darf erfahren, was du jetzt entdeckt hast. Schweig, wenn dir dein Leben lieb ist."

Die Alte versprach alles und bereitete sogleich ein neues Bad. Darauf wendete sich Penelope noch einmal an ihren Gast und sprach

mit schwermütigem Sinne: „Lieber Fremdling, mein Herz ist tief betrübt, und ich verzweifle gänzlich an der Rückkehr meines Gatten. Auch verargt es mir jedermann, daß ich die Güter meines Sohnes so zu Grunde gehen lasse. So lange er noch unerwachsen war, mußte ich wohl das Haus bewahren; jetzt aber, da er groß und verständig ist, denke ich immer, er zürnt mir selbst, daß ich nicht gehe und mich mit einem andern vermähle; denn ich kann ihm ja das verpraßte Gut nicht ersetzen. Darum habe ich mich entschlossen und den morgenden Tag, an dem wir das Fest des Neumonds dem Apollo zu Ehren feiern, zur Entscheidung bestimmt. Ich will den Freiern einen Wettstreit anbieten; wer darin den Preis davonträgt, dem will ich als Gemahlin folgen. In der Waffenkammer liegt noch der Lieblingsbogen meines Odysseus, mit dem er oft zur Übung das Kunststück machte, einen Pfeil durch zwölf hintereinander aufgestellte Äxte zu schießen. Dies sollen die Freier auch versuchen, und wer den Bogen spannen und durch alle zwölf Äxte hindurchschießen kann, dem will ich folgen und dies Haus verlassen, dies schöne, königliche Haus, das einst das kurze Glück meiner Jugend gesehen hat, und das mir nun künftig noch im Traume erscheinen wird."

Der Fremde gab ihr seinen Beifall zu erkennen und freute sich im Herzen der schönen Gelegenheit, die Freier zu überwinden. Darauf trennten sie sich, Odysseus blieb im Saale, die Königin ging hinauf und legte sich zur Ruhe.

## 14. Der Wettkampf.

Unruhig wälzte sich Odysseus auf seinem Lager; Zweifel und Sorgen erfüllten sein Herz, wenn er an den bevorstehenden schweren Kampf dachte. Als er endlich ein wenig entschlummert war, weckte ihn die klagende Stimme der Penelope. Ihr hatte geträumt, Odysseus, herrlich wie er einst nach Troja zog, ruhe neben ihr; voll Entzücken war sie aufgefahren, und weinte nun doppelt schmerzlich auf ihrem einsamen Lager, indem sie jammernd seinen Namen rief und sich den Tod wünschte.

Das konnte der Held nicht ertragen, ihm war es, wie er da lag, als stünde sie bereits neben ihm und wollte ihm das Haupt umfassen.

Da sprang er auf, warf seine Decken von sich und trat zur Thür hinaus. Noch war tiefe Dämmerung, und die Stille der Nacht wurde nur durch das Knarren einer Handmühle unterbrochen, auf der eine Magd in ihrer Kammer Korn für die Freier zermahlte. Dies Geschäft betrieben täglich zwölf Mägde; alle übrigen waren bereits mit ihrer Arbeit fertig, nur dies arme Mädchen, welches schwach und kränklich war, hatte die ganze Nacht hindurch gemahlen.

Odysseus blickte zum reinen Sternenhimmel auf und betete: „Vater Zeus, wenn du mir gnädig sein willst, o, so gewähre mir jetzt ein glückverheißendes Zeichen, daß ich dir vertrauen kann!“ Und horch! Da rollte ein lange anhaltender Donner am Himmel hin; und in dem Augenblicke hörte die Mühle zu rasseln auf, und das ermüdete Mädchen sprach in der Kammer: „Vater Zeus, du donnerst so laut, und doch ist der Himmel wolkenlos und man sieht die Sterne blinken. Gewiß giebst du einem ein Zeichen. O erhörtest du doch auch meine Bitte, daß ich diese Nacht zum letzten Male für die heillosen Freier gearbeitet hätte! O daß sie alle umkämen, und der heutige Schmaus ihr letzter wäre!“ Das dünkte dem edlen Odysseus ein doppeltes siegverkündendes Zeichen, und alle Furcht schwand aus seiner Seele.

Bald kam der Morgen, und im Hause ward alles lebendig. Die Mägde und Diener richteten den Saal her, und die Hirten kamen vom Felde mit dem Vieh, das sie zum Schmause liefern mußten. Der biedere Sauhirt begrüßte den Fremden, den er so lieb gewonnen hatte, mit freundlichen Worten, während der Ziegenhirt Melantheus ihn aufs neue höhnte und beschimpfte; Odysseus aber würdigte ihn gar keiner Antwort mehr, denn er wußte, daß ihn noch heut die Rache ereilen würde. Auch der Rinderhirt Philötios kam herbei, und Odysseus erkannte ihn sofort als einen zuverlässigen Mann, der seinem Herrn von ganzer Seele treu und zugethan war.

Indessen hatten sich die Freier wie gewöhnlich auf dem Markt versammelt, und aufs neue war ein Mordversuch gegen den verhaßten Telemach unter ihnen besprochen worden; als ihnen jedoch plötzlich von links her ein Adler erschien, so hielten sie dies für ein ungünstiges Zeichen von Zeus und ließen ihren ruchlosen Plan abermals fallen. Sie eilten in den Palast, und das Gelage begann von neuem. In

lärmender Lust und wilder Ausgelassenheit ging ihnen das Frühmahl hin; was für ein blutiger Abendschmaus ihnen bevorstand, ahnte keiner.

Als es Nachmittag wurde, trat Penelope mit dem Bogen des Odysseus in den Saal, umringt von ihren Dienerinnen. Sie kündigte den Freiern an, welchen Wettkampf sie ihnen auserſehen habe, und forderte sie auf, den Versuch zu machen. Sogleich erhob sich Telemach, um die zwölf Äxte kunstgerecht aufzustellen. Es waren dies bloße Axteisen ohne die Stiele; sie wurden in einer schnurgeraden Linie mit der Schneide nach unten in den Estrich hineingesetzt, so daß die Löcher für die Stiele alle genau hintereinander standen und ein geschickter Schütze hindurchschießen konnte. Als Telemach die Aufstellung mit großer Gewandtheit ausgeführt hatte, empfand er selbst Lust, zu versuchen, ob seine Kraft zum Spannen des mächtigen Bogens ausreiche. Derselbe war aus Horn gearbeitet, die Sehne war nur an dem einen Ende befestigt, und die Schwierigkeit des Spannens bestand darin, den gewaltigen Bogen soweit zu krümmen, daß man die am losen Ende der Sehne befindliche Schlinge in einen metallenen Haken am andern Ende des Bügels einhängen konnte. Dreimal versuchte es Telemach, indem er das eine Ende gegen die Erde stemmte und sich mit der ganzen Last seines Leibes auf das andere Ende auflegte; aber vergebens. Wohl wäre es ihm beim vierten Versuche gelungen, aber der Vater winkte ihm heimlich mit den Augen, er solle ablassen. Da lehnte er den Bogen an die Wand und sagte mit verstelltem Unmut: „Nein, das ist nichts für mich! Entweder bin ich zum elenden Schwächling geboren, oder ich bin noch zu jung. Aber ihr andern versucht es jetzt, die ihr mir an Kraft weit überlegen seid. Fangt an, damit der Wettstreit entschieden werde."

Nun fingen sie an, einer nach dem andern. Als es den ersten nicht glücken wollte, brachte auf Antinoos' Rat Melantheus eine große Scheibe Fett herbei, und die Jünglinge erwärmten das Horn des Bogens über dem Feuer und bestrichen es mit dem Fett, um es geschmeidig und biegsam zu machen. Aber vergebens, keiner konnte ihn spannen. Schon war er durch den ganzen Saal von Hand zu Hand gegangen, und nur die beiden trotzigen Prahler Antinoos und Eurymachos waren noch übrig.

Jetzt gingen zufällig der Rinderhirt und der Sauhirt, beide zugleich, zur Thür hinaus. Odysseus schlich ihnen heimlich nach und zog sie draußen beiseite. „Freunde," redete er sie an, „wenn jetzt urplötzlich Odysseus hier wäre, würdet ihr ihm beistehen gegen die Freier auf Tod und Leben?" „Vater Zeus," rief entzückt der Rinderhirt, „ach, würde mir doch dieser Wunsch erfüllt! Dann solltest du sehen, was mein Arm vermag!" Dasselbe sagte Eumäos. Da sprach der Held mit Hoheit: „Wohlan denn, ihr treuen Seelen, ich bin es, auf den ihr harrt, ich bin Odysseus, der nach zwanzig Jahren in die Heimat zurückkehrt. Erinnert ihr euch noch der Wunde, die mir einst der wilde Eber schlug? Da, erkennet mich, seht hier die Narbe."

Er schlug die Lumpen zurück, und sie erkannten das Mal, fielen ihrem geliebten Herrn um den Hals und küßten ihn unter heißen Freudenthränen. Aber Odysseus schnitt weitere Freudenausbrüche ab und teilte ihnen in fliegender Hast seinen Plan mit: „Wenn wir wieder drinnen sind, werde ich mir den Bogen fordern; die Freier werden dann gewiß ein Geschrei erheben, du aber, Eumäos, schreite mutig hindurch und bringe ihn mir. Dann eile hinaus und sage der alten Eurykleia, daß sie die Mägde alle in ihrer Kammer hinter Schloß und Riegel halte und keine hinauslasse, wenn sie Kampfgetöse und Ächzen sterbender Männer vernimmt. Du, Philötios, sollst die Hofthür verschließen, damit uns keiner entwische." Hiermit ging er wieder hinein, die beiden folgten ihm nach einiger Zeit.

Eben war der Bogen in den Händen des stolzen Eurymachos, der am Feuer saß und ihn durch Fett und Wärme geschmeidiger zu machen suchte. Aber umsonst. Voll Verdruß legte er ihn endlich aus der Hand, der Prahler Antinoos aber rief: „Laßt doch heut den Bogen liegen! Heut feiern wir ja das große Fest des Gottes, wer wird denn am Festtag den Bogen spannen wollen? Die Äxte können bis morgen stecken bleiben; wir aber wollen jetzt zechen und jubeln, und morgen versuchen wir es aufs neue."

Diese Rede gefiel allen, und sogleich setzten sich die Diener in Bewegung. Da erhob sich Odysseus und sprach: „Ihr Freier der weitgepriesenen Königin, weil ihr denn heut, wie billig, den Bogen ruhen laßt, so gebet ihn doch einmal mir; gern möchte ich versuchen, ob mir meine frühere Jugendkraft noch innewohnt." Wie er erwartet

hatte, erhob sich ein unwilliges Gemurmel, und Antinoos wies ihn mit höhnenden und drohenden Worten zurück. Penelope aber, die noch im Saale geblieben war, um das Ende des Kampfes abzuwarten, sprach: „Antinoos, gebt ihm nur immer den Bogen! Fürchtest du etwa, der Bettler möchte, wenn er ihn spannen kann, Ansprüche auf meine Hand erheben? Daran hat wohl schwerlich sein Herz gedacht." „Nein, edle Fürstin," ergriff jetzt Eurymachos das Wort, „das ist's nicht, was uns bange macht, sondern wir fürchten nur das Gerede der Menschen, wenn am Ende gar ein alter, hergelaufener Bettler den Bogen spannte, den wir Jüngeren nicht zu spannen vermochten. Das wäre uns ja ewige Schande!" „Sollte man's wohl glauben," entgegnete Penelope, „daß euch noch Furcht vor Schande quälte! Aber ich will's, daß der Fremde den Bogen versuche, und gelingt es ihm, so will ich ihn reich beschenkt entlassen, wohin sein Herz nur begehrt."

Jetzt erhob sich Telemach und sprach mit Nachdruck und Würde: „Mutter, du hast recht gesprochen; aber über den Bogen hat keiner Macht im Hause als ich, und ich werde ihn geben, wem ich will. Geh' du jetzt nur hinauf in dein Gemach, besorge deine Geschäfte und sieh auf die dienenden Weiber. Für den Bogen werde ich sorgen. Geh' nur, Mutter, geh'!" So sprach der Sohn, der die Mutter eilends aus dem Saale entfernen mußte, da er den Augenblick sich nahen sah, den der Vater zum Beginn des Kampfes ausersehen hatte. Sie aber sah ihn staunend an und ging hinauf. Ihr war das Herz so schwer von banger Ahnung; sie mußte sich niederlegen, und Athene sandte ihr süßen Schlaf, daß sie nichts vernahm von dem wilden Getöse, welches sich nun unten bald erheben sollte.

Telemach aber befahl jetzt dem Sauhirten, er solle dem fremden Bettler den Bogen bringen, und trotz alles Schreiens der Freier führte Eumäos den Befehl aus. Er und Philötios besorgten dann eiligst, was ihnen Odysseus draußen angegeben hatte, und kehrten schnell in den Saal zurück. Hier waren aller Augen auf den Bettler gerichtet, der den Bogen in der Hand hielt und sorgsam beschaute. Endlich stemmte er ihn gegen die Erde: Leicht und mühelos, wie ein Sänger die Saite am Wirbel der Leier aufzieht, so spannte Odysseus den mächtigen Bogen, und wie er mit dem Finger die Sehne prüfend

anschlug, klang sie hell und rein, wie die Stimme einer Schwalbe. Da ward es still im Saale, und die Freier entsetzten sich. Ein Donnerschlag durchbebte das Haus, und Odysseus frohlockte im Herzen über das Zeichen des Zeus. Rasch nahm er einen Pfeil, und ohne nur vom Sitze aufzustehen, schoß er durch die zwölf Öhre und verfehlte keines. Dann wandte er sich an den Sohn und sprach: „Siehst du, Telemach, dein Gast bringt dir keine Schande; nein, ich fühl's, noch ist meine Kraft ungeschwächt. Aber ich dächte, du sorgtest für den Abendschmaus der Gäste, solang' es noch Tag ist, damit sie sich nachher noch an Tanz und Gesang erfreuen können." Er begleitete diese Worte mit einem Winke, den Telemach sogleich verstand. Schnell eilte er hinaus, während die Freier noch in stummem Staunen dasaßen, und trat sofort in voller Waffenrüstung wieder in den Saal. Erwartungsvoll stellte er sich hinter den Stuhl des Vaters.

## 15. Der Freiermord.

Rasch stand Odysseus auf, warf das Obergewand ab, sprang auf die Schwelle des Saales und schüttete die Pfeile aus dem Köcher vor sich nieder auf die Erde. „Den einen Wettkampf," rief er, „hätt' ich vollendet! Jetzt wähle ich mir ein anderes Ziel, das noch kein Schütze getroffen hat. Laßt sehen, ob Apollon mir auch da Ruhm und Ehre verleihen wird!"

So sprach er, und in demselben Augenblicke flog der Todespfeil dem Antinoos durch die Gurgel, eben da er den goldenen Becher ergriff, um zu trinken. Zuckend sank er seitwärts vom Stuhle, der Becher entfiel seinen Händen, und aus dem Munde quoll ein dicker Blutstrom hervor. Ein furchtbarer Aufruhr erhob sich, die Freier stürzten von ihren Sitzen empor, durchtobten den Saal und sahen sich vergeblich nach den Waffen um. Dann schrieen sie alle zugleich: „Mensch, bist du toll? Zielst auf die Männer in deinem Übermut? Jetzt ist deine Stunde gekommen, und die Geier sollen dein Fleisch fressen!"

Die Thoren! Sie wähnten, der Held habe den Antinoos aus Versehen getroffen; aber er benahm ihnen den Irrtum, denn mit einer Stimme, die alle Hörer erzittern machte, donnerte er sie an:

„Ha, ihr Hunde, ihr glaubtet, ich würde nimmer zurückkehren; darum verpraßtet ihr mein Gut und kränktet mein Weib mit unerhörter Frechheit. Weder die Götter im Himmel habt ihr gescheut noch die Rache der Menschen. Aber jetzt ist über euch alle der Tag des Verderbens verhängt.“ Die Freier wurden totenblaß, Entsetzen fuhr ihnen durch Mark und Bein. Endlich sprach Eurymachos, der erste, der in dem allgemeinen Schrecken die Fassung wiederfand: „Herr, wenn du wirklich Odysseus bist, so zürnest du zwar mit Recht, denn viel Frevel ward in deinem Hause verübt. Aber der an alledem schuld war, der liegt ja schon tot vor dir, Antinoos. Ihm war es nicht um die Gemahlin zu thun, nein, er wollte nur König und Herr sein und darum deinen Sohn ermorden. Der hat nun seine Strafe erlitten, uns aber, o Herr, schone, sind wir doch deine Unterthanen. Sieh, wir wollen dir an Rindern und Schafen, an Gold und Erz alles zwanzigfach ersetzen, bis dein Herz sich zur Versöhnung neigt.“

Aber mit finsterem Blicke erwiderte Odysseus: „Nein, Eurymachos, und wenn ihr alle mir euer Erbgut zu Füßen legtet, so tilgte das alles nicht den ungeheuren Frevel. Nein, eure Stunde ist gekommen, und keiner, hoffe ich, soll lebend diesen Saal verlassen.“ Da wandte sich Eurymachos rasch zu den andern: „Kommt, Freunde“, rief er, „ergreift die Tische statt der Schilde, zieht die Schwerter und rennt auf ihn los! Wir alle werden ja den einen wohl hinausdrängen!“ Er riß das Schwert heraus und wollte mit wütendem Geschrei auf ihn eindringen, als der tödliche Pfeil ihm in die Brust drang. Jetzt sprang Amphinomos, ehe Odysseus einen neuen Pfeil ergreifen konnte, mit gezücktem Schwerte auf den Helden los, aber Telemach stieß ihm von der Seite die mächtige Lanze durch den Leib. Dann lief er rasch hinaus nach der Rüstkammer, um Waffen zu holen.

Indessen sandte Odysseus Pfeil auf Pfeil unter den dichten Haufen, und einer nach dem andern stürzte getroffen in den Staub. Der jähe Schrecken hatte die Kraft ihrer Glieder gelähmt, und sie vermochten es nicht, sich gegen den furchtbaren Mann zur Wehr zu setzen. Bald kam Telemach zurück und brachte Helme, Schilde und Wurfspieße in Menge herbei; die beiden treuen Hirten rüsteten sich damit und traten dem Helden im Kampfe zur Seite. Als dieser darauf alle Pfeile verschossen hatte, lehnte er den Bogen an den

Thürpfosten, und nun flogen, von vier gewaltigen Männern geschleudert, die Speere unablässig durch die Länge des Saales und durchbohrten die Feinde.

Aber allmählich kehrte den erschreckten Freiern doch Besinnung und Überlegung zurück, und sie dachten auf Rettung. Melantheus, der Ziegenhirt, der alle Auswege des Saales genau kannte, schlüpfte unbemerkt durch eine Seitenthür und holte aus der Rüstkammer Waffen in großer Menge herunter. Plötzlich erschienen zu Odysseus' Erstaunen die Freier bewaffnet, und wohlgezielte Speere sausten ihm und seinen Mitstreitern entgegen. Er erschrak und wandte sich zu seinem Sohne. „Ihr Götter," rief Telemach, „das habe ich selbst verschuldet! Ich lehnte die Thür der Waffenkammer nur an, und das muß der bübische Ziegenhirt benutzt haben. Sieh, da schleicht der Schurke schon wieder hinaus!" „Schnell, ihm nach, Eumäos, Philötios!" rief Odysseus, „bindet ihn, hängt ihn auf! Ich fechte indes allein mit meinem Sohne!" Sie eilten ihm nach und fanden ihn bereits in der Waffenkammer. Alsbald rissen sie ihn nieder, banden ihm gewaltsam Hände und Füße auf dem Rücken zusammen und steckten dann durch diese Bande ein starkes Seil, welches mit dem einen Ende hoch oben an einer Säule befestigt war. Daran zogen sie ihn in die Höhe, so daß er krumm gebunden zwischen Decke und Fußboden schwebte. So ließen sie ihn hängen und kehrten in den Saal zurück.

Hier tobte ohne Aufhören der verzweiflungsvolle Kampf. Wohl trat Pallas Athene in Mentors Gestalt in den Saal und hauchte den schwerbedrängten Kämpfern durch kräftigen Zuspruch Mut ins Herz; aber sie gab ihrem Helden nicht mühelosen Sieg, sondern sie entschwand ihm wieder, und der heiße Kampf ging weiter. Jetzt war es ein Jüngling, namens Agelaos, der die Freier zu erneutem Angriff anfeuerte. „Freunde," sprach er, „laßt die Hoffnung nicht sinken, ihr seht ja, daß sein Freund Mentor nichts als prahlerische Worte für ihn hatte und bereits wieder entwichen ist. Auf, laßt uns, sechs Mann auf einmal, alle auf Odysseus zielen, ob es nicht gelingt, ihn zu treffen; die andern sind dann nicht der Rede wert!" So thaten sie, und dem Odysseus wurde heiß zu Mute, als ihm die sechs Speere ums Haupt sausten; aber der eine fuhr rechts, der andere

links neben ihm in Wand und Thür, und keiner konnte ihn verwunden. Da rief auch er die seinen zu neuem, gewaltigem Ansturm auf, und kein Speer aus ihrer Hand verfehlte sein Ziel, bald lag Agelaos und mit ihm die mutigsten der Freier am Boden. Noch einmal versuchten die Übriggebliebenen ihr Heil, indem sie abermals alle gleichzeitig nach Odysseus warfen, aber wiederum wußte der kampfgeübte Held allen Lanzen auszuweichen. Telemach blutete aus einer leichten Wunde an der Hand, und Eumäos war an der Schulter verletzt. Aber sie achteten der Wunden nicht, und immer und immer wieder flogen ihre tödlichen Speere, bis es allmählich still ward im Saal. Ein furchtbarer Anblick bot sich dar: Sterbende und Tote übereinander getürmt, unkenntlich von Staub und Blut, die wenigen Lebenden in Todesangst an die Wände und Säulen geschmiegt; und auch diese sanken noch unter den Schwerthieben und Speerstößen der Sieger. Gräßliches Todesröcheln erhob sich, und der ganze Boden rauchte von Blut.

Wie nun Odysseus, das blutige Werk betrachtend, durch den Saal dahinschritt, da sprang Leiodes, der Opferpriester, auf ihn zu und umfaßte flehend seine Kniee. „Schenke mir das Leben," bat er, „ich habe keinen Teil gehabt an den Frevelthaten der Freier, denn ich war ihr Opferpriester und verrichtete nur die heiligen Gebräuche." Aber finster erwiderte Odysseus: „Nun, wenn du ihr Opferpriester warst, so wirst du wohl oft genug zu den Göttern gefleht haben, daß sie mir die Rückkehr versagen möchten. Und dafür stirbst du jetzt den verdienten Tod." Ein Streich seines Schwertes, und das Haupt des Priesters rollte in den Staub.

Odysseus schritt weiter. Siehe, da stand der Sänger Phemios, die Leier in den Händen, todesbange in einem Winkel hinter der Seitenthür. Weinend fiel er ihm zu Füßen und sprach: „Gnade, Odysseus! Erbarme dich meiner! Dich selbst würde es reuen, den schuldlosen Sänger erschlagen zu haben. Sieh, keines Menschen Mund hat mich belehrt, sondern ein gütiger Gott hat mir die Gabe des Liedes in die Seele gelegt; auch dein Herz zu erfreuen, du Göttlicher, ward mir die süße Stimme verliehen. Ach, verschone mich nur! Dein lieber Sohn Telemach kann dir's bezeugen, daß ich unschuldig bin!" Telemach hörte den Sänger bitten und sprach: „Ja, Vater,

schone seiner, er ist unschuldig und treu. Auch dem Herold Medon thue kein Leides, wenn er noch lebt, denn er hat mich treulich gepflegt in der Kindheit. Aber ich fürchte, er liegt schon getötet unter dem Haufen." Als der Jüngling so sprach, da regte sich's unter einer großen Stierhaut, die neben einem Sessel lag, und ein Mann kroch hervor, dem Könige die Kniee zu umfassen. Es war Medon. „Hier bin ich," sprach er voll Angst zu Telemach, „ach, nimm mich unter deinen Schutz, daß dein Vater mich verschont." Da ging ein Lächeln über das ernste Antlitz des Helden, und er sprach: „Sei getrost, meines Sohnes Wort hat dich errettet. Du sollst erfahren, daß Rechtthun besser ist als Übelthun. Aber geht beide hinaus, du und der Sänger, bis ich hier alles vollendet habe."

Nun mußte Telemach die alte Eurykleia rufen. Als diese in den Saal trat und ihn da stehen sah, den furchtbaren Mann, unter den blutigen Leichen, selbst blutbespritzt an Händen und Füßen, wie einen Löwen unter der hingeschlachteten Herde, da hob sie die Hände empor und fing an laut zu frohlocken. Aber Odysseus wehrte ihr und sprach mit Ernst: „Im Herzen, Mutter, freue dich, aber halte an dich und jubele nicht; Sünde ist es, laut aufzujauchzen über erschlagene Menschen. Sie hat die Strafe ihrer Frevelthaten erreicht, weil sie weder Götter noch Menschen ehrten." Der Saal wurde nun von dem fürchterlichen Blutbade gereinigt; die treuen Mägde kamen in Scharen aus der Kammer herbei und drängten sich von allen Seiten an den lieben, wiedergefundenen Herrn, um ihn unter Freudenthränen zu begrüßen. Der treulose Melantheus aber wurde aus seiner qualvollen Lage auf der Waffenkammer nur befreit, um sofort den verdienten Tod zu erleiden.

## 16. Penelope.

Jetzt erst erlaubte Odysseus der alten Eurykleia, der schlafenden Penelope die Botschaft zu überbringen. Hastig trippelte sie hinauf und trat atemlos an das Bett der Königin. „Penelope," rief sie, „mein Töchterchen, wache auf! Odysseus ist da, und alle Freier sind erschlagen!" Aber Penelope erwiderte betrübt: „Mütterchen, dir hat wohl ein Gott den Sinn verwirrt, daß du solche Thorheit schwatzest.

Ach, und ich schlief so süß und fest, wie noch nie, seitdem Odysseus fern ist. Du böse Alte! Ich sage dir, hätte sich eine der jüngeren Weiber solchen Scherz erlaubt, es sollte ihr nicht so leicht hingehen." „Nein, mein liebes Kind," erwiderte eifrig die Alte, „nein, ich scherze nicht, er ist wahrhaftig und wirklich zurückgekehrt, der Fremde ist's, den sie alle höhnten. Telemach hat es schon längst gewußt!"

Da sprang Penelope vom Lager auf, umklammerte die Alte mit ihren Armen und sprach weinend vor tiefer Erschütterung: „O Mutter, Mutter, wär' es möglich, daß du die Wahrheit sagst? Nein, nein, wie hätte er denn, er allein, die ganze Schar bewältigen können?" Eurykleia erwiderte: „Gesehen habe ich's nicht, aber das Getöse des Kampfes hörten wir und das Ächzen der sterbenden Männer. Denn ich mußte mit den Mägden hinten in der verschlossenen Kammer sitzen. Wir harrten mit Angst und Bangen. Endlich erschien Telemach und rief mich. Und, ihr Götter, was erblickte ich, als ich eintrat! Der ganze Saal voll Leichen und Blut, und mitten unter ihnen stand er selbst, wie ein Löwe anzuschauen, über und über mit Blut bespritzt. Aber komm und sieh ihn, den lieben, lang entbehrten Gemahl! Nun ist ja all dein Sehnen erfüllt, er lebt, er ist da, er findet dich und den Sohn, und die Frevler sind bestraft!"

„Ach, gute Mutter," entgegnete Penelope, „frohlocke nicht zu früh. Du weißt, wie ich mich nach Odysseus gesehnt habe, Tag und Nacht. Aber ich kann es nicht glauben. Sind die Freier erschlagen, wie du sagst, so hat es ein Gott gethan, den ihr ruchloses Treiben erzürnt hat. Odysseus ist für ewig dahin." „Kind, Kind," sprach die Alte, „du quälst mich recht mit deinem Unglauben. Komm doch nur erst und sieh ihn selbst. Ich habe es ja auch schon gestern gewußt, denn als ich ihm die Füße wusch, erkannte ich ihn an der großen Narbe, die ihm der Eber schlug. Aber er bedrohte mich, daß ich dir nichts sagen durfte." Noch immer zweifelnd und bangen Herzens sprach die Königin: „Die Wege der Götter sind dunkel und schwer. Aber hinuntergehen will ich zu meinem Sohne und will die toten Freier sehen, und auch den, der sie erschlug."

Sie gingen hinab und traten in den Saal. Da saß er auf einem Sessel am Herde, den Rücken gegen eine Säule gelehnt, und blickte stumm zu Boden; denn er erwartete, ob sie ihn anreden würde.

Ihr aber war das Herz beklemmt, und der Sinn wie betäubt, sie setzte sich ihm gegenüber und blickte ihn verstohlen und ängstlich an; bald war es ihr, als sitze der heißgeliebte Gemahl vor ihr, bald wieder sah sie nichts als einen fremden Bettler in schlechten Lumpen. Da rief Telemach vorwurfsvoll: „Mutter, du böse Mutter, wie kannst du dich so gefühllos zeigen gegen den Mann, der nach so langem Leiden endlich im zwanzigsten Jahre wieder heimgekehrt ist? Dein Herz muß härter sein als Stein!"

„Lieber Sohn," erwiderte Penelope, „du thust mir unrecht. Mir ist das Herz noch ganz betäubt von all dem Wunder; ich kann mich nicht fassen, kann ihn nicht anreden und wage kaum ihn anzublicken. Ist es aber wirklich Odysseus, so werden wir uns schon erkennen an manchen geheimen Zeichen." Da lächelte der edle Odysseus und sprach: „Laß sie, mein Sohn, sie hat recht, wir werden uns schon noch erkennen."

Jetzt traten alle Diener und Mägde herein, auch die Hirten kamen und der göttliche Sänger, alle in festlichen Kleidern, und der Saal ward hell erleuchtet. Das hatte Odysseus angeordnet, damit die Leute auf der Straße im Vorübergehen, wenn sie alles still und finster sähen, nicht zu früh Verdacht schöpften. Er selbst aber ließ sich von der alten Schaffnerin zur warmen Badewanne führen, wo sie ihn wusch und mit köstlichem Öl salbte. Als er nun aus der Wanne stieg, siehe, da übergoß ihn die unsichtbare Athene wieder mit Anmut und Schönheit, voll und kräftig ward seine Gestalt, männlich blühend sein Antlitz, und glänzendes, dunkles Haar umwallte ihm Haupt und Kinn. So trat er in der Hoheit eines Königs und Helden aufs neue in den Saal.

Penelope erstaunte und wollte ihm freudig entgegenfliegen. Aber wieder drängte sich ihr der Zweifel auf; dies neue Wunder erschreckte sie, sie wußte nicht, war es ein Gott oder ein Mensch, der auf sie zutrat. So blieb sie still und beklommen sitzen. Da sprach Odysseus: „Du Unbegreifliche, verkennst du mich noch? Wahrlich, ein fühlloses Herz haben dir die Götter gegeben." Unmutig wandte er sich ab und sagte zur Eurykleia: „Mutter, ich bin müde, bereite mir mein Bett, damit ich mich zur Ruhe legen kann." „Ja, Eurykleia," fiel hier plötzlich Penelope eifrig ein, „thue das, nimm das Bett heraus aus

dem Schlafgemach, das er sich selbst gebaut hat, und stelle es in irgend einem andern Zimmer auf mit schönen, wollenen Decken."

Das war das Zeichen, woran die kluge Königin ihren Gemahl erkennen wollte. Odysseus hatte sich einst um einen starken Ölbaum herum, der im Hofe stand, ein Schlafgemach selbst gezimmert und das Bettgestell dem Stamme des Baumes fest und unzertrennlich eingefügt, so daß man es nicht heraustragen konnte, man hätte denn den Baum am Fuße abgehauen; und niemand als er und Penelope wußten um das Geheimnis. „Was sagst du, Frau?" fuhr Odysseus sogleich auf, „hat denn jemand mein Schlafgemach zerstört, daß mein Bett jetzt herausgetragen werden kann, und ich hatte es doch so fest um den Stamm des Ölbaums gezimmert?"

Da erbebten ihr Herz und Kniee, als sie dies Zeichen erkannte, ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, mit offenen Armen fiel sie ihm um den Hals und bedeckte sein Antlitz mit tausend Küssen. „Zürne mir nicht, Odysseus," sprach sie endlich, „daß ich nicht gleich der ersten Versicherung traute; du bist ja der beste und verständigste von allen Menschen. Ach, mir zitterte immer das Herz, es könnte ein schlauer Betrüger kommen und mich täuschen. Aber jetzt erkenne ich dich, und alle Zweifel sind geschwunden."

Weinend hielten sich beide umschlungen, und es vermochte lange Zeit keiner von ihnen ein Wort zu reden. Endlich begannen sie einander von ihren Leiden zu erzählen, und die Stunden verflogen, so daß Mitternacht vorbei war, als sie zum erquickenden Schlummer sich niederlegten.

## 17. Schluß.

Als der Morgen dämmerte, erhob sich Odysseus von seinem Lager und rüstete sich mit Telemach und den beiden Hirten, um zum alten Laertes hinauszugehen, den die Sehnsucht nach dem Sohne ganz schwermütig gemacht hatte; Penelope blieb im Palast zurück. Bald gelangten sie auf das Landgut des Vaters hinaus, und da Laertes im Obstgarten war, seinem Lieblingsaufenthalte, den er täglich mit eigenen Händen pflegte, so ließ Odysseus den Sohn und die beiden Hirten ins Wohnhaus treten, er selbst aber ging allein, um den Vater aufzusuchen.

Wie er nun durch den schönen Garten dahinging, in welchem er schon als Knabe gespielt hatte, da erblickte er nicht fern von sich den Greis; er hatte ein schlechtes, unansehnliches Gewand an und kniete eben am Boden nieder, um seine Pflanzungen von Unkraut zu säubern. Tiefe Bekümmernis lag auf seinem gefurchten Antlitz. Odysseus trat unter den Schatten eines Birnbaums und konnte die Thränen nicht zurückhalten. Als nun Laertes von seiner Arbeit aufblickte, redete ihn Odysseus mit freundlichen Worten an: „Glück auf, alter Mann,“ sprach er, „mit geschickter Hand pflegst du den Garten hier; da ist kein Baum und kein Strauch, kein Feigenbaum, kein Weinstock, kein Birnbaum und kein Ölbaum, dem es an trefflicher Wartung fehlte. Nur schade, du selbst scheinst mir schlecht gepflegt zu werden. Welch karger Herr nährt dich denn so kümmerlich und trägt so schlechte Sorge für deinen Leib? Sage mir doch, wo bin ich hier? Ist es wahr, wie man mir gesagt hat, daß dies hier Ithaka ist? Dann möchte ich wohl wissen, wo man zum Palast des Odysseus kommt. Den wackern Helden wünschte ich sehr zu sehen, er ist mein Gastfreund und hat mich auf seinen Reisen besucht.“

„Fremdling,“ versetzte Laertes mit zitternder Stimme, „ja, Ithaka ist es, aber dem Manne, nach welchem du fragst, haben die Götter keine Rückkehr beschieden. Doch sage mir, wie lange ist's her, daß du ihn bewirtetest, deinen armen Gastfreund, meinen unglücklichen Sohn? Ja, Fremdling, ich bin sein Vater. Ach, wie lange weinen wir schon um ihn, ich und seine treffliche Gattin!“ Mit Mühe faßte sich Odysseus und sagte: „Fünf Jahre sind es, daß ich ihn sah. Damals war er voll froher Hoffnung und gedachte bald heimzukehren.“ Aber den alten Mann überwältigte die Erinnerung, er weinte und schluchzte laut und streute Staub auf sein graues Haupt. Da konnte sich Odysseus nicht länger halten, er umschlang ihn mit beiden Armen und sprach: „Ich bin es ja selbst, Vater, nach dem du dich sehnst, ich bin endlich zurückgekehrt im zwanzigsten Jahre.“ Sprachlos sah ihn Laertes an, er aber fuhr fort: „Soll ich dir noch Zeichen geben, Vater, daß du mich erkennst? Soll ich dir hier die Narbe zeigen, die mir der Eber schlug? Weißt du noch, wie du mit mir hier durch den Garten gingst, als ich noch ein Knabe war, und wie ich dich in kindischem Sinne bat, mir die Bäume alle zu

schenken? Da lächeltest du und schenktest mir dreizehn Birnbäume und zehn Apfelbäume, dreißig Feigenbäume und funfzig Weinstöcke. Weißt du es noch, mein Vater?"

Da umschlang der Greis den Sohn, und die Sinne schwanden ihm vor Freude und Rührung; sanft hielt ihn Odysseus umfaßt, bis ihm die Besinnung zurückkam. Nun erzählte er ihm den Mord der Freier; Laertes pries laut die Gnade der Götter, und sie gingen zusammen ins Haus zurück. Hier fanden sie alles zur fröhlichen Mahlzeit bereit, und in herzlicher Eintracht setzten sich alle, Herren und Knechte, an die Tische und freuten sich des Wiedersehens beim heitern Mahle.

Während sie so hier traulich beisammen saßen, zog sich eine drohende Gefahr gegen den Helden zusammen. Es war inzwischen ringsum bekannt geworden, daß alle Freier erschlagen im Hause des Odysseus lägen, und heftiger Zorn ergriff die Angehörigen der Ermordeten. Vor allem war es Eupeithes, der Vater des Antinoos, der die Bewohner Ithakas auf dem Markte zusammenrief und seine Klagen dem Volke vortrug. Er forderte die Fürsten auf, sich zum Rachewerke zu vereinigen, und nicht wenige stimmten ihm bei. Da trat der Herold Medon auf und sprach: „Freunde, laßt ab von euerm Vorhaben! Ich war dabei, als gestern das fürchterliche Blutbad geschah; glaubt mir, nicht ohne die Hilfe der Götter hat Odysseus das ungeheure Werk ausgeführt. Ich selber sah, wie ein göttliches Wesen in Mentors Gestalt ihm zur Seite stand und alle Würfe von ihm abwehrte. Geht nicht in den Kampf, ihr würdet gegen erzürnte Götter streiten."

Die meisten ließen sich durch diese Worte bestimmen und gingen still nach Hause. Die es aber mit dem Eupeithes hielten oder sonst Freunde der Freier waren, rüsteten sich zum Kampfe und zogen in bewaffnetem Zuge nach den Gärten des Laertes hinaus.

Schnell rief Odysseus alle zu den Waffen, die beiden Hirten und die Knechte; auch der alte Laertes ergriff kampfesmutig Schild und Speer. Während der Held noch die kleine Schar überzählte, erschien plötzlich Mentor gepanzert an der Pforte. Freudig erkannte Odysseus die herrliche Göttin, die ihm auch gestern in derselben Gestalt erschienen war.

Schon waren die Feinde nahe. Da sprach Athene: „Wohlan, Laertes, edler Held, eröffne die Schlacht und wirf die erste Lanze auf den Feind!" Er that's, und siehe, sie flog dem Eupeithes gerade durchs Herz, daß er rasselnd niederstürzte. Jetzt stürmten Odysseus und Telemach gegen die Feinde an, und würden sie alle erschlagen haben, aber die gewaltige Göttin trat plötzlich in die Mitte der Streitenden und rief ihnen mit lauter, göttlicher Stimme zu: „Haltet ein, ihr Männer von Ithaka, ruht vom unglückseligen Kriege und vergießet kein Blut mehr!"

Da ergriff Entsetzen die ganze Schar, und die Waffen fielen ihnen aus den Händen; in dem Augenblicke zuckte ein feuriger Blitzstrahl, vom Zeus gesendet und mit furchtbarem Donnerschlag begleitet, zur Erde nieder. Da sprach die Göttin noch einmal: „Edler Odysseus, endige nun den blutigen Streit." Der Held gehorchte, er steckte sein Schwert in die Scheide und bot seine Hand zur Versöhnung dar. Alle gingen ihm jetzt freudig entgegen, Haß und Zwietracht war geschwunden, und heilige Eide der Treue und des Friedens wurden aufs neue zwischen ihm und seinen Unterthanen beschworen.

---

## 51. Der eiserne Karl.

Jakob und Wilhelm Grimm, Deutsche Sagen.

Zur Zeit, als König Karl den Lombardenkönig Desiderius befeindete, lebte an des letzteren Hofe Ogger, ein edler Franke, der vor Karls Ungnade das Land hatte räumen müssen. Wie nun die Nachricht erscholl, Karl rücke mit Heeresmacht heran, standen Desiderius und Ogger auf einem hohen Turm, von dessen Gipfel man weit und breit in das Reich schauen konnte. Das Gepäck rückte in Haufen an. „Ist Karl unter diesem großen Heer?" frug König Desiderius. „Noch nicht!" versetzte Ogger. Nun kam der Landsturm des ganzen fränkischen Reiches. „Hierunter befindet sich Karl aber gewiß," sagte Desiderius bestimmt. Ogger antwortete: „Noch nicht, noch nicht." Da tobte der König und sagte: „Was sollen wir anfangen, wenn noch mehrere mit ihm kommen?" „Wie er kommen wird," ant-

wortete jener, „sollst du gewahr werden; was mit uns geschehe, weiß ich nicht.“ Unter diesen Reden zeigte sich ein neuer Troß. Erstaunt sagte Desiderius: „Darunter ist doch Karl?“ „Immer noch nicht,“ sprach Ogger. Nächstdem erblickte man Bischöfe, Äbte, Kapellane mit ihrer Geistlichkeit. Außer sich stöhnte Desiderius: „O laß uns niedersteigen und uns bergen in der Erde vor dem Angesichte dieses grausamen Feindes.“ Da erinnerte sich Ogger der herrlichen, unvergleichlichen Macht König Karls aus besseren Zeiten her und brach in die Worte aus: „Wenn du die Saat auf den Feldern wirst starren sehen, den eisernen Po und Tessin mit dunkeln, eisenschwarzen Meereswellen die Stadtmauern überschwemmen, dann gewärtige, daß Karl kommt.“ Kaum war dies ausgeredet, als sich in Westen wie eine finstere Wolke zeigte, die den hellen Tag beschattete. Dann sah man den eisernen Karl in einem Eisenhelm, in eisernen Schienen, mit eisernem Panzer um die breite Brust, eine Eisenstange in der Linken hoch aufreckend. In der Rechten hielt er den Stahl, der Schild war ganz aus Eisen, und auch sein Roß schien eisern an Mut und Farbe. Alle, die ihm vorausgingen, zur Seite waren und ihm nachfolgten, ja das ganze Heer schien auf gleiche Weise ausgerüstet. Einen schnellen Blick darauf werfend, rief Ogger: „Hier hast du den, nach dem du so viel frugest!“ und stürzte halb entseelt zu Boden.

---

## 52. Adelgis.

Jakob und Wilhelm Grimm, Deutsche Sagen.

Adelgis, Desiderius’ Sohn, war von Jugend auf stark und heldenmütig. In Kriegszeiten pflegte er mit einer Eisenstange zu reiten und viele Feinde zu erschlagen; so tötete er auch viele der Franken, die in die Lombardei gezogen kamen. Dennoch mußte er der Übermacht weichen, und Karl hatte selbst Pavia unterworfen. In dieser Stadt aber beschloß ihn der kühne Jüngling auszukundschaften. Er fuhr auf einem Schiff dahin, nicht wie ein Königssohn, sondern umgeben von wenigen Leuten, wie einer aus geringem Stande. Keiner der Krieger erkannte ihn, außer einem der ehemaligen treusten Diener

seines Vaters; diesen bat er flehentlich, daß er ihn nicht verraten möchte. „Bei meiner Treue," antwortete jener, „ich will dich niemandem offenbaren, so lange ich dich verhehlen kann." „Ich bitte dich," sagte Adelgis, „heute, wenn du beim König zu Mittag speisest, so setze mich ans Ende eines der Tische, und schaffe, daß alle Knochen, die man von der Tafel aufhebt, vor mich gelegt werden." Der andere versprach es, denn er war's, der die königlichen Speisen auftragen mußte. Als nun das Mahl gehalten wurde, so that er allerdings so und legte die Knochen vor Adelgis, der sie zerbrach und gleich einem hungrigen Löwen das Mark daraus aß. Die Splitter warf er unter den Tisch und brachte einen tüchtigen Haufen zusammen. Dann stand er früher als die andern auf und ging fort. Der König, wie er die Tafel aufgehoben hatte und die Menge Knochen unter dem Tisch erblickte, fragte: „Welcher Gast hat so viel Knochen zerbrochen?" Alle antworteten, sie wüßten es nicht; einer aber fügte hinzu: „Es saß hier ein starker Mann, der brach alle Hirsch-, Bären- und Ochsenknochen auf, als wären es Hanfstengel." Der König ließ den Speisaufträger rufen und sprach: „Wer oder woher war der Mann, der hier die vielen Knochen zerbrach?" Er antwortete: „Ich weiß es nicht, Herr." Karl erwiderte: „Bei meines Hauptes Krone, du weißt es." Da er sich betreten sah, fürchtete er sich und schwieg. Der König aber merkte leicht, daß es Adelgis gewesen, und es that ihm leid, daß man ihn ungestraft von dannen gehen lassen; er sagte: „Wo hinaus ist er gegangen?" Einer versetzte: „Er kam zu Schiff, und wird vermutlich so weggehen." „Willst du," sprach ein anderer, „daß ich ihm nachsetze und ihn töte?" „Auf welche Weise?" antwortete Karl. „Gieb mir deine goldenen Armspangen, und ich will ihn damit berücken." Der König gab sie ihm alsbald, und jener eilte ihm schnell zu Lande nach, bis er ihn einholte. Und aus der Ferne rief er zu Adelgis, der im Schiffe fuhr: „Halt an! Der König sendet dir seine Goldspangen zur Gabe, warum bist du so heimlich fortgegangen?" Adelgis wandte sein Schiff ans Ufer, und als er näher kam und die Gabe auf der Speerspitze ihm dargereicht erblickte, ahnte er Verrat, warf seinen Panzer über die Schulter und rief: „Was du mir mit dem Speere reichst, will ich mit dem Speere empfangen; sendet dein Herr be-

trüglich diese Gabe, damit du mich töten sollest, so werde ich nicht nachstehen und ihm meine Gabe senden.“ Darauf nahm er seine Armspangen und reichte sie jenem auf dem Speer, der in seiner Erwartung getäuscht heimkehrte und dem König Karl Adelgis' Spangen brachte. Karl legte sie sogleich an, da fielen sie ihm bis auf die Schultern nieder. Karl aber rief aus: „Es ist nicht zu wundern, daß dieser Mann Riesenstärke hat.“

---

## 53. Otto mit dem Bart.

Jakob und Wilhelm Grimm, Deutsche Sagen.

Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet, er war strenge und ohne Milde, trug einen schönen, roten Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabwendlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reichs in großer Zahl kommen mußten. Ostermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster, um die feierliche Messe zu hören, unterdessen in der Burg zu dem Gastmahl die Tische bereitet wurden; man legte Brot und setzte schöne Trinkgefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe; sein Vater war Herzog in Schwaben und hatte nur diesen einzigen Erben. Dieses schöne Kind kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brot mit seinen zarten, weißen Händen, nahm es auf und wollte essen, wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun ein Teil des weißen Brotes abbrach, ging da mit seinem Stabe des Kaisers Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte; der schlug zornig den Knaben aufs Haupt so hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß der Truchseß gewagt hatte, es zu schlagen. Das ersah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und dessen Zuchtmeister; heftig verdroß es ihn, daß man

das zarte Kind so unbarmherzig geschlagen hatte, und fuhr den Truchseß seiner Roheit wegen mit harten Worten an. Der Truchseß sagte, daß er kraft seines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit seinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel und spaltete des Truchsessen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach und der Mann tot zu Boden sank.

Unterdessen hatten die Herren Gott gedient und gesungen und kehrten zurück; da sah der Kaiser den blutigen Estrich, fragte und vernahm, was sich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief: „Daß mein Truchseß hier erschlagen liegt, schwöre ich an euch zu rächen, bei meinem Bart!" Als Heinrich von Kempten diesen teuren Eid ausgesprochen hörte, und sah, daß es sein Leben galt, faßte er sich, sprang schnell auf den Kaiser los und ergriff ihn bei dem langen roten Barte. Damit schwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiserliche Krone von Ottos Haupte in den Saal fiel, und zuckte, als die Fürsten, den Kaiser von diesem wütenden Menschen zu befreien, herzusprangen, sein Messer, indem er laut ausrief: „Keiner rühre mich an, oder der Kaiser liegt tot hier!" Alle traten hinter sich, Otto mit großer Not winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber sprach: „Kaiser, wollt ihr das Leben haben, so thut mir Sicherheit." Der Kaiser, der das Messer an seiner Kehle stehen sah, hub alsbald die Finger in die Höhe und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren, daß ihm das Leben geschenkt sein solle.

Sobald Heinrich diese Gewißheit hatte, ließ er den roten Bart aus seiner Hand und den Kaiser aufstehen. Dieser setzte sich aber unverzüglich auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart und redete in diesen Worten: „Ritter, Leib und Leben habe ich euch zugesagt, damit fahrt eure Wege; hütet euch aber vor meinen Augen, daß sie euch nimmer wieder sehen, und räumet mir Hof und Land! Ihr seid mir zu schwer zum Hofgesind, und mein Bart müsse immerdar euer Schermesser meiden." Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlaub und zog gen Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, lebte einsam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg führte, jenseit des Gebirges, und vor einer festen Stadt lag. Da gebrach es ihm an Leuten und Mannen, und er sandte heraus nach deutschen Landen: wer ein Lehn von dem Reiche trage, solle ihm schnell zu Hilfe eilen, bei Verlust des Lehens und seines Dienstes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten, ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt besandte wiederum seine Dienstleute und forderte Herrn Heinrich, als dessen er vor allen bedürftig war. „Ach edler Herr, was wollt ihr thun?“ antwortete der Ritter, „ihr wißt doch, daß ich des Kaisers Huld verwirkt habe; lieber geb' ich euch meine zwei Söhne hin, und lasse sie mit euch ziehen.“ „Ihr aber seid mir nötiger als sie beide zusammen,“ sprach der Abt, „ich darf euch nicht von diesem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land andern, die es besser zu verdienen wissen.“ „Traun,“ antwortete der edle Ritter, „ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiel stehen, so will ich euer Gebot leisten, es komme, was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergehen.“

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug und kam bald nach Welschland zu der Stadt, wo die Deutschen lagen; jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber und konnte aus dem Bad in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen und den Kaiser dagegen reiten zu einem Gespräch, das zwischen beiden Teilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List ersonnen; denn als der Kaiser ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaft im Hinterhalte und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß sie ihn fingen und schlügen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Mord geschehen sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand und lief bloß und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tötete und verwundete eine große Menge und machte sie alle flüchtig. Darauf löste er den Kaiser seiner Bande und lief schnell zurück, legte sich in den Zuber und badete nach wie vor. Otto, als er zu seinem Heere wieder gelangte,

wollte erkunden, wer sein unbekannter Retter gewesen wäre; zornig saß er im Zelt auf seinem Stuhl und sprach: „Ich war verraten, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann kennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Huld empfange; kein kühnerer Held lebt hier, noch anderswo."

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten gewesen war; doch fürchteten sie, den Namen dessen auszusprechen, dem der Kaiser den Tod geschworen hatte. „Mit dem Ritter," antworteten sie, „stehet es so, daß schwere Ungnade auf ihm lastet; möchte er deine Huld wiedergewinnen, so ließen wir ihn vor dir sehen." Da nun der Kaiser sprach, und wenn er ihm gleich seinen Vater erschlagen hätte, solle ihm vergeben sein, nannten sie ihm Heinrich von Kempten. Otto befahl, daß er alsobald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, gebärdete der Kaiser sich zornig und sprach: „Wie getrauet ihr euch, mir unter die Augen zu treten? Ihr wißt doch wohl, warum ich euer Feind bin, der ihr meinen Bart gerauft und ohne Schermesser geschoren habt, daß er noch ohne Locke steht. Welch hochfärtiger Übermut hat euch jetzt daher geführt?" „Gnade, Herr!" sprach der kühne Degen, „ich kam gezwungen hierher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei seinen Hulden. Gott sei mein Zeuge, wie ungern ich diese Fahrt gethan; aber meinen Diensteid mußte ich lösen: wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat." Da begann Otto zu lachen: „Seid mir tausendmal willkommen, ihr auserwählter Held! Mein Leben habt ihr gerettet, das mußte ich ohne eure Hilfe verloren haben, seliger Mann." So sprang er auf, küßte ihm Augen und Wangen. Ihre Feindschaft war dahin, und eine lautere Sühne gemacht; der hochgeborne Kaiser lieh und gab ihm großen Reichtum und brachte ihn zu Ehren, deren man noch gedenket.

## 54. Heinrich der Löwe.

Jakob und Wilhelm Grimm, Deutsche Sagen.

Zu Braunschweig steht aus Erz gegossen das Denkmal eines Helden, zu dessen Füßen ein Löwe liegt, auch hängt im Dom daselbst eines Greifen Klaue. Davon lautet folgende Sage.

Vor Zeiten zog Herzog Heinrich, der edle Welf, nach Abenteuern aus. Als er in einem Schiff das wilde Meer befuhr, erhob sich ein heftiger Sturm und verschlug den Herzog; lange Tage und Nächte irrte er, ohne Land zu finden. Bald fing den Reisenden die Speise an auszugehen, und der Hunger quälte sie schrecklich. In dieser Not wurde beschlossen, Lose in einen Hut zu werfen, und wessen Los gezogen ward, der verlor das Leben und mußte der andern Mannschaft mit seinem Fleische zur Nahrung dienen. Willig unterwarfen sich diese Unglücklichen und ließen sich für den geliebten Herrn und ihre Gefährten schlachten. So wurden die übrigen eine Zeit lang gefristet, doch schickte es die Vorsehung, daß niemals des Herzogs Los herauskam. Aber das Elend wollte kein Ende nehmen; zuletzt war bloß der Herzog mit einem einzigen Knecht noch auf dem ganzen Schiffe lebendig, und der schreckliche Hunger hielt nicht stille. Da sprach der Fürst: „Laß uns beide losen, und auf wen es fällt, von dem speise sich der andere.“ Über diese Zumutung erschrak der treue Knecht, doch so dachte er, es würde ihn selbst betreffen, und ließ es zu; siehe, da fiel das Los auf seinen edlen, liebwerten Herrn, den jetzt der Diener töten sollte. Da sprach der Knecht: „Das thue ich nimmermehr; und wenn alles verloren ist, so hab' ich noch ein andres ausgesonnen: ich will euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann, was geschehen wird.“ Der Herzog gab seinen Willen dazu; der Knecht nahm die Haut eines Ochsen, den sie vordem auf dem Schiffe gespeist hatten, wickelte den Herzog darein und nähte sie zusammen; doch hatte er sein Schwert neben ihn mit hineingesteckt. Nicht lange, so kam der Vogel Greif geflogen, faßte den ledernen Sack in die Klauen und trug ihn durch die Lüfte über das weite Meer bis in sein Nest. Als der Vogel dieses bewerkstelligt hatte, sann er auf einen neuen Fang, ließ die Haut liegen und flog wieder aus. Mittlerweile faßte Herzog Heinrich das Schwert und zerschnitt

die Nähte des Sackes; als die jungen Greifen den lebendigen Menschen erblickten, fielen sie gierig und mit Geschrei über ihn her. Der teure Held wehrte sich tapfer und schlug sie sämtlich zu Tode. Als er sich aus dieser Not befreit sah, schnitt er eine Greifenklaue ab, die er zum Andenken mit sich nahm, stieg aus dem Neste den hohen Baum hernieder und befand sich in einem weiten, wilden Wald. In diesem Walde ging der Herzog eine gute Weile fort; da sah er einen fürchterlichen Lindwurm wider einen Löwen streiten, und der Löwe schwebte in großer Not, zu unterliegen. Weil aber der Löwe insgemein für ein edles und treues Tier gehalten wird, und der Wurm für ein böses, giftiges, so säumte Herzog Heinrich nicht, sondern sprang dem Löwen mit seiner Hilfe bei. Der Lindwurm schrie, daß es durch den Wald erscholl, und wehrte sich lange Zeit; endlich gelang es dem Helden, ihn mit seinem guten Schwerte zu töten. Hierauf nahte sich der Löwe, legte sich zu des Herzogs Füßen neben den Schild auf den Boden und verließ ihn nimmermehr von dieser Stunde an. Denn als der Herzog nach Verlauf einiger Zeit, während welcher das treue Tier ihn mit gefangenem Wild ernähret hatte, überlegte, wie er aus dieser Einöde und der Gesellschaft des Löwen wieder unter die Menschen gelangen könnte, baute er sich eine Hürde aus zusammengelegtem Holz, mit Reis durchflochten, und setzte sie aufs Meer. Als nun einmal der Löwe in den Wald zu jagen gegangen war, bestieg Heinrich sein Fahrzeug und stieß vom Ufer ab. Der Löwe aber, welcher zurückkehrte und seinen Herrn nicht mehr fand, kam zum Gestade und erblickte ihn aus weiter Ferne; alsobald sprang er in die Wogen und schwamm so lange, bis er auf dem Floß bei dem Herzog war, zu dessen Füßen er sich ruhig niederlegte. Hierauf fuhren sie eine Zeit lang auf den Meereswellen; bald überkam sie Hunger und Elend. Der Held betete und wachte, hatte Tag und Nacht keine Ruh; da erschien ihm der böse Teufel und sprach: „Herzog, ich bringe dir Botschaft; du schwebst hier in Pein und Not auf dem offenen Meere, und daheim zu Braunschweig ist lauter Freude und Wonne; heute an diesem Abend hält ein Fürst aus fremden Landen Hochzeit mit deinem Weibe, denn die gesetzten sieben Jahre seit deiner Ausfahrt sind verstrichen.“ Traurig versetzte Heinrich, das möge wahr sein, doch wolle er sich zu Gott lenken, der alles

wohl mache. „Du redest noch viel von Gott," sprach der Versucher, „der hilft dir nicht aus diesen Wasserwogen; ich aber will dich noch heute zu deiner Gemahlin führen, wofern du mein sein willst." Sie hatten ein lang Gespräche; der Herr wollte sein Gelübde gegen Gott nicht brechen; da schlug ihm der Teufel vor, er wolle ihn ohne Schaden samt dem Löwen noch diesen Abend auf den Giersberg vor Braunschweig tragen und hinlegen, da solle er seiner warten; finde er ihn nach der Zurückkunft schlafend, so sei er ihm und seinem Reiche verfallen. Der Herzog, welcher von heißer Sehnsucht nach seiner geliebten Gemahlin gequält wurde, ging dieses ein und hoffte auf des Himmels Beistand wider alle Künste des Bösen. Alsbald ergriff ihn der Teufel, führte ihn schnell durch die Lüfte bis vor Braunschweig, legte ihn auf den Giersberg nieder und rief: „Nun wache, Herr! ich kehre bald wieder." Heinrich aber war aufs höchste ermüdet, und der Schlaf setzte ihm mächtig zu. Nun fuhr der Teufel zurück und wollte den Löwen, wie er verheißen hatte, auch abholen. Es währte nicht lange, so kam er mit dem treuen Tiere daher geflogen. Als nun der Teufel, noch aus der Luft herunter, den Herzog in Müdigkeit versenkt auf dem Giersberge ruhen sah, freute er sich schon im voraus; allein der Löwe, der seinen Herrn für tot hielt, hub laut zu schreien an, daß Heinrich in demselben Augenblick erwachte. Der böse Feind sah nun sein Spiel verloren und bereute es zu spät, das wilde Tier herbeigeholt zu haben; er warf den Löwen aus der Luft herab zu Boden, daß es krachte. Der Löwe kam glücklich auf den Berg zu seinem Herrn, welcher Gott dankte und sich aufrichtete, um, weil es Abend werden wollte, hinab in die Stadt Braunschweig zu gehen. Nach der Burg war sein Gang, und der Löwe folgte ihm immer nach, großes Getöne scholl ihm entgegen. Er wollte in das Fürstenhaus treten, da wiesen ihn die Diener zurück. „Was heißt das Getön und Pfeifen?" rief Heinrich aus, „sollte doch wahr sein, was mir der Teufel gesagt? Und ist ein fremder Herr in diesem Haus?" „Kein fremder," antwortete man ihm, „denn er ist unserer gnädigen Frau verlobt und bekommt heute das Braunschweiger Land." „So bitte ich," sagte der Herzog, „die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz ist mir ganz matt." Da lief einer von den Leuten hinauf zu der Fürstin und hinterbrachte, daß ein fremder Gast, dem

ein Löwe mitfolge, um einen Trunk Wein bitten lasse. Die Herzogin verwunderte sich, füllte ihm ein Geschirr mit Wein und sandte es dem Pilgrim. „Wer magst du wohl sein," sprach der Diener, „daß du von diesem edlen Wein zu trinken begehrst, den man allein der Herzogin einschenkt?" Der Pilgrim trank, nahm seinen goldenen Ring und warf ihn in den Becher, und hieß diesen der Braut zurücktragen. Als sie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geschnitten war, erbleichte sie, stand eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu schauen. Sie ward des Herrn inne, der da mit dem Löwen saß; darauf ließ sie ihn in den Saal entbieten und fragen, wie er zu dem Ringe gekommen wäre, und warum er ihn in den Becher gelegt hätte. „Von keinem hab' ich ihn bekommen, sondern ihn selbst genommen, es sind nun länger als sieben Jahre; und den Ring hab' ich hingelegt, wo er billig hingehört." Als man der Herzogin diese Antwort hinterbrachte, schaute sie den Fremden an und fiel vor Freuden zur Erden, weil sie ihren geliebten Gemahl erkannte; sie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entstand große Freude im ganzen Saal; Herzog Heinrich setzte sich zu seiner Gemahlin an den Tisch; dem jungen Bräutigam aber wurde ein schönes Fräulein aus Franken angetraut. Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in seinem Reich; als er in hohem Alter verstarb, legte sich der Löwe auf des Herren Grab und wich nicht davon, bis er auch verschied. Das Tier liegt auf der Burg begraben, und seiner Treue zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

---

## 55. Der Gemsjäger.

Jakob und Wilhelm Grimm, Deutsche Sagen.

Ein Gemsjäger stieg auf und kam zu dem Felsgrat, und indem er immer weiter empor klomm, weiter, als er je vorher gelangt war, stand plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der sprach zornig: „Warum erlegst du mir schon lange meine Gemsen und lässest mir nicht meine Herde? Jetzt sollst du's mit deinem Blute teuer bezahlen!"

Der Jäger erbleichte und wäre bald hinabgestürzt, doch faßte er sich noch und bat den Zwerg um Verzeihung; denn er habe nicht gewußt, daß ihm diese Gemsen gehörten. Der Zwerg sprach: „Gut, aber laß dich hier nicht wieder blicken, so verheiß' ich dir, daß du jeden siebenten Tag, morgens früh, vor deiner Hütte ein geschlachtetes Gemstier hangen finden sollst; aber hüte dich und schone mir die andern." Der Zwerg verschwand, und der Jäger ging nachdenklich heim, und die ruhige Lebensart behagte ihm wenig. Am siebenten Morgen hing eine fette Gemse in den Ästen eines Baumes vor seiner Hütte, davon zehrte er ganz vergnügt, und die nächste Woche ging's ebenso und dauerte ein paar Monate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger seiner Faulheit, und er wollte lieber seine Gemsen jagen, möge erfolgen, was da werde, als sich den Braten zutragen lassen. Da stieg er auf, und nicht lange, so erblickte er einen stolzen Leitbock, legte an und zielte. Und als ihm nirgends der böse Zwerg erschien, wollte er eben losdrücken, da war der Zwerg hinterhergeschlichen und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerschmettert in den Abgrund sank.

---

## 56. Der Segen des Vaters und der Mutter.

Wilhelm Grimm.

In den heißen Sommermonaten verließ ich die große Stadt und gelangte, als der Tag sich neigte, zu einem einsamen, am Fuß des Gebirges gelegenen Ort, wo ich zu verweilen beschloß. Welch ein Unterschied! Statt der drückenden Luft der glühenden Straßen wehte mich der frische, kühlende Atem der harzigen Fichtenbäume an; statt des Gerassels und Lärmens der Wagen eine friedliche Stille und Ruhe, und die Sonne schien beim Untergange mit ganz anderer Lust die Wipfel der Bäume zu vergolden, als die hohen Schornsteine der Maschinenfabrik.

Ich erhielt in einem reinlichen Haus ein hübsches Zimmer und eine Kammer, deren Fenster mit Weinlaub fast zugedeckt war. Bald war ich eingewohnt, und wenn ich am frühen Morgen herausblickte,

sah ich den Eigentümer des Hauses schon in seinem Garten beschäftigt. Es war ein Greis mit weißen Haaren, der alles langsam und bedächtig that. Er pflanzte Salat und grünen Kohl, band die Sträucher fest und begoß Blumen und Kräuter. „Ich hatte schon Vorteil von Ihnen," sagte er; „Sie haben ein Thermometer ausgehängt, danach sehe ich gleich, wenn ich in der Frühe komme, und weiß dann, ob ich viel oder wenig begießen muß." „Es ist wohl ein guter Boden?" fragte ich. „Ach ja, für die Pflanzen, aber nicht für die Bäume. Es liegt unten Felsen; wenn die Hauptwurzel darauf stößt, so hört das Wachstum auf, und sie fangen an langsam abzusterben. Es ist wie mit den Menschen, wenn es mit ihnen bergab geht." — Er that den ganzen Tag nichts, als daß er den Garten besorgte. Dieser war von mäßiger Größe, umfaßte das Haus von beiden Seiten, vereinigte sich unten und streckte sich bis zu dem Bach, der von dem Berge über Granitblöcke krystallklar vorbeisprang. Auf der einen Seite standen Obstbäume, und ein Walnußbaum breitete seine Äste über die Landstraße, an der das Haus lag. Auf der andern Seite war ein Küchengarten. Nie habe ich einen solchen gesehen; er war in guter Ordnung, das heißt wohl gehalten, aber zugleich in größter Unordnung. Alles stand da dicht gedrängt untereinander: Bohnen, Erbsen, Rüben, Grünkraut, russisches Korn, Salat, Gurken, Zwiebeln, ich kann nicht alles nennen. Nur ein Pfad in der Mitte und zwei Lauben an beiden Seiten, eine von Baumrinden, die andere von spanischem Flieder. Stachelbeersträucher verengten noch den schmalen Pfad, und wo außerdem ein Plätzchen übrig war, standen Blumen aller Art, hochstämmige Rosenbäume, Levkojen, Lilien, bis zu den Orangen-, Lorbeer- und Myrtenbäumen, Stiefmütterchen, die jetzt in Gunst stehen, von allen Farben. „Da ist auch ein seltenes, fast ganz schwarzes," sagte er, „das ich erst aus der Stadt erhalten habe." Der Garten sah aus, wie auf dem Jahrmarkt eine große Krämerbude, wo alles nebeneinander aufgestellt ist, um viele Käufer herbeizulocken.

Der Mann war allzeit freundlich, grüßte und erzählte gerne. „Das treibe ich nun seit langen Jahren. Das Haus habe ich meiner Tochter und ihrem Mann gegeben und nur oben ein Stübchen für mich behalten; die Enkel pflegen mich, wie man einen alten Mann

pflegen muß. Was in dem Garten steht, verkaufe ich alles; die Leute wissen, was ich habe, und daß sie auch für wenig Geld etwas bekommen, Salat und Kraut für ein paar Pfennige. Wenn eine Hochzeit gefeiert wird oder eine Kindtaufe, so holen sie die Blumen bei mir. Ich bin sparsam und brauche wenig; mit der Zeit kommt etwas zusammen, und was ich erübrige, das thue ich in ein leinen Säckchen. Nach meinem Tode werden es die Kinder in meiner Lade finden, und ich freue mich schon jetzt darüber, daß es ihnen einmal, wenn harte Zeiten kommen, aus der Not helfen wird."

Auf derselben Landstraße etwas weiter hinauf stand eine ärmliche, sichtbar in Verfall geratene Hütte. Sie gehörte einer schon ziemlich bejahrten Witwe, die ich öfter abends nach Hause kommen sah. Sie schien stets etwas auf dem Arm zu tragen, das sie auf den Hof nebenan legte, bevor sie zur Thür einging. Ich begegnete ihr einmal und redete sie an. „Wir haben ein kleines Feld," sagte sie, „von dessen Früchten wir viere leben, ich und meine drei Söhne. Es stehen Kartoffeln darauf, Bohnen und Rüben und ein wenig Flachs. Das Feld zu bestellen, ist meine Arbeit. Ich gehe hinaus, wenn ich das Hauswesen besorgt, das Essen gekocht und die vier Hühner auf dem Hofe gefüttert. Die drei Söhne suchen Arbeit und verdienen so viel, daß wir notdürftig davon leben können. Wir leiden keinen Hunger und tragen keine zerrissenen Kleider, aber wir müssen sparsam sein. Wenn ich Kaffee koche statt des Essens, so werden die Bohnen gezählt, die in die gebrannte Gerste kommen, für jeden Sohn sechs und für mich, weil ich eine alte Frau bin, acht." „Aber was tragt ihr da auf dem Arm?" „Ach, Herr," sagte sie und reichte mir einen Stein, „seht, wie schön ist der Stein, viereckig und glatt von allen Seiten," als wäre er behauen. Wenn ich einen solchen auf dem Acker ausgrabe oder an dem Wege finde oder in dem Waldbach liegen sehe, so hebe ich ihn auf und trage ihn auf unsern Hof, wo schon viel der Art aufeinander liegen." „Aber was wollt ihr damit anfangen?" „Das will ich euch sagen. Unsere Hütte verfällt, und wir sind nicht imstande, sie wieder aufzurichten. So lange ich lebe, verlassen mich meine Söhne nicht; aber wenn ich tot bin, können sie ins Ausland gehen. In der Erntezeit werden die Schnitter in Holland gut bezahlt, und sie können sich genug verdienen, um das

Haus herzustellen. Sie haben dann keinen Steinmetzen nötig, der ihnen die Steine zurichtet; und wenn sie die, welche ich zusammengetragen habe, aufeinanderlegen, so denken sie, die Mutter hilft und baut uns das Haus auf."

---

## 57. Ein gutes Rezept.

Johann Peter Hebel.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser sei, und dachte: „Ich will's versuchen." „Gnädiger Herr," sagte er, „wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: „Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln." „Thut's ein Käsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?" fragt' ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße, und wo sie wohne, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und

sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verschreiben,“ und sie sagte ihm, wo des Büblein's Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim komme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und hab' ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten steht: Joseph, wenn ihr den kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich euch nicht verschreiben können.“ Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arzenei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme.

---

## 58. König Friedrich und sein Nachbar.

Johann Peter Hebel.

Der König Friedrich von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Wasser in die Räder schießen

und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs stellten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?“ Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift,“ sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht nebeneinander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlößlein?“ Der Müller sagte: „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Herr Nachbar?“ Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr eure Mühle?“ Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so habt auch ihr nicht so viel Geld, daß ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil.“ Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin,“ sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“ Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse eure Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!“ Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre;“ nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar, und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

---

## 59. Alles zum Guten.

Johann Gottfried von Herder.

Immer gewöhne sich der Mensch zu denken: „Was Gott schickt, ist gut, es dünke mir gut oder böse."

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; niemand wollte sie ihm öffnen. Hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „Was Gott schickt, ist gut," und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Unsicherheit willen in derselben Gegend. Aber ein Sturm entstand und löschte sein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „Was Gott schickt, ist gut." Er erwartete ruhig die Morgenröte.

Als er ans Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schar Räuber war eingefallen und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen geführt oder getötet. Er war verschont. Sagte ich nicht, sprach er, daß alles, was Gott schickt, gut sei? Nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas des Abends versagte.

---

## 60. Drei Freunde.

Johann Gottfried von Herder.

Ein Mann hatte drei Freunde; zwei derselben liebte er sehr, der dritte war ihm gleichgiltig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet."

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne, wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den

er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte. —

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters, sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

---

## 61. Friedrich der Große und Zieten.

W. O. von Horn.

Der König blieb oft an der Tafel, nachdem abgespeist war, sitzen und ließ sich dann gerne gehn und plauderte von Kriegsereignissen und seinen Schlachten; dabei war er höchst lebendig in der Darstellung. So erzählte er eines Tages von einem Kampfe bei einem nächtlichen feindlichen Überfalle und schilderte alles bis in die kleinsten Nebenumstände mit der größten Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit, ließ aber dabei seiner Einbildungskraft den Zügel mehr schießen, als dies die strenge Wahrheit gutheißen konnte.

Zieten, der alte Kriegsheld, saß dabei. Er war gerade bei diesem Kampfe besonders beteiligt gewesen, und sein Gedächtnis war hier getreuer als das des Königs. „Halten Eure Majestät zu Gnaden," hob der alte, ehrwürdige Held an, „so ist die Sache nicht gewesen, sie trug sich ganz anders zu."

„Nun, so erzähl' Er mal!" sagte der König, nicht ohne ein wenig gereizt zu sein. Zieten erzählte die Sache, wie er sie erlebt hatte und wußte. Unwillig rief der König: „Das ist nicht wahr! Will Er's besser wissen als ich?" —

„In diesem Falle, ja, Eure Majestät," sagte Zieten fest und mit männlichem Ernst; „denn ich selbst habe den Überfall erlitten

und den Kampf ausgeführt! Da sehe ich eben im Nebenzimmer den wachehabenden Wachtmeister Krüger von meinem Regimente," fuhr Zieten fort; „der hat bei dieser Gelegenheit an meiner Seite brav gefochten. Wollen Eure Majestät mir nicht glauben, so gestatten Sie, daß Krüger, der nicht weiß, wovon eben die Rede ist, herantreten und die Sache erzählen darf!"

„Gut," sagte der König ärgerlich, „dann wird Er's hören!" Mit festem Tritt und kühnem Blick und echt soldatischer Haltung trat der von Zieten herbeibefohlene alte Wachtmeister vor seinen König. Der König betrachtete ihn mit Wohlgefallen, und sein Unmut über Zietens Berichtigung seiner Darstellung war im Schwinden. Keine Furcht war in den Zügen des tapferen Husaren zu bemerken. Er stand ja vor „Papa Fritz," wie die alten Soldaten den König nannten, und vor dem hatte er ja schon mehr als einmal gestanden.

„Höre, Krüger," hob der König freundlich an, „hast du jenes nächtliche Gefecht (er nannte dabei Ort und Zeit) mitgemacht?"

„Ja, Papa," erwiderte Krüger.

„So erzähl's mal!" befahl der König.

Krüger erzählte weitläufig die Geschichte, aber aufs Haar so wie Zieten. Der König sah ihn jetzt verdrießlich an und rief ärgerlich: „Krüger, du lügst!"

Der Husar zuckte zusammen bei diesem derben Vorwurf, und Feuer blitzte aus seinen Augen; aber das erlosch schnell und machte einem verschmitzten Zuge Platz; denn er hatte schon, während er da stand, mit einem gebratenen Fasan geliebäugelt, der unangetastet, gar appetitlich auf der silbernen Schüssel lag. Rasch trat er einen Schritt näher, ergriff eine Gabel, stach kräftig in den Fasan, hob ihn in die Höhe und sagte: „Wenn ich nicht die volle Wahrheit gesagt habe, so will ich meinen Tod an diesem Fasan essen!" Und mit diesen Worten machte er Kehrt und marschierte, seinen eroberten Fasan auf der Gabel hoch emporhaltend, ab.

Ein lautes Gelächter erscholl an der ganzen Tafel. Der König lachte aus Herzensgrunde mit, rief dann den Diener und befahl, dem Wachtmeister Krüger zu seinem Fasan eine Flasche Wein und Kuchen von der Tafel zu bringen und setzte hinzu: „So kenne ich sie, die guten, alten, braven Jungen." Und an Zieten sich wendend,

sagte er: „Nun Zieten, eine Prise!“ Er reichte ihm, was er höchst selten zu thun pflegte, die Dose hin, und von der Geschichte fiel kein Wort mehr.

---

## 62. Wie Hildebrand mit seinem Sohne Hadebrand kämpfte.

Karl Heinrich Keck.

Als Meister Hildebrand mit König Dietrich nach langem Aufenthalt bei König Etzel von Hunnenland in seine sonnige Heimat zurückgekehrt war, ritt er eines Morgens früh gen Bern, um seinen Sohn Hadebrand zu finden und dessen Treue gegen Dietrich zu erproben. Wohlgemut ritt er dahin. Das Herz war ihm freudig bewegt von der Hoffnung auf Wiedersehen mit seinem Sohn und auf Einführung seines Herrn in seinen rechtmäßigen Besitz. Er pfiff ein fröhliches Lied, und wenn er im Sattel sich erhob, lachte er im Vollgefühl seiner Kraft.

„Wenn mein Sohn,“ sagte er halblaut, „nur recht in die Art der Wölfinge eingeschlagen ist, daß auch er einst als greiser Mann sich so jugendlich fühlt! Aber er ist unter der Obhut seiner einsamen Mutter aufgewachsen, sie hat ihn vielleicht verzärtelt, daß er im Waffenwerk ein Stümper ist.“ Dann aber gedachte er der Kunde, die zu ihm gedrungen war, daß Hadebrand der größte und tapferste Held diesseits der Berge sei, und ihm klopfte das Herz wieder vor freudiger Erwartung.

Die Wege waren ihm noch alle kund aus früheren Zeiten, und so gelangte er noch vor Abend in die Nähe von Bern. Schon sah er die Türme der Burg, und er spornte sein Roß zu schnellerem Trabe. Da begegnete ihm ein junger, stattlicher Reiter auf weißem Rosse; der Mann hatte lockiges, hellblondes Haar und saß vornehm und mit untadeligem Anstand im Sattel; auf seinem Schilde war Bern mit seinen Türmen abgebildet. Sollte das nicht Hadebrand sein? Dem Alten trieb die Freude das Blut in die Wangen, und rasch sprengte er auf den ihm entgegenkommenden Reiter zu. Aber dieser, der einen Überfall vermutete, legte rasch seinen Speer ein, und er hätte Hildebrand getroffen, wenn der nicht sein Pferd herumgerissen hätte, ihm auszuweichen. „Wer bist du, und was willst du?“

rief heftig der junge Mann. Hildebrand entgegnete: „Ich komme aus Hunnenland, aber in friedlicher Absicht. Ich wollte dir nichts Arges thun. Aber sage mir, wer du bist oder von welcher Herkunft? Wenn du mir nur einen deiner Ahnen nennst, die andern weiß ich. Kund sind mir in diesem Königreich alle Helden." Stolz antwortete der Jüngere: „Ich heiße Hadebrand und gebiete über Bern; mein Vater, sagt man, hat Hildebrand geheißen. Aber ich habe ihn nie gekannt, früh zog er vor Ermanrichs Zorn mit Dietrich ins Elend. Hilflos ließ er daheim sein Weib und seinen unerwachsenen Sohn. Dem König Dietrich war er der teuerste Degen, kund war er allen kühnen Mannen. Aber jetzt ist er lange dahin, auf öder Walstatt liegt er gebettet." Da rief Hildebrand freudig: „Allvater im Himmel weiß es, daß er noch lebt. Wolltest du mit mir kämpfen, so würde dein Speer nie einen näher verwandten Mann treffen." Und er wand einen Goldreif vom Arm und rief: „Mein Sohn, nimm hier diese Huldgabe von mir, ich bin Hildebrand, dein Vater." Und wiederum spornte er sein Roß, um an Hadebrand heranzukommen, aber dieser rief drohend, indem er nochmals den Speer einlegte: „Von Fremden soll man mit Speeren Gabe empfangen, Schärfe gegen Schärfe. Du willst mich mit Worten locken, alter Hunne, willst mich mit deinem Schwerte treffen. In Trug bist du alt geworden. Von meinem Vater haben mir schon lange Seefahrende gesagt, die übers Meer von Osten kamen, daß ihn der Krieg hinwegnahm. Tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn." Da ward auch der Meister zornig, und er rief aus: „Waltender Allvater, nun erfüllt sich Wehgeschick. Stets gehörte ich zu den tapfersten Kriegern, aber in keinem der Kämpfe fiel ich: nun soll mich mit dem Schwerte das eigene Kind erschlagen oder ich sein Mörder werden. Denn ein Feigling wär' ich, wenn ich dir nun noch den Kampf weigerte, da dich es gelüstet. Wenn deine Kraft langt, so gewinne dir die Rüstung dieses Greises, aber ich denke, der Vater wird dem Sohne noch beweisen, daß er Zucht üben kann."

Mit diesem Worte legte auch er den Speer ein, und Vater und Sohn rannten aufeinander los. Aber die eschenen Lanzen beider zersplitterten an den vorgehaltenen Schilden. Hildebrand, wie zornig er auch war, freute sich des kraftvollen Stoßes, den sein Sohn ge-

führt hatte, und daß er im Sattel sich behauptete. Nun sprangen beide, der Alte und der Junge, mit gleicher Gewandtheit von den Rossen und zogen ihre Schwerter, und es kam zu einem harten Kampfe. Hildebrand hielt zwar anfangs mit seinem Balmung zurück und suchte sich nur wider die Hiebe seines Gegners zu decken; denn er wollte ihn nicht verwunden, falls er es vermeiden könnte. Hadebrand aber drang mit so grimmigen Schlägen und solcher Hitze auf ihn ein, daß auch er zuletzt in Eifer geriet und die Hiebe erwiderte.

Endlich erlahmte die Kraft Hadebrands, und er wich zurück, um auf seinen Schildrand sich zu stützen und auszuruhen; auch Hildebrand senkte sein Schwert, obwohl er die Rast nicht nötig gehabt hätte. Wie sehr er auch vom Kampf erregt war, schaute er jetzt doch mit wohlgefälligem Lächeln auf seinen Sohn, dessen Tapferkeit und Mannhaftigkeit er bewunderte. „Man merkt dir nicht an," sagte er, „daß du deinen Vater nie gekannt hast; deine Mutter hat dich gute Schläge gelehrt, du bist im Waffenwerk wohl erzogen." Doch Hadebrand rief dagegen: „Was sprichst du mir von Wohlerzogenheit? Sollt' ich von Weibern lernen, das wäre mir Schande. Nun schau, du alter Graukopf, welche Streiche mich gute Helden gelehrt haben." Und damit sprang er wieder auf seinen Gegner ein, und es rasselten die Schwerter auf den Schilden, daß die Funken davon stoben.

Lange dauerte dieser neue Kampf, bis der Alte die Gelegenheit ersah, mit der flachen Seite des Balmung seinem Sohne einen Hieb auf den rechten Arm zu geben, daß diesem das Schwert entfiel. Da stürzte sich Hildebrand auf ihn, umfaßte ihn in der Mitte und schleuderte ihn hin ins grüne Gras. Dann kniete er ihm auf die Brust nieder und sagte: „Wer sich an alten Kesseln reibt, empfängt gerne den Rahm, so geschieht dir jungem jetzt von mir altem Mann. Nun sprich, ob du dich als überwunden bekennst; sonst mußt du zur Stelle dein Leben lassen." Vergeblich mühte sich Hadebrand, dem eisernen Druck sich zu entziehen; dann rief er trotzig: „Stoße nur zu! Um mein Leben sorge ich fortan nicht mehr, wenn eine so alte Graugans mich überwunden haben soll."

Da lachte der alte Hildebrand und sprach: „Nun hast du gefühlt, daß der Vater noch Zucht am Sohne zu üben vermag; aber jetzt steh

auf, ich will dir beweisen, daß ich dein Vater bin.“ Und beide erhoben sich, der Alte mit heiterem, der Junge mit finsterem Angesicht. Jener aber sagte: „Nun laß es dich nicht reuen, daß dein Vater dich niedergeworfen hat. Ich weiß es, die Sage von meinem Tod war weit verbreitet, als ich einst, da ich für Etzel stritt, auf der Walstatt bewußtlos liegen geblieben war. Aber sieh hier den Fingerring. Gleicht er nicht genau dem Ringe, den du oft an der Hand deiner Mutter gesehen hast? Da sieh das eingegrabene Zeichen der Wölfinge.“ Und Hadebrand prüfte genau den Reifen, dann aber warf er sich plötzlich an die Brust des Alten und rief schluchzend aus: „Mein Vater, mein Vater! Kannst du mir verzeihen, daß ich deinem Worte nicht geglaubt, und daß ich gegen dich gekämpft habe?“ Hildebrand aber küßte mit inbrünstiger Liebe seinen Sohn und sagte: „Laß gut sein. Ich habe dich als tapferen Helden kennen gelernt, und das freut mich. Dein Mißtrauen gegen mich zeugte von Vorsicht. Nur hättest du nicht gar so hitzig zum Kampf zu sein brauchen.“

Und nun erzählte Hildebrand seinem Sohne von Dietrichs Heimkehr. Da rief Hadebrand fröhlich aus: „Des sei der Allvater im Himmel gelobt! Nun wird alles gut werden. Vor wenigen Tagen hab' ich Boten zu ihm ins Hunnenland geschickt, um ihn zur Rückkehr einzuladen und den Kampf gegen den Verräter Sibich zu unternehmen. Aber wohl uns, daß er meinen Boten zuvorgekommen ist!“

Darauf fragte Hildebrand nach seiner Gemahlin Ute, ob sie gesund sei, und wo sie weile; vor allem wollte er sein treues Weib jetzt nach so langer Trennung begrüßen. Hadebrand erwiderte heiter: „Sie weilt bei mir in meiner Burg zu Bern. Wie wird sie jubeln, wenn sie dich wiedersieht! Sie hat die Nachricht von deinem Tode nie geglaubt; trotz allem hat sie täglich und stündlich während all der langen Jahre auf deine Wiederkehr gehofft. Aber sie ist gealtert wie du, auch ihr Haar bleicht schon.“

Sie ritten nun fröhlich miteinander in Bern hinein. Es dunkelte schon, als sie der Burg nahten. Da raunte Hadebrand seinem Vater zu, indem sein Auge schalkhaft blitzte: „Wenn du nun mit der Mutter zusammentriffst, so gieb dich nicht sogleich zu erkennen. Ich bringe dich heim, als wärst du mein Gefangener. Sitzest du dann oben am Tische, wird sie staunen, daß ich einem Gefangenen

solche Ehre erweise; aber sie wird so auf die Wiedererkennung vorbereitet. Das wird für sie heilsam, für uns aber lustig sein.“ Gern willigte der Alte in diesen Scherz.

Sie betraten miteinander die Halle, die vom flackernden Herdfeuer erhellt war. Frau Ute erwartete bereits ihren Sohn. Auf dem Hochsitz dampften die zum Mahl einladenden Schüsseln. Fröhlich sagte Hadebrand: „Hier bring' ich dir einen Gefangenen, liebe Mutter. Er hätte mich auf der Heide beinahe erschlagen, aber ich habe dir meine Rettung zu verdanken, du hast mich in meiner Jugend sorglich in Stoß und Sprung unterweisen lassen. Nun bin ich meines Sieges so froh, daß ich den hungrigen alten Mann gerne als Gast beherberge und auf unserem Hochsitz ihn letze.“ Fragend blickte Frau Ute bald ihren Sohn an, bald den fremden Mann, sie wußte sich den Widerspruch in Hadebrands Worten nicht zu deuten. Sie begrüßte den Gast höflich aber gemessen; sobald sich aber eine schickliche Gelegenheit gab, flüsterte sie ihrem Sohne zu: „Erweisest du nicht einem gefangenen Mann zu viel Ehre, wenn du ihn oben an den Tisch setzest?“ Doch Hadebrand lächelte und führte an der Rechten die Mutter, an der Linken den Vater auf den Hochsitz, während die Mannen im Saale sich an den andern Tischen reihten.

Noch hatte Hildebrand kein Wort gesprochen, er wollte sich durch die Stimme nicht verraten. Aber während sie aßen, blickte Frau Ute ihn oft forschend und mit Spannung an; es war ihr immer, als hätte sie diesen Mann mit den blitzenden Augen in ihrer Jugend gekannt. Mit innerlicher Freude streifte Hildebrands Blick sie flüchtig; ihre edlen Züge trugen wohl Spuren des Alters, aber er erkannte doch mit Wonne darin die jugendliche Gattin wieder, nach der er sich so viele Jahre gesehnt hatte. Dennoch war keine Aufregung in seinem Gesicht wahrzunehmen. Er bemeisterte seine Gefühle, um das seinem Sohn gegebene Versprechen zu erfüllen, und keine Miene, kein Zucken des Auges verriet die Freude, die ihn mächtig bewegte.

Nachdem der Hunger gestillt war, füllte Frau Ute einen Becher mit Wein, trat damit vor Hildebrand hin und sprach: „Mit diesem Trunke heiß' ich dich willkommen, du seltsamer Gast. Noch hab' ich kein Wort von dir gehört, aber meines Sohnes Gesinnung gegen

dich genügt mir, um dich zu ehren und gern zu bewirten. Mögest du dich wohl fühlen in der Burg zu Bern!" Nach diesen Worten nippte sie an dem Becher und reichte ihn dem Alten hin. Dieser erhob sich schweigend, verneigte sich und trank in einem Zuge den dargebotenen Wein. Dann aber klirrte es, indem er den silbernen Becher an Frau Ute zurückgab, als ob Gold darin niederglitte. Neugierig schaute die Wirtin hinein; mit Befremden nahm sie einen goldnen Ring vom Boden, dann aber, als sie ihn im Scheine des Feuers genau betrachtet hatte, schrie sie laut auf und erbleichte. „Woher," rief sie bebend, „hast du diesen Ring, du wunderbarer Mann?" Hildebrand erwiderte: „Den Ring sendet dir, edle Frau, dein Gemahl zum Wahrzeichen seiner baldigen Heimkehr."

Beim Klang seiner Stimme zuckte Frau Ute zusammen; dann aber trat sie nahe an ihn heran und sah ihm prüfend ins Auge. Die innigste Liebe leuchtete ihr daraus entgegen. Da sank sie ihm weinend in die Arme, und die beiden Gatten, die einander so viele Jahre fern gewesen waren, hielten sich lange umschlungen.

---

## 63. Der preußische Husar nach der Schlacht bei Jena.

Heinrich von Kleist.

In einem bei Jena liegenden Dorfe erzählte mir der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht bei Jena, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären, wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der That waren. Dieser Kerl, sprach der Wirt, sprengte, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: „Herr Wirt!" und da ich fragte: „Was giebt's?" — „Ein Glas Branntwein!" antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft, „mich dürstet." „Gott im Himmel!" sag' ich und „will Er machen, Freund, daß Er

wegkommt! Die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf!" — „Ei was!" spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt, „ich habe den ganzen Tag nichts genossen." — „Nun Er ist, glaub' ich, vom Satan besessen. He, Lise!" rief ich und schaff' ihm eine Flasche Danziger herbei und sage: „Da!" und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. „Ach was!" spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt, „wo soll ich mit dem Quark hin?" Und „schenk Er ein!" spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet, „denn ich habe keine Zeit." — „Nun, Er ist ein Kind des Todes!" sage ich. „Da," sag' ich, und schenk' ihm ein, „da, trink' Er und reit' Er. Wohl mag's Ihm bekommen!" — „Noch eins!" spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: „Noch eins? Plagt Ihn —?" — „Noch eins!" spricht er und streckt mir das Glas hin, „und gut gemessen!" spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt; „denn es wird bar bezahlt." — „Ei, mein Seel'! so wollt' ich doch, daß ihr — da!" sage ich, und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: „Ist Er nun zufrieden?" — „Ach," schüttelt sich der Kerl, „der Schnaps ist gut! Na," spricht er und setzt sich den Hut auf, „was bin ich schuldig?" — „Nichts, nichts," versetz' ich, „pack' Er sich in' s Teufels Namen! Die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf!" — „Na," sagt er, indem er in seinen Stiefel greift, „so soll's Ihm Gott lohnen." Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: „Schaff' Er mir Feuer!" — „Feuer?" sag' ich, „plagt Ihn —?" — „Feuer, ja!" spricht er, „denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen!" — „Ei, den Kerl reiten Legionen —! He, Lise!" ruf' ich, und während sich der Kerl die Pfeife stopft, schafft das Mädchen ihm Feuer. — „Na," sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angemacht, im Maul, „nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen!" Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. „Ein Mordkerl!" sag' ich, „ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will Er sich in' s Henkers Namen scheren, wo er hingehört? Drei Chasseurs — sieht

Er nicht? — halten ja schon vor dem Thore!" — „Ei was!" spricht er, indem er ausspuckt, und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge, „wenn ihrer zehn wären, ich fürcht' mich nicht!" Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf. „Bassa Manelka!" ruft der Kerl und giebt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein und greift sie an, als ob er das ganze Hohenlohesche Corps hinter sich hätte, dergestalt daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick wider ihre Gewohnheit stutzen, er, mein Seel'! ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt und „Bassa Teremtetem!" ruft, und „Sieht Er, Herr Wirt!" und „Adies!" und „Auf Wiedersehn!" und „Hoho, hoho, hoho!"

So einen Kerl, sprach der Wirt, hab' ich Zeit meines Lebens nicht gesehen!

---

## 64. Roland im Thale Ronceval.

Onno Klopp.

Als der König Karl im Jahre 777 zu Paderborn einen Reichstag hielt, kamen Boten zu ihm von einigen Maurenfürsten aus Spanien und stellten ihm vor, daß Zwietracht das Reich der Araber zerwühle, und daß es ihm deshalb wohl gelingen würde, wenn er die Gelegenheit benutzen wollte, auch dies Reich sich unterthan zu machen. Der König Karl aber war immer begierig, seine Herrschaft zu erweitern, und deshalb bot er die Franken auf zur Heeresfolge nach Spanien. Mit ihm zog auch Roland, nach der Sage einer der wackersten Helden des fränkischen Reiches. Bald unterwarfen sie sich das spanische Land bis an den Ebro und nahmen Saragossa ein. Dies Land wurde die spanische Mark genannt. Auf dem Rückzuge des Heeres führte Roland den Nachtrab. Aber die Bergvölker der Pyrenäen, Basken genannt, umzingelten den Nachtrab und erschlugen alle Franken, mit ihnen auch Roland, im Thale Ronceval. Von diesem Kampfe erzählt die Sage folgendes.

Nachdem der herrliche Kaiser Karl in jenen Tagen ganz Spanien sich unterworfen und zum Glauben an Gott und den Heiland bekehrt hatte, zog er zurück und kam nach Pampelona und ruhte dort einige Tage mit seinem ganzen Heere aus. In Saragossa aber waren damals zwei sarazenische Könige, die Brüder Marsilies und Beligand, die der Sultan von Babylon dahin geschickt hatte. Sie waren dem Kaiser Karl unterthänig geworden und dienten ihm scheinbar gern in allen Stücken. Aber sie meinten es nicht ehrlich mit ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihn. Da schickte der Kaiser ihnen Ganelon zu, der zu den zwölf besten Mannen Karls gehörte, aber Untreue im Herzen trug, und ließ ihnen sagen, daß sie sich taufen lassen oder ihm den Tribut schicken sollten. Sie schickten ihm dreißig Rosse, mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, vierzig Rosse mit dem süßesten und reinsten Weine und ebensoviel auch für die anderen Kämpfer, und tausend schöne Maurinnen. Dem Ganelon aber boten sie zwanzig Rosse, mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, wenn er die Krieger Karls in ihre Hand überliefern wollte. Ganelon willigte darein und empfing den Lohn. Nachdem sie alles wohl miteinander verabredet hatten, kehrte Ganelon zu König Karl zurück, gab ihm die Schätze, welche die maurischen Könige ihrem Oberherrn darbrachten, und sagte dem Könige, daß Marsilies Christ werden wolle und sich schon vorbereite, ins Frankenreich zu Karl zu gehen, um die Taufe zu empfangen, und daß er dann Spanien vom Könige Karl zu Lehen nehmen wolle.

Karl schenkte den Worten Ganelons Glauben und schickte sich an, die Pässe der Pyrenäen zu übersteigen. Ganelon aber gab ihm ferner den Rat, er solle seinem Neffen Roland und dem Grafen Oliver den Nachtrab übergeben, damit diese mit zwanzigtausend Streitern im Thale Ronceval die Wacht hielten, bis Karl und das ganze Frankenheer wohlbehalten hinüber gekommen sei. So geschah es. Während Karl mit Ganelon und dem Erzbischof Turpin und vielen Tausenden der christlichen Streiter die Pässe überstieg, hielten Roland und Oliver mit ihren zwanzigtausend Kriegern treue Wacht. Aber in der Frühe eines Morgens stiegen Marsilies und Beligand mit fünfzigtausend Kriegern von den Hügeln und aus den

Schluchten, wo sie sich auf Ganelons Rat zwei Tage und zwei Nächte lang verborgen gehalten hatten. Sie bildeten zwei Heerhaufen, den einen von zwanzigtausend und den andern von dreißigtausend Kriegern, und als der größere Haufe noch zurück war, griff der kleinere Haufe die Franken sofort im Rücken an. Diese aber wandten sich und kämpften so wacker, daß nach der dritten Stunde auch nicht mehr ein einziger von den zwanzigtausend Mauren am Leben war. Unterdessen aber waren auch die andern herangekommen, und die ermatteten Franken mußten aufs neue gegen sie kämpfen. Da fielen sie vom Größten bis zum Geringsten, einige durch den Speer, andere durch das Schwert, andere durch die Streitaxt und wiederum andere durch Pfeile und Wurfspieße. Darauf zogen sich die Mauren eine Strecke zurück.

Roland aber war noch nicht gefallen, sondern als die Heiden sich entfernt hatten, kehrte er zurück und forschte nach, wie es mit den Seinen stünde. Da erblickte er einen Mauren, der kampfesmüde sich in den Wald geflüchtet hatte und dort ausruhte. Sogleich ergriff ihn Roland und band ihn mit vier starken Stricken an einen Baum, dann stieg er auf eine Anhöhe, um sich nach den Feinden umzusehen, und als er erkannt hatte, daß ihrer viele in der Nähe waren, stieß er in sein gewaltiges Horn, um die Franken zu rufen, welche etwa noch leben und sich verloren haben möchten. Da versammelten sich ungefähr hundert um ihn, und mit diesen stieg er wieder hinab ins Thal Ronceval. Als er zu dem Krieger kam, den er vorher gefesselt hatte, band er ihn los, erhob die entblößte Klinge seines Schwertes über das Haupt des Mauren und sprach zu ihm: „Wenn du jetzt mit mir kommst und mir den Marsilies zeigst, so sollst du das Leben behalten, wenn aber nicht, so mußt du sterben.“ Damals aber kannte Roland den Marsilies noch nicht. So ging denn der Maure voran, und Roland folgte ihm; und jener zeigte ihm bald in der Ferne unter den Reihen der Mauren den Marsilies, der auf einem Rotfuchs saß und seinen runden Schild schwang. Da ließ Roland seinen Gefangenen entweichen; er betete zu Gott und stürzte sich dann mit seiner kleinen Schar auf die Feinde. Einer von diesen kam zu ihm heran, der war größer und stärker als die andern; aber Roland faßte sein Schwert und spaltete ihn mit einem Hiebe

vom Scheitel an, also daß rechts und links vom Pferde ein halber Maure niedersank. Da erfaßte Schrecken die anderen; sie eilten davon und ließen Marsilies mit wenigen Begleitern dort allein im Felde. Roland aber vertraute auf Gott und die Kräfte seines Armes und drang in die Reihen der Mauren gerade auf den Marsilies zu. Der begann zu fliehen; aber Roland erreichte ihn und schlug ihn mit starker Hand, also daß auch er seinen Tod fand.

Aber unterdessen waren die hundert Begleiter Rolands, die vom Frankenheere übrig waren, alle gefallen, und Roland selbst war von einem Speere und außerdem von Steinwürfen hart verletzt, und nur mit Mühe gelang es ihm zu entkommen. König Karl aber war mit seinem Heere schon über die Spitzen der Berge hinüber und wußte nichts von dem, was in seinem Rücken geschah. Da irrte der gewaltige Held Roland, kampfesmüde und tiefbekümmert um den Untergang eines so herrlichen Heeres und so vieler Christen, einsam umher und kam bis an den Fuß des Berges, welchen er nicht mehr zu übersteigen vermochte. Dort stand ein Baum neben einem Marmorstein, der da im Thale Ronceval errichtet war; neben dem sprang Roland vom Pferde und überdachte sein Geschick. Noch hatte er sein Schwert Durendart, das herrliche und leuchtende, von kostbarer Arbeit, scharf zugleich und stark, das nur Rolands Arm mit rechter Kraft schwingen konnte. Den Namen Durendart aber hatte es von seinen harten Schlägen. Dies Schwert zog Roland aus der Scheide, betrachtete es eine Weile, und mit weinenden Augen sprach er alsdann: „O du herrliches, immerdar leuchtendes Schwert, du bist geziert mit einer elfenbeinernen Koppel und mit einem goldenen Kreuze, du trägst den Namen Gottes eingegraben auf deiner Klinge, du bist mit aller Tugend eines Schwertes begabt. Wer aber soll von nun an dich führen im Streite? Die Mauren sind durch dich von meinem Arme gefällt, und so oft ich einen der Ungläubigen niederschlug, gedachte ich dabei an Gott und Christum und an seinen Willen. Nun aber werden die Ungläubigen selbst dich hinwegnehmen, und du wirst ihnen dienen müssen." Als Roland diese Worte sprach, schmerzte es ihn so tief, daß er mit seinem Schwerte Durendart auf den Marmorstein schlug, der da errichtet war. Aber das Schwert spaltete den Stein, und zerbrach doch nicht. Dreimal versuchte es

Roland, aber es wollte ihm nicht gelingen, und Durendart blieb unversehrt.

Alsdann nahm Roland sein Horn und stieß mit Macht hinein, damit die Christen, welche etwa noch aus Furcht vor den Mauren im Walde versteckt wären, sich um ihn sammelten, oder, wenn etwa einige von denen, die das Gebirg bereits überschritten hätten, den Ton vernähmen, daß diese zu ihm kommen, bei seinem nahenden Ende gegenwärtig sein und dann sein Roß und sein Schwert Durendart empfangen möchten. Er stieß aber mit solcher Kraft in das Horn, daß es zersprang, und die Sehnen an seinem Halse zerrissen, und daß König Karl, der schon acht Meilen entfernt war, den gewaltigen Schall vernahm. Da wollte Karl sogleich zurückkehren und ihm Hilfe bringen, aber der schlimme Ganelon, der wohl dachte, was dort geschah, hinderte ihn daran und sprach: „Wolle doch nicht gleich dahin eilen, denn vielleicht ist Roland auf der Jagd und ruft seine Gefährten zusammen; oft stößt er auf diese Weise in das Horn."

Roland aber lag nun auf dem Grase ausgestreckt in heißer Fieberglut und sehnte sich nach einem Trunke Wassers. Da kam ein Franke daher, namens Balduin, und ihn bat Roland um einen Trunk. Balduin suchte lange, aber er fand keine Quelle, und da er zurückkehrte und Roland schon sterbend fand, betete er mit ihm und segnete ihn. Dann aber bestieg er eilends sein Roß und jagte dem fränkischen Heere nach, damit einige wiederkehrten und Rolands Leiche nicht in die Hände der Mauren kommen ließen.

Als Karl die Nachricht vernahm, ward er tief erschüttert und kehrte selbst wieder mit um. Da fand er als den ersten seinen Neffen Roland, der unterdessen, die Arme in Kreuzesgestalt gelegt, allda verschieden war. Der Kaiser und alle Franken jammerten und beklagten bitterlich den Tod des wackern Helden und aller seiner Mannen. Ganelon aber ward des Verrats überwiesen und an die vier wildesten Pferde des fränkischen Heeres gebunden, welche ihn elendiglich zerrissen.

## 65. Aus dem Kriegsleben Friedrichs des Großen.

Franz Kugler.

1.

Als nach dem glänzenden Siege bei Leuthen die einbrechende Nacht die weitere Verfolgung des Feindes und seine gänzliche Vernichtung hinderte, wollte Friedrich dennoch nicht rasten, sondern mit rascher Entschlossenheit die Erfolge des ruhmvollen Tages festhalten. Es lag ihm daran, sich der Brücke zu versichern, welche bei dem Orte Lissa über das Schweidnitzer Wasser führt, damit er am nächsten Morgen ungehindert die Verfolgung fortsetzen könne. Er nahm zu dem Zweck Zieten und einen Trupp Husaren sowie einige Kanonen mit sich und suchte die Straße nach Lissa auf. In einem an der Straße belegenen Kruge ward Licht bemerkt; man pochte und forderte eine Laterne. Der Krüger, der seine Laterne nicht einbüßen wollte, kam selbst; Friedrich gebot ihm, seinen Steigbügel zu fassen und dem Zuge zu leuchten. So erreichte man den Weidendamm von Lissa, während Friedrich den Krüger von den hohen Gästen, die über Nacht bei ihm geherbergt, und von den stolzen Reden, die sie über Preußen geführt, berichten ließ. Alles horchte der treuherzig gemütlichen Erzählung, als plötzlich funfzig bis sechzig Flintenschüsse fielen, die gegen die Laterne gerichtet waren, jedoch nur einige Pferde verwundeten. Es war ein österreichischer Posten, der den Damm bewacht hatte und nun schnell davonlief. Man war nahe vor Lissa; Friedrich sandte schnell einen Adjutanten zur Armee zurück, einige der vordersten Grenadierbataillone herbeizuholen. Bis diese Verstärkung nachkam, ließ er den Weg nach dem offenen Örtchen untersuchen, es ward indes keine weitere Gefahr entdeckt. So rückten sie nun in aller Stille in Lissa ein; die Straßen waren leer, in den Häusern aber rings viel Licht und ein geschäftiges Leben. Einige österreichische Soldaten brachten Strohbündel aus den Häusern; sie wurden ergriffen und berichteten, sie hätten Befehl, das Stroh auf die Brücke zu tragen, die abgebrannt werden sollte.

Inzwischen war man doch des preußischen Besuchs inne geworden. Ein Trupp österreichischer Soldaten hatte sich still gesammelt und fing plötzlich an, stark auf die Preußen zu schießen; als diese un-

gesäumt den Gruß erwiderten, erhob sich im Augenblick aus allen Häusern ein heftiges Feuer. Es entstand eine Verwirrung, alles schrie und kommandierte durcheinander. Friedrich aber sagte gelassen zu seiner Umgebung: „Meine Herren, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid.“ Sogleich ritt er links über die Zugbrücke, welche nach dem herrschaftlichen Schlosse von Lissa führt; seine Adjutanten folgten. Kaum war er vor dem Schloßportale angekommen, als eine Menge von hohen und niedern österreichischen Offizieren, die eben ihre Mahlzeit eingenommen hatten und nun, durch das Schießen erschreckt, ihre Pferde suchten, mit Lichtern in den Händen aus den Zimmern und von den Treppen herabgestürzt kamen. Erstarrt blieben sie stehen, als Friedrich mit seinen Adjutanten ruhig vom Pferde stieg und sie mit den Worten bewillkommnete: „Bon soir, messieurs! Gewiß werden Sie mich hier nicht vermuten. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ Sie waren die Mehrzahl und hätten sich durch einen kühnen Entschluß der Person des Königs bemächtigen können, aber daran dachte in der Bestürzung niemand. Die österreichischen Generale und Stabsoffiziere ergriffen die Lichter und leuchteten ehrfurchtsvoll dem Könige die Treppe hinauf in eines der ersten Zimmer. Hier stellte einer den andern dem Könige vor, der sich mit ihnen in ein freundliches Gespräch einließ. Während dessen fanden sich auf dem Schlosse immer mehr preußische Offiziere ein; endlich war ihre Menge so bedeutend, daß Friedrich verwundert fragte, wo sie denn alle herkämen; und jetzt erst hörte er, daß seine ganze Armee auf dem Wege nach Lissa sei.

Im Eifer des Sieges nämlich waren diese gefolgt, als Friedrich jene Grenadierbataillone auf den Weg nach Lissa beordert hatte. Still und ernst hatten sich die Regimenter aufgemacht; jeder schritt in tiefen Gedanken über den bedeutungsvollen, blutigen Tag vorwärts; der kalte Nachtwind strich schaurig über die Felder, die noch von dem Ächzen der Verwundeten erfüllt waren. Da stimmte ein alter Grenadier aus tiefer Brust das Lied „Nun danket alle Gott“ an; die Feldmusik fiel ein, und bald sang die ganze Armee, mehr als fünfundzwanzigtausend Mann, wie mit einem Munde:

„Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut an uns und aller Enden!“

Die Dunkelheit und die Stille der Nacht, die Schauer des Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritt auf eine Leiche stieß, gaben dem Gesange eine wunderbare Feierlichkeit; selbst die Verwundeten vergaßen ihre Schmerzen, um Anteil an dem allgemeinen, frommen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneute innere Festigkeit belebte die ermüdeten Krieger. Und als man nun das Feuern in Lissa hörte, so wollte es einer dem andern an Schnelligkeit zuvorthun, seinem Könige beizustehen. Alles, was von Feinden in Lissa war, wurde gefangen genommen.

2.

Während des Feldzuges von 1758 war der König eines Tages mit kleinem Gefolge zum Rekognoscieren bis in die Nähe der feindlichen Stellungen vorgeritten; in einem Gebüsche lagen Panduren, die ihre Schüsse auf die kleine Schar richteten. Friedrich hatte dies nicht beachtet, als ihm plötzlich ein Feldjäger zurief, daß in der Nähe, hinter einem Baume versteckt, ein Pandur auf ihn anlege. Friedrich sah sich um, erblickte den zielenden Panduren, hob den Stock, den er stets, auch zu Pferde, trug, in die Höhe und rief ihm mit drohender Stimme zu: „Du, du!" Der Pandur aber nahm erschrocken sein Gewehr vor den Fuß, entblößte sein Haupt und blieb in ehrerbietiger Stellung stehen, bis der König vorübergeritten war.

3.

Nach der mörderischen Schlacht bei Zorndorf, in welcher die Russen unter dem General Fermor aufs Haupt geschlagen worden waren, fiel dem Könige mit der Beute unter andern ein Brief des österreichischen Feldmarschalls Daun an Fermor in die Hände. Daun warnte hierin den russischen General, er möge sich ja nicht auf eine Schlacht mit einem listigen Feinde, den er noch nicht kenne, einlassen; er solle vielmehr zögern, bis Dauns Unternehmungen in Sachsen zu gutem Ende gebracht sein würden. Friedrich schrieb deshalb an den österreichischen Heerführer und meldete ihm den Ausgang der Schlacht mit folgenden Worten: „Sie haben recht gehabt, dem General Fermor zu raten, daß er vor einem listigen Feinde, den Sie besser kennten, auf seiner Hut sein solle. Denn er hat Stich gehalten und ist geschlagen worden."

4.

In der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf waren unter andern zwei junge Offiziere auf eine furchtbare Weise verwundet worden; dem einen war durch eine Kanonenkugel der größte Teil des Armes weggerissen, dem andern war eine Kartätschenladung von gehacktem Eisen ins Gesicht und in den Arm geschossen. Man hatte sie in ein Dorf gebracht, in welchem Friedrich sein Quartier nehmen wollte. Hier erholten sie sich wieder, allein kein Feldchirurg wollte die schweren Wunden verbinden. Der traurige Ausgang der Schlacht war ihnen noch unbekannt, als der König unerwartet des Abends in die Stube trat, wo sie auf der Erde in ihrem Blute lagen. Seine ersten Worte waren: „Kinder, ihr seid wohl schwer verwundet?“ Sie erwiderten: „Ja, Eure Majestät; allein das ist das wenigste! Wenn wir nur wüßten, ob Sie gesiegt hätten; denn wir hatten schon zwei Redouten hinter uns und waren bei der dritten, als das Unglück uns traf.“ Der König sagte: „Ihr habt bewiesen, daß ihr unüberwindlich seid; das übrige ist Zufall. Verliert nicht den Mut, es wird alles, auch ihr werdet besser werden. Hat man euch schon verbunden?“ — „Nein, Eure Majestät“, erwiderten sie, „kein Teufel will uns verbinden.“ Auf der Stelle ward ein Arzt gerufen, dem Friedrich seinen Unwillen zu erkennen gab und befahl, für diese braven Leute alle Sorgfalt aufzuwenden. Der Arzt sah die Wunden, zuckte die Achseln und versicherte, daß hier kein Verbinden helfen könne und alle Kunst vergeblich sei. Der König faßte die jungen Krieger bei der Hand und zeigte sie dem Arzte mit den Worten: „Hier, sehe Er nur, die Leute haben noch kein Fieber! Bei solchem jungen Blut und frischen Herzen pflegt die Natur allezeit ein Wunder zu thun.“ Beide Offiziere wurden in der That gerettet und dienten bis zum Frieden. Friedrich aber, der in jenem Zimmer hatte übernachten wollen, nahm mit einer schlechteren Wohnung vorlieb.

5.

Nach den schweren Ereignissen des Jahres 1760 genoß der König in der Ruhe des Winterquartiers, welches er in Leipzig genommen hatte, eine kurze Zeit der Erholung, in welcher er gern auch unkriegerische Geschäfte pflegte. Eines Tages trat der Marquis d’Ar-

gens, dessen freundschaftliche Gespräche ihm oft die Abendstunden erheiterten, in sein Zimmer und fand ihn am Boden sitzen, vor ihm eine Schüssel mit Frikassee, aus welcher seine Windspiele ihr Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter den Hunden Ordnung hielt und dem kleinen Liebling die besten Bissen zuschob. Der Marquis blieb verwundert stehen und rief aus: „Wie werden sich doch die fünf großen Mächte von Europa, die sich wider den Markgrafen von Brandenburg verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut! Sie werden glauben, er macht einen gefährlichen Plan zum nächsten Feldzug, er sammelt die Einnahmen, um dazu Geld genug zu haben, oder er besorgt die Magazine für Mann und Pferd, oder er knüpft Unterhandlungen an, um seine Feinde zu trennen und sich Verbündete zu verschaffen. Nichts von alledem! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und füttert seine Hunde!"

6.

Endlich war der Friede geschlossen. Der König hatte sein Land, das damals kaum mehr als fünf Millionen Menschen zählte, fast gegen das ganze verbündete Europa verteidigt und keinen Fuß breit seines Gebietes verloren. Eine Kraft des Geistes, eine Standhaftigkeit des Gemütes, ein ausdauerndes Heldentum hatte sich in ihm offenbart, woran das deutsche Volk sich aufrichtete und begeisterte; die zahllosen Opfer der blutigen Schlachten waren nicht vergeblich gewesen. Friedrich aber, wenn er auch die Bedeutung des Krieges in seinem Innern ahnen mochte, konnte doch nicht mit derselben Freudigkeit, wie nach den Kriegen seiner jüngeren Zeit, heimkehren. Die sieben Jahre voll rastloser Anspannung, voll Not und Mühe, hatten ihn vor der Zeit alt gemacht, und zu viele von seinen Teuern waren dahingegangen. „Ich armer alter Mann," so schrieb er wenige Wochen vor seiner Ankunft in Berlin an den Marquis d'Argens, „ich kehre nach einer Stadt zurück, wo ich nur noch die Mauern kenne, wo ich niemand von meinen Bekannten antreffe, wo unzählige Arbeiten mich erwarten, und wo ich in kurzem meine alten Knochen in einer Freistätte lassen werde, die weder durch Krieg noch durch Trübsale oder Bosheit beunruhigt wird."

Am 30. März 1763 traf er, nachdem er noch eine Reise durch Schlesien gemacht hatte, in Berlin ein. Die Bürger hatten dem geliebten König einen festlichen Einzug zugedacht. Aber Friedrich kam erst spät am Abend; er hatte an diesem Tage noch das Schlachtfeld von Kunersdorf besucht und mochte dadurch wohl aufs neue im Innersten seines Gemüts erregt sein. In seinem Wagen saßen der Herzog Ferdinand von Braunschweig und einer von seinen Generalen. Vom Morgen bis in die Nacht hatte ihn die Bürgerschaft am Thore und in den Gassen erwartet. Jetzt empfing ihn der tausendstimmige Ruf: „Es lebe der König!“ und heller Fackelschein leuchtete rings zu den Seiten seines Wagens. Aber der Jubel war nicht in Einklang mit der trüben Stimmung seines Gemütes. Er wich in der Stadt aus, sobald er konnte, und fuhr durch einen Umweg nach dem Schlosse.

Es wird erzählt, daß sich Friedrich bald nach seiner Ankunft nach Charlottenburg begeben und Musiker und Sänger ebenfalls dahin bestellt habe, mit dem Befehl, das Tedeum von Graun in der Schloßkapelle aufzuführen. Auf solche Anordnung habe man dem Erscheinen des ganzen Hofes entgegengesehen. Aber der König sei ohne Begleitung in die Kapelle eingetreten, habe sich niedergesetzt und das Zeichen zum Anfang gegeben. Als die Singstimmen mit den Worten des Lobgesanges eintraten, habe er das Haupt in die Hand gestützt und geweint.

---

## 66. Der Besitzer des Bogens.

Gotthold Ephraim Lessing.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte, Schade!“ — „Doch dem ist abzuhelfen!“ fiel ihm ein. „Ich will hingehn und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen.“ Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen — und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zieraten, mein lieber Bogen!“ Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

---

## 67. Zeus und das Pferd.

Gotthold Ephraim Lessing.

„Vater der Tiere und Menschen,“ so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, „man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert hast; und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?“

„Und was meinst du denn, daß an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an!“ sprach der gute Gott und lächelte.

„Vielleicht,“ sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen, eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren, und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.“

„Gut,“ versetzte Zeus; „gedulde dich einen Augenblick!“ Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisierter Stoff, und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kamel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

„Hier sind höhere und schmächtigere Beine,“ sprach Zeus; „hier ist ein langer Schwanenhals, hier ist eine breitere Brust, hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?“

Das Pferd zitterte noch.

„Geh,“ fuhr Zeus fort; „diesesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden! Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf“ — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kamel — „und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.“

---

## 68. Der Rangstreit der Tiere.

Gotthold Ephraim Lessing.

1.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Tieren. „Ihn zu schlichten," sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rate ziehen; er ist keiner von den streitenden Teilen und kann desto unparteiischer sein."

„Aber hat er auch den Verstand dazu?" ließ sich ein Maulwurf hören. „Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen."

„Das war sehr weislich erinnert!" sprach der Hamster.

„Ja wohl!" rief auch der Igel. „Ich glaub' es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzt."

„Schweigt ihr!" befahl das Pferd. „Wir wissen es schon: wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen."

2.

Der Mensch ward Richter. „Noch ein Wort," rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Wert bestimmen?"

„Nach welcher Regel? Nach dem Grade ohne Zweifel," antwortete der Mensch, „in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid."

„Vortrefflich!" versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!"

3.

Der Mensch enfernte sich. „Nun," sprach der höhnische Maulwurf, und ihm stimmte der Hamster und der Igel wieder bei, „siehst du, Pferd, der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann! Der Löwe denkt wie wir."

„Aber aus bessern Gründen als ihr!" sagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4.

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vor-

nehmsten oder für den Geringsten, es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich!“ Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elefant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd, kurz, alle die ihren Wert fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

---

## 69. Die Geschichte des alten Wolfs.

Gotthold Ephraim Lessing.

1.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuße zu leben. Er machte sich also auf und kam zu dem Schäfer, dessen Hürden seiner Höhle die nächsten waren.

„Schäfer,“ sprach er, „du nennst mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger, mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein! Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmütigste Tier, wenn ich satt bin.“

„Wenn du satt bist? Das kann wohl sein,“ versetzte der Schäfer. „Aber wann bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!“

2.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

„Du weißt, Schäfer,“ war seine Anrede, „daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.“

„Sechs Schafe?“ sprach der Schäfer. „Das ist ja eine ganze Herde!“

„Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen,“ sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan."

„Auch nicht viere?" fragte der Wolf weiter, und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?"

„Nicht ein einziges," fiel endlich der Bescheid. „Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann."

3.

„Aller guten Dinge sind drei," dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

„Es geht mir recht nahe," sprach er, „daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Tier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll deine Herde in jenem Walde, den niemand unsicher macht als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmütiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?"

„O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund?" sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen."

„Erzürne dich nicht, alter Isegrim. Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verraten dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können."

4.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu nutze.

„Schäfer," sprach er, „ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von

ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so steh' ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen."

„Du willst sie also," versetzte der Schäfer, „gegen deine Brüder im Walde beschützen?"

„Was meine ich denn sonst? Freilich."

„Das wäre nicht übel! Aber wenn ich dich nun in meine Hürden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen —"

„Ich höre schon," sagte der Wolf, „du fängst an zu moralisieren. Lebe wohl!"

5.

„Wäre ich nicht so alt!" knirschte der Wolf. „Aber ich muß mich leider in die Zeit schicken." Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

„Kennst du mich, Schäfer?" fragte der Wolf.

„Deinesgleichen wenigstens kenne ich," versetzte der Schäfer.

„Meinesgleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl wert bin."

„Und wie sonderbar bist du denn?"

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit toten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Herde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —"

„Spare der Worte," sagte der Schäfer. „Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal tote, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Tier, das mir schon tote Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für tot und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!"

6.

„Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen!" dachte der Wolf und kam zu dem sechsten Schäfer.

„Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?“ fragte der Wolf.

„Dein Pelz?“ sagte der Schäfer. „Laß sehen! Er ist schön, die Hunde müssen dich nicht oft untergehabt haben.“

„Nun, so höre, Schäfer; ich bin alt und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Pelz!“

„Ei, sieh doch!“ sagte der Schäfer. „Kommst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein, dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er wert wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gieb mir ihn gleich jetzt.“ Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

7.

„O die Unbarmherzigen!“ schrie der Wolf und geriet in die äußerste Wut. „So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tötet! Denn sie wollen es nicht besser!“

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der weiseste von ihnen: „Wir thaten doch wohl unrecht, daß wir den alten Räuber auf das äußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!“

---

## 70. Der Löwe, der Esel und der Fuchs.

Martin Luther.

Ein Löwe, Fuchs und Esel jagten miteinander und fingen einen Hirsch; da hieß der Löwe den Esel das Wildbret teilen. Der Esel machte drei Teile; da ward der Löwe zornig und riß dem Esel die Haut über den Kopf, daß er blutrünstig da stand, und hieß den Fuchs das Wildbret teilen. Der Fuchs stieß die drei Teile zusammen und gab sie dem Löwen allesamt. Des lachte der Löwe und sprach: „Wer hat dich so lehren teilen?“ Der Fuchs zeigte auf den Esel und sagte: „Der Doktor da im roten Barett.“

Diese Fabel lehrt zwei Stücke:

Das erste: Herren wollen Vorteil haben, und man soll mit Herren nicht Kirschen essen, sie werfen einen mit den Stielen. Das andere: Felix, quem faciunt aliena pericula cautum, der ist ein weiser Mann, der sich an eines andern Unfall bessern kann.

---

## 71. Ein afrikanischer Rechtsspruch.

Moses Mendelssohn.

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirten. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und goldenes Brot vor. „Esset ihr das Gold hier?" fragte Alexander. „Ich stelle mir vor," antwortete der Beherrscher, „genießbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen?" „Euer Gold hat mich nicht hierher gelockt," sprach Alexander; „aber eure Sitten möchte ich kennen lernen." „Nun wohl," erwiderte jener, „so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt."

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: „Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein; denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darin verborgenen Schatz; und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiedernehmen." Der Beklagte antwortete: „Ich bin eben so gewissenhaft als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut samt allem, was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz."

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte; und nach einiger Überlegung sprach er: „Du hast einen Sohn, Freund? Nicht?" — „Ja!" — „Und du eine Tochter?" — „Ja!" — „Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heiraten, und das Ehepaar den Schatz zum Heiratsgute bekommen." Alexander schien betroffen. „Ist etwa mein Ausspruch ungerecht?"

fragte der Beherrscher. „O nein," erwiderte Alexander, „aber er befremdet mich." „Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen sein?" fragte jener. „Die Wahrheit zu gestehen," antwortete Alexander, „wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Besitz genommen haben." — „Für den König?" fragte der Beherrscher voller Verwunderung. „Scheint auch die Sonne auf jene Erde?" — „O ja!" — „Regnet es dort?" — „Allerdings!" — „Sonderbar! Giebt es auch zahme, krautfressende Tiere dort?" — „Von mancherlei Art." „Nun," sprach der Beherrscher, „so wird wohl das allgütige Wesen um dieser unschuldigen Tiere willen in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdient es nicht."

---

## 72. Die halbgefüllte Flasche.

Karl Müllenhoff.

Als die Schweden hier im Lande waren und die Unsrigen eine Schlacht gewonnen hatten, bekam ein gemeiner Soldat einen Wachtposten auf dem Schlachtfelde. Mit Mühe hatte er für seinen brennenden Durst nur eine Flasche Bier erhalten. Eben aber als er sie an seinen Mund setzte, hörte er neben sich die Stimme eines Schweden, dem beide Beine abgeschossen waren, und der ihn flehentlich um einen Labetrunk bat. Mitleidig ging der Soldat zu ihm und beugte sich über den Verwundeten, um ihm die Flasche zu reichen. Aber der tückische Schwede ergriff sein Pistol und feuerte es auf seinen Wohlthäter ab, in der Hoffnung, sich noch zu rächen und zugleich in den Besitz der ganzen Flasche zu kommen; doch glücklicherweise ging der Schuß fehl. Ruhig griff der Soldat nun nach seiner Flasche, trank sie halb aus und reichte sie dann dem Sterbenden: „Da, du Schlingel, nun kriegst du sie nur halb!"

Als der König dies erfuhr, ließ er den Soldaten kommen und gab ihm ein Wappen, darin eine halbgefüllte Flasche stand. Des Soldaten Urenkel wohnen noch in Flensburg und führen denn noch heute dieses Zeichen.

---

## 73. Karl der Große.

Heinrich Rückert. Nach Einhard.

Karl war von starkem und kräftigem Körperbau, stattlich hoher Gestalt, ohne daß sie gerade das rechte Verhältnis überschritt — er war bekanntlich sieben seiner Fußlängen hoch — sein Haupt schön gerundet, die Augen sehr groß und klar, die Nase etwas mehr als mittelgroß, der Gesichtsausdruck heiter und freundlich, und die grauen Haare des Alters standen ihm ganz gut. Das alles gab ihm, mochte er stehen oder sitzen, ein Aussehen voll Hoheit und Würde, und das Ebenmaß der übrigen Glieder ließ ganz übersehen, daß sein Hals etwas zu kurz und dick war und sein Unterleib etwas hervortrat. Sein Gang war fest, seine ganze körperliche Haltung männlich, die Stimme zwar klar und hell, aber für seine Figur nicht recht passend; seine Gesundheit vorzüglich, außer daß er die letzten vier Jahre vor seinem Tode häufig von Fieberanfällen geplagt wurde; zuletzt wurde ihm auch der eine Fuß gelähmt. Und in dieser Zeit lebte er mehr nach Gutdünken als nach dem Rate der Ärzte, die er nicht leiden mochte, weil sie ihm den Genuß gebratenen Fleisches, welches seine gewöhnliche Kost war, untersagten und Brühen an dessen Stelle anempfohlen hatten. Beständig machte er ritterliche Übungen und Jagden mit, wie das volksmäßig war; denn es gab kaum irgend eine Nation auf der Erde, die in dieser Kunst sich mit den Franken vergleichen durfte. Auch war er ein großer Freund der heißen Quellen und hatte sich so im Schwimmen geübt, daß ihm darin niemand den Rang streitig machen konnte. Deshalb baute er gerade zu Aachen einen Palast und wohnte während seiner letzten Lebensjahre beständig dort. Auch lud er nicht bloß seine Söhne zur Teilnahme am Bade ein, sondern auch die Großen des Reichs und seine befreundete Umgebung, zuweilen sogar seine Trabanten und Leibwächter, so daß er sich manchmal in Gesellschaft von hundert oder mehr Leuten badete.

Sein Anzug war der volksmäßige, das heißt der fränkische. Auf dem Leibe trug er ein Kamisol von Linnen und Beinkleider von demselben Zeuge; darüber einen Rock, der einen Seidenbesatz hatte, und Hosen; ferner Strümpfe und Schuhe, und im Winter schützte er sich Schultern und Brust mit einem Überwurf aus Otter- und Zobelpelz; ein

dunkelgrüner Mantel umhüllte ihn, und im Gurte führte er stets das Schwert, dessen Griff und Gehänge von Silber oder Gold war. Etliche Male trug er auch einen reich mit Edelsteinen besetzten Degen, doch nur bei großen Festlichkeiten, oder wenn Gesandtschaften von fremden Nationen empfangen wurden. Von fremder Kleidung, mochte sie auch noch so kostbar sein, wollte er nichts wissen und legte sie nie an, außer daß er sich einmal zu Rom auf des Papstes Hadrian Wunsch und dann noch einmal, durch die inständige Bitte des folgenden Papstes Leo veranlaßt, zu einem langen Obergewand und dem Purpurmantel, auch zu Schuhen, wie sie die Römer trugen, bequemte. An hohen Festen pflegte er ein von Gold durchwirktes Gewand und mit Edelsteinen besetzte Schuhe anzuziehen, auch die Spange seines Mantels war dann von Gold, und sein Haupt schmückte ein Diadem von Gold und Edelsteinen; an den Werktagen aber unterschied er sich in seiner Tracht kaum von dem übrigen, gewöhnlichen Volke.

In Speise und Trank war er sehr enthaltsam, doch mehr noch im Tranke; denn er hatte stets den größten Abscheu vor Trunkenheit und litt sie um keinen Preis bei sich oder den Seinigen. Der Speise konnte er sich nicht so gut enthalten und klagte deshalb oft, wie wenig zuträglich für seinen Körper die Fasten seien. Große Gelage gab er sehr selten und nur an den allerhöchsten Festtagen; da aber gab es bei ihm Gäste genug. Gewöhnlich ließ er nur vier Schüsseln auftragen außer dem Braten, der von dem Jagdgefolge am Weidspieße auf die Tafel gebracht wurde, und das war seine Lieblingsspeise. Während des Essens wurde entweder ein Musikstück aufgeführt, oder von jemand vorgelesen. Gewöhnlich ließ er geschichtliche Darstellungen von den Thaten der Alten vorlesen. Im Genusse von Wein und sonstigen Getränken war er so behutsam, daß er über Tafel selten mehr als drei Becher trank. In der Sommerzeit genoß er nach dem Mittagsessen etwas Obst, trank einen Becher, entkleidete sich dann förmlich, wie er es zu Nacht gewohnt war, und schlief zwei oder drei Stunden. Während der Nachtruhe hatte er die Gewohnheit, den Schlaf vier- oder fünfmal nicht allein durch bloßes Aufwachen, sondern auch durch förmliches Aufstehen zu unterbrechen. Während des Anziehens ließ er nicht bloß seine Freunde vor, sondern er ließ auch, wenn der Pfalz-

graf ihm von einem Rechtsstreite berichtet hatte, der ohne seinen Richterspruch nicht beendet werden konnte, die Parteien sogleich hereinkommen und sprach nach Einsicht der Sache das Urteil ebenso gut, als wenn er auf dem Tribunal säße. Auch pflegte er neben diesen Geschäften zu dieser Stunde alles in Ordnung zu bringen, was an dem Tage zu besorgen oder irgend einem seiner Diener aufzutragen war.

Seine Redegabe war reich, ja bis zur Überfülle entwickelt, und er verstand, alles, was er sagen wollte, mit gehöriger Klarheit auszudrücken. Auch begnügte er sich nicht mit der Fertigkeit in seiner Muttersprache, sondern er bemühte sich auch um die Erlernung fremder Sprachen, von denen er das Lateinische sich so zu eigen gemacht hatte, daß er es ebenso gut wie seine Muttersprache zu gebrauchen wußte; Griechisch verstand er besser, als er es sprach. Seine Beredsamkeit war so groß, daß er ein Lehrer dieser Kunst zu sein schien. In den freien Künsten gab er sich viele Mühe und hatte große Hochachtung vor den Lehrern derselben, denen er die höchsten Ehren erwies. Er erlernte die Rechenkunst und stellte mit großem Scharfsinn Untersuchungen über den Lauf der Gestirne an. Auch versuchte er zu schreiben und hatte zu diesem Behufe Wachstafeln und Pergamentblätter in seinem Bett unter dem Kopfkissen liegen, um in jedem freien Augenblicke seine Hand an die Bildung von Schriftzügen zu gewöhnen; aber dieses Unternehmen, das er erst spät in seinen alten Tagen angefangen hatte, glückte ihm nicht recht.

Das Christentum, in dem er von frühester Kindheit an auferzogen war, verehrte er aufs heiligste und baute als Beweis dafür die prachtvolle Kirche zu Aachen, die er mit Gold und Silber, großen Kronleuchtern, Gittern und Pforten aus massivem Erze schmückte. Bei diesem Bau konnte er in der Nähe nirgends Säulen und sonstige Marmorarbeit auftreiben und ließ sie deshalb von Rom und Ravenna kommen. Früh und abends, ebenso in den Nachtstunden und während der Messe fehlte er niemals, so lange es ihm nur seine Gesundheit irgend erlaubte, in der Kirche, und es war ihm ein Gegenstand steter Sorgfalt, daß alles, was dort vor sich ging, so anständig wie möglich geschah; und darum pflegte er die Kirchenaufseher selbst sehr häufig zu ermahnen, daß sie keinen Unfug oder Schmutz darin duldeten.

Für heilige Gefäße aus Gold und Silber und für Priestergewänder sorgte er in so reichem Maße, daß selbst die Pförtner nicht in ihren eigenen Kleidern zu dienen brauchten. Auf die Verbesserung des Vortrags der Bibelabschnitte und des Gesanges verwandte er die größte Mühe. In beiden Stücken war er ausnehmend unterrichtet; doch hat er niemals öffentlich vorgelesen und immer nur halblaut und in der übrigen Gemeinde mitgesungen.

Sein christlicher Sinn zeigte sich besonders deutlich in den großen Unterstützungen, die er den Armen zufließen ließ; diese Freigebigkeit erstreckte sich aber nicht allein auf das Vaterland und sein Reich, sondern er war gewohnt, armen Christen in fernen, überseeischen Gegenden, in Asien und Afrika, z. B. in Jerusalem, Alexandria und Karthago, mitleidsvoll Geldsummen zu übersenden, sobald er ihre bedrängte Lage erfuhr; und aus diesem Grunde hauptsächlich bewarb er sich um die Freundschaft der Herrscher jener überseeischen Länder, um den Christen unter ihrer Botmäßigkeit Hilfe und Unterstützung zufließen lassen zu können. Vor allen anderen heiligen und verehrungswürdigen Stätten war er der Kirche Sankt Peters, des Apostels, zu Rom zugethan und bereicherte ihren Schatz mit gewaltigen Summen Geldes teils in Gold-, teils in Silbermünzen; auch an Geschenken von Edelsteinen ließ er es nicht fehlen. Unzählig viele Geschenke hat er den Päpsten gemacht, und während seiner ganzen Regierung gab es für ihn keine größere Herzensangelegenheit, als daß die Stadt Rom durch seine Bemühungen und Anstrengungen wieder zu ihrem alten Glanze käme, und daß die Kirche Sankt Peters ihm nicht bloß Schutz und Verteidigung, sondern auch vor allen andern Kirchen der Welt den reichsten und herrlichsten Schmuck zu verdanken haben sollte. Aber trotz dieser Ehrerbietung, die er gegen sie hegte, ist er doch während seiner siebenundvierzigjährigen Regierung nur viermal, um seine Gelübde zu erfüllen und dort zu beten, dahin gekommen.

Seine letzte Reise dorthin war jedoch noch durch andere Gründe veranlaßt. Die Römer hatten nämlich den Papst Leo auf das schmählichste behandelt und genötigt, um den Schutz Karls zu flehen. Deshalb ging der König nach Rom und blieb den ganzen Winter dort, weil er so viele Zeit brauchte, um die kirchlichen Zustände, die in

die allergrößte Verwirrung geraten waren, wieder in Ordnung zu bringen. Damals, am Weihnachtstage des Jahres 800, hat er auch vom Papste Leo den Titel Imperator und Augustus empfangen, womit er im Anfange gar nicht sehr zufrieden war; und öfters äußerte er, er würde, hätte er des Papstes Absicht ahnen können, an diesem Tage trotz des hohen Festes die Kirche nicht betreten haben. Doch aus der Eifersucht und dem Unwillen, den die Annahme des Kaisertitels bei den oströmischen Kaisern hervorbrachte, machte er sich nichts und überwand durch sein großherziges Betragen ihren Groll; er nämlich, der ohne allen Zweifel jenen weit überlegen war, begrüßte sie mehr als einmal durch besondere Gesandtschaften und nannte sie in seinen Briefen seine Brüder.

Nach der Annahme des Kaisertitels beschäftigte er sich mit der Verbesserung der Gesetze seines Volkes; auch sorgte er dafür, daß alle die Völkerschaften, welche seiner Gewalt unterworfen waren, ihre Rechtsgrundsätze schriftlich aufzeichnen lassen mußten, so weit dies bis dahin noch nicht der Fall gewesen war. Ebenso trug er Sorge für die Aufzeichnung und Erhaltung der uralten deutschen Lieder, welche die Thaten der früheren Könige und ihre Kämpfe besangen. Auch begann er eine Grammatik seiner Muttersprache. Ebenso legte er den Monaten Bezeichnungen aus seiner Sprache bei, während bei den Franken bis dahin teils römische, teils barbarische Namen dafür im Gebrauch gewesen waren. In derselben Weise schuf er auch zwölf eigene Namen der Winde, während früher deren nicht mehr als vier bekannt waren. Von den Monaten nannte er den Januar Wintermond, den Februar Hornung, den März Lenzmond, den April Ostermond, den Mai Wonnemond, den Juni Brachmond, den Juli Heumond, den August Erntemond, den September Laubmond, den Oktober Weinmond, den November Herbstmond, den Dezember Heiligermond.

In der letzten Zeit seines Lebens, wo ihn Krankheit und Alter bereits schwer drückten, berief er seinen Sohn Ludwig, König von Aquitanien, zu sich, der ihm allein von allen Söhnen seiner Gemahlin Hildegard übrig geblieben war, und versammelte den ganzen Adel des Frankenreichs feierlichst um sich. Mit dessen Einwilligung machte er ihn dann zum Mitregenten und Mitkaiser, bestimmte ihn zum Erben

des Reichs, setzte ihm zum Zeichen seiner Bestimmung die Krone auf das Haupt und ließ ihn als Imperator und Augustus begrüßen. Alle Versammelten äußerten laut und freudig ihre Beistimmung; denn nach ihrer Meinung war dieser Entschluß ihm von obenher eingegeben; auch gewann die Majestät seines Namens sehr durch diesen Vorgang, und alle auswärtigen Nationen gerieten darüber in nicht geringen Schreck. Dann entsandte er seinen Sohn nach Aquitanien und begab sich selbst nach seiner altgewohnten Sitte trotz seines hohen Alters in die Nähe der Königsburg Aachen auf die Jagd, brachte damit den übrigen Teil des Herbstes zu und kehrte gegen Anfang des Novembers nach Aachen zurück. Während der Winterszeit im Monat Januar wurde er durch einen heftigen Fieberanfall an das Bett gefesselt. Wie gewöhnlich bei solchen Fieberanfällen legte er sich die strengste Enthaltsamkeit auf und glaubte so die Krankheit bezwingen oder lindern zu können; aber zum Fieber trat noch Schmerz in der Seite, und am siebenten Tage, nachdem er sich gelegt hatte, starb er nach Empfang des heiligen Abendmahles, im zweiundsiebzigsten Jahre seines Alters und nach Antritt seiner Regierung im siebenundvierzigsten, den 28. Januar 814 um neun Uhr früh.

---

## 74. Kohlhasenbrück.

Wilhelm Schwartz.

In der Nähe von Potsdam, an der Eisenbahn nach Berlin, liegt Kohlhasenbrück, welches von Hans Kohlhase, einem Berliner Roßkamm, seinen Namen bekommen hat, der zur Zeit der beiden Kurfürsten Joachim viel von sich reden machte.

Hans Kohlhase war ein angesehener Bürger zu Kölln an der Spree, der einen bedeutenden Pferdehandel betrieb. Er war nicht ohne Bildung und verstand sogar Lateinisch. Einmal kam er nun mit einigen Pferden von Leipzig zurück, da wurde er in der Nähe von Düben durch die Leute des Junkers von Zaschwitz angehalten; er

sollte sich ausweisen über die Pferde, es wären sicherlich gestohlene. Vergeblich, daß er seine Unschuld beteuerte, die Pferde wurden zurückbehalten.

Da klagte er seinen Unfall seinem Kurfürsten Joachim I., und dieser erwirkte den Befehl vom Kurfürsten von Sachsen, daß ihm die Pferde vom Junker von Zaschwitz zurückgegeben werden sollten. Inzwischen waren dieselben aber hinter dem Ackerpflug abgetrieben und schlecht im Futter gehalten worden, so daß Kohlhase sich weigerte, sie zurückzunehmen, und Schadenersatz forderte. Als alle seine Bemühungen vergeblich waren und er nicht zu seinem Recht kommen konnte, da sandte er nach damaliger Sitte als freier Mann, dem sein Recht verweigert wurde, einen Absagebrief an den Landvogt von Sachsen, daß er des Junkers von Zaschwitz und des ganzen Landes Sachsen abgesagter Feind fortan sein wolle, bis er zu seinem vollen Recht und zu vollem Schadenersatz für alles, was er erlitten, gelange. Mit einer Schar verwegener Gesellen begann er nun auch das sächsische Land auf jede nur mögliche Weise zu schädigen und trieb bald die Sache so weit, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sie beizulegen beschlossen und beiderseitig einige ihrer Räte nach Jüterbog schickten, wohin auch Kohlhase kommen sollte, um seine Forderungen geltend zu machen. Dieser kam auch mit einem Gefolge von vierzig Pferden, aber man ging unverrichteter Sache auseinander, da der Junker von Zaschwitz inzwischen gestorben war und seine Erben sich zu keiner Entschädigung bereit erklären wollten. Von neuem begann Kohlhase das sächsische Land heimzusuchen, ja er brannte sogar die Vorstadt von Wittenberg nieder. Da schrieb Dr. Martin Luther an den gefährlichen Mann, wie unchristlich es sei, sich selbst zu rächen. Das machte auf Kohlhase Eindruck, und heimlich kam er, als Pilger verkleidet, nach Wittenberg, um mit Luther über die Sache zu verhandeln. Luther versprach, sich der Sache anzunehmen, aber es war vergeblich, und die Geschichte spielte in der früheren Weise weiter, nur daß der Kurfürst von Sachsen es bei dem Kurfürsten von Brandenburg schließlich durchsetzte, daß er Kohlhase auch auf märkischem Grund und Boden verfolgen und fangen lassen könne. Aber die sächsischen Späher und Landsknechte bekamen ihn doch nicht. So kam das Jahr 1540 heran.

Da beschloß Kohlhase auf den Rat eines seiner Spießgesellen, Georg Nagelschmidt mit Namen, sich am Gute seines Kurfürsten selbst zu vergreifen und so diesen zu veranlassen, sich wirksamer seiner anzunehmen und dem Unwesen ein Ende zu machen. Er überfiel den kurfürstlichen Faktor Drezscher, der mit Silberkuchen aus dem Mansfeldischen unterwegs war, in der Gegend, wo jetzt Kohlhasenbrück liegt, nahm ihm die Silberkuchen fort und versenkte sie unter der Brücke in der Telte, einem kleinen Nebenflüßchen der Nuthe. Das bekam ihm aber übel. Denn nun wurde überall auf ihn und Nagelschmidt gefahndet und bei Leibesstrafe allen verboten, sie zu beherbergen, als sich das Gerücht verbreitete, sie seien in Berlin.

Wirklich fing man auch hier Kohlhase bei einer Haussuchung. Er hatte sich beim Küster zu Sankt Nikolai in einer Kiste versteckt. Ebenso wurde auch Nagelschmidt im Hause eines armen Bürgers am Georgenthore aufgefunden. Beiden wurde der Prozeß gemacht. Kohlhasen wollte man insofern begnadigen, als er nicht mit dem Rade, sondern mit dem Schwerte hingerichtet werden sollte, was für minder schmachvoll galt. Schon war Kohlhase bereit, diese Vergünstigung anzunehmen; da rief ihm Georg Nagelschmidt zu: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ „Ich will die Begnadigung nicht, ich will mein Recht,“ rief Kohlhase, und so wurden er und Nagelschmidt am Sonntage vor Palmarum im Jahre 1540 mit dem Rade gerichtet, obwohl es dem Kurfürsten leid gethan haben soll, daß ein so tüchtiger Mann ein solches Ende genommen.

Ob man die Silberkuchen wiedergefunden, berichtet keine Chronik; die Brücke aber und der Ort, der später da entstand, bekamen den Namen Kohlhasenbrück.

---

## 75. Die Feuersbrunst.

Adalbert Stifter.

In einem abgelegenen, aber sehr schönen Teile unseres Vaterlandes steht ein stattlicher Hof. Er steht auf einem kleinen Hügel und ist auf einer Seite von seinen Feldern und Wiesen, auf der andern von einem kleinen Walde umgeben. Der Besitzer dieses

Hofes war als junger Mensch in die Welt gegangen und hatte viele Dinge erfahren und viele Menschen kennen gelernt. Als er aber herangereist war, ging er in das Land seiner Geburt zurück, das er früher nur zuweilen besucht hatte, und baute dort die Gebäude des Vaterhauses um, und noch so viel daran, bis der liebliche Hof dastand. Hier wohnte er mit seiner Gattin und drei Kindern. Er wollte lieber in der traulichen Einöde seiner Heimat als beständig unter dem Geräusche der vielen fremden Menschen der Hauptstadt leben.

Eines Tages im Sommer, als die Sonne sich schon zum Untergange neigte und die Kinder mit der Mutter allein in der Stube gegen den Garten hinaus saßen, weil der Vater verreist war, geschah es, daß Blondköpfchen wiederholt sagte, es rieche etwas unangenehm, als würden widrige Gegenstände verbrannt. Man sah überall nach. Auf dem Herde war kein Feuer, in den Kaminen war auch keines, da man in der Hitze des Sommers keines brauchte. Auf den Feuerstellen der Dienstmädchen war ebenfalls kein Feuer, an dem sie etwa Eisen zum Glätten gehitzt oder irgend Wäsche oder dergleichen gesotten hätten. Man schaute aus den Fenstern, alles lag ruhig und freundlich da, und nicht einmal ein Rauch stieg aus den nahen und fernen Schornsteinen hervor. Die Mutter sprach mit den Kindern über die Sache, und man wunderte sich, wie solche Eindrücke in die Sinne kommen können; Blondköpfchen verteidigte sich, andere griffen es an; und wie man so redete, geschah draußen ein Schrei, es geschahen sogleich mehrere; und wie alle an die Fenster liefen, um zu sehen, was es gäbe, stieg ein dicker, qualmender Rauchknäuel als schwarze, finstere Säule von dem Scheuerdache empor; er wirbelte schnell, und gleich darauf schoß die blitzende Flamme in ihm hinauf, und während die Kinder und die Mutter noch schauten, lief es geschäftig und prasselnd, als ob die Sommerhitze alles vorbereitet hätte, in lichten, kleinen Flämmchen von der Scheuer längs des Dachfirstes der Stallungen und Wagenbehälter gegen das Haus hervor; auf einmal geschah ein Knall, wie wenn ein auf glühende Kohlen gelegtes Papier plötzlich seiner ganzen Fläche nach Feuer fängt, und das ganze Dach der Ställe und Wagenbehälter stand unter einer breiten, nach aufwärts gehenden Flamme, das Scheuerdach aber war ein Körper von Glut und von Flammen. Knechte und Mägde rannten unten

umher und schrieen, und das Fichtenholz der Sparren und Latten krachte furchtbar unter dem Feuer.

„Kinder, um mich!“ schrie die Mutter. „Mutter, Mutter, Großmutter, Sigismund, Klementia, Emma!“ schrieen die Kinder. Sie schossen in das Zimmer zurück, sie ergriffen Dinge, sie zu retten, und wußten nicht, was sie thaten. Sie nahmen eine Puppe, einen Lappen oder sonst etwas, das ihnen in die Hände kam, ob es Wert hatte oder nicht. Die Mutter hatte schnell einen Schreibtisch geöffnet, der in der Nebenstube stand, hatte ein Kästchen aus demselben genommen, stürzte wieder in die Stube zurück, raffte die Kinder, die mit Verschiedenem beladen waren, zusammen und führte sie die Vordertreppe, die von dem Feuer weggewendet war, hinunter ins Freie. Da sie die Hausthür hinter sich hatten, hörten sie erst recht das Brüllen, Wehen und Krachen der furchtbaren Macht, die hinter ihnen auf der andern Seite des Hauses in ihrem Eigentum herrschte. Die stille Luft drückte den Rauch nieder, der sich an der Abendseite des Hauses lagerte, und durch welchen die untergehende Sonne wie eine blutige Scheibe schien. Viele Leute, man konnte nicht unterscheiden, ob es eigene oder schon herzugelaufene waren, drängten sich wild durcheinander.

Die Mutter führte die Kinder nach der Morgenseite des Gartens. Da die Hitze den nach aufwärts strebenden Wind erzeugt hatte und derselbe die feurigen Lappen, die aus den brennenden Schindeln, aus Stroh, Heu oder Linnen und Gewändern der Leute herstammten, wie frevelnde Geister in die Luft hinauf und auseinander schleuderte, so mußte die Mutter die Kinder vor dem fallenden Feuer zu sichern suchen, damit sich ihre Kleidchen nicht entzündeten. Sie führte daher dieselben unter dichten Bäumen und Gebüschen weg. Sie führte sie in die äußerste Laube an der Morgenseite des Gartens, vor der zwei reich belaubte Linden standen, die sogar jeden Funken abhielten, der etwa in dieser Richtung hätte fallen können. „Kinder, bleibt nun hier, entfernt euch ja nicht,“ sagte die Mutter, „was ihr auch hören mögt. Hier geschieht euch nichts; ich muß fort, ich komme aber bald wieder. Bewahrt indessen das Kästchen!“ — „Ja,“ sagten die Kinder, „wir werden bleiben.“

Nach diesen Worten lief die Mutter entschlossen in den Hof, und da ihr Gatte nicht anwesend war, übernahm sie seine Stelle und drang

bei den Knechten, die fast den Verstand verloren hatten, darauf, daß sie in den Stall gingen und die Pferde herauszogen, damit sie nicht etwa erstickten, und daß sie dieselben an Bäume anbanden, damit sie nicht wieder in das Feuer liefen. Ein Teil der Leute hatte es mit dem Rindvieh schon so gemacht. Man rettete aus dem brennenden Stalle ein Pferd nach dem andern; die Mutter leitete das Unternehmen und gab die Stellen an, wo die Pferde angebunden werden sollten. Den Haushund hatte jemand losgelassen. Er kam in großen Sprüngen auf die Frau zu, strebte an ihr empor und gab seine Freude zu erkennen, gleichsam als wüßte er, daß eine Gefahr vorhanden gewesen, und daß die Frau ihr glücklich entronnen sei. In den Zwischenaugenblicken lief sie in den Garten, um nach den Kindern zu sehen, und wenn sie sich überzeugt hatte, daß sie in der Laube seien, kehrte sie wieder zu dem Feuer zurück. Endlich fand sie eine Magd, die sie zu den Kindern senden konnte, daß sie bei denselben in der Laube bliebe. Die Knechte hatten indessen alle Tiere gerettet. Die Tauben kreuzten in der Luft und fielen wie die Mücken, die um ein Licht flattern, mit versengten Flügeln in die Flammen.

Die Wagenbehälter grenzten an die Holzlage, in welcher die großen Vorräte von Winter= und Kochholz aufgehäuft waren; wenn dieses Holz Feuer fing, so waren die Wagen samt dem Wagenbehälter verloren. Darum ließ die Frau auch die Wagen aus dem Schuppen ziehen und in den Garten unter den Bäumen in Sicherheit bringen. Da die Leute bei dieser Beschäftigung waren, hörte man hoch oben ein neues plötzliches Krachen und Prasseln, und da man hinauffsah, so erblickte man das Dach des Wohnhauses von den Flammen ergriffen. Es war wohl eine Feuerspritze im Hause, es war auch Wasservorrat teils im Hause, teils in dem nahen Bache; die Spritze hatte auch immer auf das Hausdach gespielt, die Hausleute und Nachbarn, die schnell genug herbeigeeilt waren, hatten das Wasser stets in hinreichender Menge herangeschafft; aber die Hitze des Sommers hatte das Holzwerk zu sehr ausgetrocknet, die Gewalt des Feuers auf den angrenzenden Dächern war zu mächtig gewesen, der Wasserstrahl verdünstete fast in der Luft, die Tropfen auf dem Dache waren ohnmächtig, und da das Holzwerk einmal Feuer gefangen hatte, so war das ganze Dach bald ein sausender, krachender, brodelnder Feuerberg.

Das Spritzen in die Flamme war nun unnütz, ja es belebte dieselbe nur noch mehr. Die Frau befahl daher, jetzt die Feuerhaken zu gebrauchen, die vielfach im Hause vorhanden waren, und die brennenden Sparren von dem Dache so viel als möglich herunterzureißen. Für die Gemächer fürchtete sie nicht viel, weil ihre Decken mit sehr dickem Estrich belegt waren, und weil die Glut, die von dem brennenden Dache herabfiel, mittelst der Haken und später durch Schaufeln entfernt werden konnte, ehe das Estrich so erhitzt würde, daß die Tragbalken ergriffen wurden, in Brand gerieten und die Decke einstürzen ließen. Daher hatte sie aus den Gemächern nichts ausräumen lassen, außer was die Mägde bereitwillig und aus unbefohlenem Eifer herausgetragen hatten.

Allein jetzt stürzte der Dachstuhl zusammen, und ein furchtbarer Gluthaufen, der die Luft vor Hitze zittern machte, lag auf der Decke der Zimmer. Von dieser Glut trennte nur eine Lage Estrich die Tragbalken, sie konnten sich erhitzen und brennen, und die Decke konnte einstürzen. Einen großen Teil der Sparren hatten die Männer zwar herabgerissen, und die Trümmer lagen um das Haus und brannten und rauchten; aber ein anderer Teil hing noch oben und konnte aus der Verbindung nicht gerissen werden. Die Nacht war mittlerweile eingebrochen, und in der düstern Finsternis war das Leuchten des Feuers und des Rauches, das Glühen der hervorragenden Balken und das Glänzen der umstehenden Bäume doppelt unheimlich.

Die Knechte liefen nach den Leitern, welche unter einem eichenen Dächlein auf einem eigenen Gestelle angehängt waren in der Nähe des Wagenbehälters. Dort brannte aber jetzt in einer entsetzensvollen, ruhigen Flamme, die majestätisch in die Höhe ging, der gesamte Holzvorrat des Hauses. Es war unmöglich, sich zu nähern. Ein Mann, der, in eine nasse Decke gehüllt, es gewagt hatte, war durch den heißen Atem umgeworfen worden, und man konnte ihn nur mittelst eines Feuerhakens retten, mit dem man ihn aus der heißen Luft zog. Im nächsten Augenblicke hatte auch das Leiterdächlein Feuer gefangen und verbrannte samt den Leitern. Die Knechte kamen und meldeten es der Mutter.

Da, als die Männer eben die letzten Balken herabrissen, kam der Pfarrer mit den Kirchenleitern. Sie wurden mit ihren eisernen

Haken an die Mauerränder des brennenden Hauses gelegt, die Männer stiegen hinauf und begannen mit Schürhaken die Glut hinabzuwerfen. Sie wechselten hierbei ab. Da die Glut immer weniger wurde, so wurde das hinaufgespritzte Wasser immer wirksamer, indem es zum Teil die Glut dämpfte, zum Teil dem ausgedörrten und geklüfteten Estrich wieder Feuchtigkeit gab, daß es die Hitze weniger durchlasse und den Tragbalken keinen Schaden zufüge. Auf diese Weise wurden die Zimmer gerettet. Da man den Gesindezimmern nicht zugleich die nämliche Hilfe zuwenden konnte, brannten wirklich einige nieder. Als man aber die Herrenzimmer in Sicherheit wußte, wendete man sich jetzt auch dorthin und that dem Weitergreifen des Feuers Einhalt. Hierauf wurden die Balken und Sparren, die rings um das Haus herum zerstreut lagen und brannten, beiseite gebracht und gelöscht; und ehe Mitternacht gekommen war, war die Hauptsache vorüber. Nur das vorrätige Brennholz brannte noch mit stiller, aber heftiger Glut und Lohe weiter. Man hätte mit Schaufeln Erde auf das Feuer werfen können, aber die Hitze erlaubte nicht, sich so weit zu nähern, daß man mit Werfen das Feuer hätte erreichen können. Es blieb daher nur übrig, das Feuer zu umstehen, es zusammenbrennen zu lassen und nur zu sorgen, daß es sich nicht neuerdings weiter verbreite. Auch um alle Teile des Hauses wurden Wachen gestellt, daß kein Funke sich neu belebe oder weiter getragen werde.

Da nun alles so weit gesänftigt und in Ordnung gebracht war, dachte die Mutter auch daran, die Kinder zur Ruhe zu bringen. Weil man den Zustand der verschont gebliebenen Zimmer nicht kannte, wählte sie die Glashäuser dazu; und da Sommer war und ein Teil der Blumen im Freien stand, so war in einem derselben hinreichend Platz, und sie ließ durch die Mägde Betten, Decken und alles Notwendige aus den Zimmern bringen. Es wurden dann die Betten teils auf den Bänken des Glashauses, teils auf der Erde gemacht, und als die Kinder gebetet hatten, wurde jedes unter sein Decklein gebracht; und sie sahen noch, wie das Feuer des Holzstoßes in den Tafeln des Glashauses glänzte, und entschlummerten dann sanft und beruhigt. Auch die Mutter und Großmutter suchten auf kurze Zeit die Ruhe.

Mit der Morgenröte gingen alle in den Garten. Der Garten war ein Viehstall; denn an den Bäumen waren Pferde, Ochsen,

Kühe und Kälber angebunden und hatten Heu vor sich; denn es waren schon vor Tagesanbruch Nachbarn und andere Leute mit Wagen gekommen und hatten Heu, Stroh und Lebensmittel gebracht. Erschreckte Hühner liefen unter den Blumen und Gebüschen umher, und Schweine zerwühlten den Rasen. Die Mauern des Hauses waren beschmutzt, der Sandplatz und der Rasen vor dem Hause schwarz wie ein Kohlenmeiler, die Stätte des Brennholzes war ein Haufen nasser Kohlen und Asche, und aus dem Heu stieg noch schwacher Rauch mit widrigem Geruche empor. Als die Kinder alles gesehen hatten, ging die Mutter mit ihnen auf die Wiese hinaus, wo die Wagen standen, welche eine Beisteuer gebracht hatten, und bei denen noch Leute waren, welche die Wagen hergeführt hatten. Die Mutter bedankte sich recht herzlich bei allen.

Am Nachmittage kam der Vater. Er hatte in der Nacht die Feuerröte am Himmel gesehen. Er hatte gedacht, daß es bei ihm sein könnte, gab seine Geschäfte einem Bevollmächtigten und reiste ab. In der Nähe hatte er erfahren, daß sein Haus abgebrannt sei, und er mietete ein Pferd zum Reiten, daß er auf Fußwegen und näheren Feldwegen schneller nach Hause kommen könnte. Als er seine Mutter, die Gattin und die Kinder gesehen, als er erfahren hatte, daß kein Mensch bei dem Brande verunglückt sei, war er sehr freudig und fragte nicht, was er noch weiter verloren habe. Er schritt nun zur Ausbesserung des Schadens. Zuerst mußten die Decken der Zimmer untersucht werden. Da sich die Tragbalken noch als gut erwiesen, zogen die Mutter, die Kinder und die Großmutter wieder in ihre Zimmer ein. Am andern Tag wurde zur einstweiligen Abhilfe ein Notdach aus Brettern über das Haus gemacht; dann wurden alle Plätze vor dem Hause gereinigt, damit das Bild des Schmutzes und der Unordnung nicht mehr sichtbar wäre, und die Tiere in die ausgelüfteten, wohlgewölbten Ställe zurückgeführt. Dem Gesinde ersetzte der Vater seinen Verlust reichlich, weil es sich so sehr zur Rettung seiner Wohnung hatte verwenden lassen. Der ganze Sommer verging mit Bauen, und als der Herbst gekommen war, stand das Haus schöner und stattlicher da, als es je gewesen war.

## 76. Die Tischreden.

Karl Stöber.

Wenn der freundliche Leser auf seiner Reise von Nürnberg aus, der Heerstraße nach, immer gerade gen Süden wandert, kommt er sogleich jenseits der Altmühl in ein kurzes Seitenthal derselben. Ein Hungerbach, den die Landleute lieber leer als voll sehen, weil trockene Jahrgänge mehr für die Scheune liefern, als nasse, hat darin sein Bett, und ein hoher Berg schließt es gegen Mittag. Rechts von der Straße, die an des Berges Seite hinauf liegt, steht ein Bauernhof mitten unter den Äckern und Wiesen, die zu demselben gehören. Gewaltige Apfelbäume und Nußbäume legen zum Teil ihre Arme auf die Schieferdächer des Wohnhauses und der Scheune. Eine Quelle hinter dem Garten, die in eine Rinne gefaßt ist, hält nicht nur den eichenen Tränktrog für das Vieh, sondern auch eine kleine Pfütze für einige Frösche und Unken immer voll.

Dieses Bauerngut stand schon im Jahre 1518, und wie es heute, wo der Erzähler diese Zeilen niederschreibt, darin hergeht, gerade so ging es vielleicht damals zu, als es am vierzehnten Trinitatissonntage jenes Jahres Abend werden wollte. Der Bauer, die beiden Hände unter dem breiten, schwarzen Hosenträger, lehnte unter der Hausthüre, sein Weib saß auf der Bank, mit Flickwerk beschäftigt, und seine drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, trieben sich im Garten umher und stießen mitunter an die Bäume, um die blauen Pflaumen zum Fallen zu bringen. Dazwischen löste sich ohne ihr Zuthun ein großer Apfel von seinem Zweige, that einen dumpfen Fall in das Gras und wurde dann das Ziel ihres Wettlaufs. In diesen lieblichen Spielen, welche ihnen der freigebige Herbst bereitet hatte, wurden die Kinder durch zwei Fremdlinge unterbrochen, die von dem gewöhnlichen Wege abgewichen waren und auf den Bauernhof zukamen. Es war ein Augustinermönch auf einem Pferde und ein Mann aus dem Laienstande, der vorausging und das müde Roß am Zügel mehr hinter sich nachzog als führte. Bettelmönche zu Fuß, welche für ihre Klöster die jährlichen Gaben der Landleute in Hülsenfrüchten, Eiern, Schmalz und dergleichen einsammelten, hatten die Kinder schon oft gesehen; aber ein Klosterbruder dieses Ordens

zu Pferd war ihnen ein ganz außergewöhnlicher Anblick, und sie liefen, was sie laufen konnten, um es ihrem Vater zu verkündigen.

Der Bauer, der in seiner Gottesfurcht den geistlichen Stand von Herzen ehrte, ging dem Augustiner bis in den hohlen Weg vor seinem Hof entgegen und folgte ihm, nachdem er seinen Segen empfangen hatte, bis vor sein Haus. Da half er ihm vom Pferde und sah mit herzlichem Bedauern, wie Mann und Roß, wahrscheinlich nach einem angestrengten Ritte von ungewöhnlicher Dauer, einer so angegriffen war wie das andere. Das Tier überließ er dem Führer und seinem eigenen Knechte, den Mönch führte er in seine Stube und ließ ihn auf dem Lotterbette, dem bequemen Sofa der Landleute in jener Gegend, Platz nehmen. Hier erholte sich dieser schnell, und das zwölfjährige Mädchen des Bauern schöpfte nun aus dem sogenannten Höllhafen hinter dem Ofen lauwarmes Wasser in eine Gelte, band ihrem Gaste die schweren Sandalen ab und wusch seine Füße, die mit Staub und Straßenkot bedeckt waren.

Inzwischen hatte die Bäuerin schon ein prasselndes Feuer auf dem Herde angeschürt und eine Pfanne mit goldgelbem Schmalz darüber gehängt. Die Eier und der kleingeschnittene Schinken, welche durcheinandergerührt hineingeschüttet wurden, verbreiteten durch das ganze Haus einen köstlichen Wohlgeruch und brachten den Führer des Mönchs vollends zur Überzeugung, daß der Gott des Propheten Elias ihn und den Priester in eine gute Herberge geleitet habe.

Sein schönes Roß, das keinem gemeinen Manne angehören mochte, wieherte auch schon über den schneeweißen Hafer, der in dem Barren lag, und über die gute Pflege mit Strohwisch und Wasser, die es in dem Stalle eines Bürgermeisters auch nicht besser gefunden hätte. Als aber in Küche und Ställen die gewöhnlichen Dinge beschickt waren, versammelten sich alle Leute des Hauses um den gedeckten Tisch in der Stube. Die Gebete vor und nach dem Essen sprach der Mönch, aber nicht, wie seine Kollegen, die sich schon an diesem Tische gesättigt hatten, in lateinischer, sondern in deutscher Sprache. Ja, er ließ es nicht bei der Danksagung allein bewenden, sondern sprach auch zu dem Manne, dessen Weib, den Kindern und Dienstboten die Worte, welche sich über dieselben in der Haustafel Luthers finden. Diese kurzen Ermahnungen des Mönchs, der so leidend aussah und doch

eine so kräftige, reine und glockenhelle Stimme hatte, ergriffen seine Zuhörer auf wunderbare Weise. Freilich waren ihre Herzen schon zubereitet durch seine lieblichen Tischreden, die er geführt hatte.

Als zum Beispiel der Mönch bemerkte, daß das Töchterlein seines Hauswirts für die Nudeln dankte, die es aus der Hand der Mutter empfing, sagte er: „Das ist fein, mein Kind. Auch in Klöstern gewöhnt man die jungen Mönche, wer ihnen nur eine geschnittene Feder schenkt, daß sie sich bücken und sagen müssen: Benedictus deus in omnibus donis suis! Das ist verdolmetschet: Gott sei gelobt um alles, das er uns schenket! Und solches ist nicht eine böse Weise, denn es geschieht darum, daß das junge Volk sich gewöhnen soll, alles mit Danksagung gegen Gott und Menschen anzunehmen. Auch ist es recht und wohl gesagt von alten, weisen Leuten: Deo, parentibus et magistris non potest satis gratiae reddi, das ist: Gott, den Eltern und Schulmeistern kann man nimmer genugsam danken noch vergelten.“

Die Bäuerin schnitt einen großen Schinken an, den ihr Mann von der Rauchkammer herabgeholt und auf den Tisch gelegt hatte. Dabei bemerkte sie, daß ihr Messer einige Scharten bekommen hatte und überhaupt arg mitgenommen worden war. Sie fragte ihre Kinder, welches von ihnen das Messer so zugerichtet hätte. Hans rief: „Ich nicht!“ und Michel: „Ich auch nicht!“ Lene aber antwortete gar nicht, sondern wurde blutrot im Gesicht, rutschte über die Bank herab und lief weinend zur Thür hinaus. Dabei bemerkte der Mönch, daß es ein zart, schwach Ding wäre um ein böses Gewissen; denn es könne sich nicht bergen, wie auch die Heiden davon gesagt haben: Conscia mens pravi de se putat omnia dici, das ist: Ein böses Gewissen ziehet alles, was geredet wird, immer auf sich. Und er erzählte darauf diese Geschichte. Es wäre ein Prediger gewesen, der hätte einmal die Gartendiebe auf der Kanzel übel gescholten und gesagt: „Ich hatte in meinem Wurzgarten zwei Beetlein mit Gurken von der Bamberger Art, immer eine größer und schöner denn die andre. Da sind in der vergangnen Nacht die Diebe eingestiegen und haben nicht den Zehnten, nicht den Fünften genommen, sondern alle bis auf diese eine in meiner Hand. Ich habe nun lange die Sünder wider das siebente Gebot mit Worten gestrafet, jetzt will ich sie

auch mit der That strafen. Denn ich weiß einen Dieb unter diesem Haufen meiner Zuhörer, und ich sehe ihn vor meinen Augen und ich kenne ihn so gut, daß ich ihn auch mit dieser Gurke treffen will.“ Und hob seine Hand auf und stellte sich ernstlich, als wollte er einen großen Wurf thun. Da standen etliche junge Bursche unter der Kanzel, die duckten sich alle, und fürchtete ein jeder, er wollte auf ihn werfen. Da sagte der Pfarrherr: „Ei, ich meinte, es wäre nur einer der Gurkendieb. Nun sind es mehr. Sehet, der Magen verdauet die gestohlenen Früchte, aber nicht das Gewissen, darinnen sie liegen bleiben, wie Kieselsteine.“

Item, sagte der Mönch, als sich einmal der Tag geneiget hätte, wäre einer in der Herberge eingekehret, daß er darinnen übernachte. „Der saß im Eck hinter dem Tisch, und der Wirt auf der Bank hinter dem Ofen, und der Hausknecht mitten in der Stube und machte eine Schnur an seine Geißel. Da schrie der Wirt auf einmal: „Hansgörg, ein Räuber, ein Räuber!“ und der Hausknecht fuhr auf, das Licht auf dem Tische zu schneuzen, denn es hatte angefangen zu fackeln, weil ein Knoten im Docht war. Aber der Gast sprang vom Tische hervor und über Hals und Kopf zur Thür hinaus. Darüber fiel ihm eine Diebslaterne aus der Tasche. Und der Wirt sah nun, daß er zwei Räuber in der Stube gehabt hatte, einen auf dem Tisch und einen hinter demselben. Also läuft das böse Gewissen vor einem Knoten im Dochte davon.“

Wiederum, als die Bäuerin ihre Gabel unter den Tisch fallen ließ, und Hans, der zunächst dabei saß, dieselbe nicht alsobald aufhob, sagte der Mönch: „Ei, Hänslein, wie faul! Da wäre das Knäblein Jesus gesprungen und hätte der Mutter die Gabel flugs aufgehoben. Denn Christus ist gegangen in den Werken des vierten Gebotes. Das sind aber solche Werke, deren Vater und Mutter im Hause bedürfen, daß er Wasser, Brot, Fleisch geholet, des Hauses gehütet und dergleichen mehr gethan hat, was man ihn hat geheißen, wie ein ander Kind. Solches hat das liebe Jesusknäblein gethan. Wenn seine Mutter gesagt hat: „Sohn, lauf hin und hole mir eine Kandel voll Wasser, oder um eine Landmünz Salz,“ so ist er fröhlich hingelaufen und hat's geholt. Da sollen alle Kinder, so gottselig und fromm sind, sprechen: Hat Jesus in der Werkstatt des Joseph

Zimmerspäne aufgelesen und anderes, was ihm seine Eltern befohlen haben, gethan, ei, wie feine Kinder wären wir, wenn wir seinem Exempel folgten und auch dasjenige williglich thäten, was uns unsere Eltern heißen, es wäre auch so schlecht und gering, als es sein könnte.

Als die zwei Knaben dem Mönche die Hand geküßt hatten und auf ihre Kammer zu Bette gingen, schaute ihnen ihre Mutter mit einem Seufzer nach und sagte: „O, was für Sorgen machen doch die Kinder!“ Darauf versetzte der Klosterbruder: „O Weib, die Vöglein fliegen vor unsern Augen vorüber, uns zu kleiner Ehren, daß wir wohl möchten unsere Hütlein vor ihnen abthun und sagen: Mein lieber Herr Doktor, ich muß ja bekennen, daß ich die Kunst nicht kann, die du kannst. Du schläfst die Nacht in deinem Nestlein ohne Sorge; des Morgens stehst du wieder auf, bist fröhlich und guter Dinge, setzest dich auf ein Bäumlein und singst, lobst und dankest Gott. Darnach suchst du Nahrung und findest sie. Pfui, was habe ich alter Narr gelernt, daß ich's nicht auch thue, der ich doch so viel Ursache dazu habe? Thut doch, wie die Vöglein, lernet glauben, singet, seid fröhlich und lasset euern himmlischen Vater für euch sorgen.“

„Sehet Leute,“ fuhr der Klosterbruder fort, „daheim vor dem Fensterlein meiner Zelle steht ein Kraut im Topfe. Der Bruder Gärtner heißt es Reseda, und der Geruch seiner Blüte übertrifft alle Würze. Dieses Kraut besucht je um Ägidi ein Sommervogel, weiß mit etlichen Flecken auf seinen Flügeln. Der legt seine Eier mitten unter die Blätter, je eins und eins fern voneinander, daß sie nicht naß werden von Tau und Regen, und daß die Jungen einander die Nahrung nicht schmälern. Die Eier aber kleben mit dem offenen Ende am Blatt, und wenn nun das Junge darin aus seinem Schlafe aufwacht und heraus will, findet es den Ausgang versperrt, aber nicht mit Eisen, Stein oder Holz, sondern nur mit seinem Futter, das ihm so gut schmeckt und mundet, wie unsereinem Zibeben und Mandeln. Und wenn es sich durchgespeist hat, streckt es sein Köpflein zwei- oder dreimal in die Höhe und weidet dann fort, bald zur Rechten, bald zur Linken, wie es will. Der Vater im Himmel macht es dem kleinen Würmlein, als schlösset ihr ein Knäblein oder Mägdlein in eine stille Kammer, davon die Thüre ein großer Pfefferkuchen ist, und sprächet zu ihm: „Jetzt schlaf! und

wenn du aufwachst und willst zu uns heraus in den Sonnenschein, so mußt du dich durch den Honigkuchen hindurchessen." So aber Gott für ein Würmlein also sorgt, das heute lebt und morgen dem Sperling zur Speise dient, sollte er das nicht vielmehr euren Kindlein thun? O ihr Kleingläubigen!"

Und da es Zeit war, erhoben sich auch die drei Dienstboten des Bauern vom Tische, bückten sich tief vor dem Priester und gingen ihres Wegs, mit ihnen der Begleiter des Mönchs. Die Bäuerin schaute ihnen nach und seufzte: „Wie schwer sind die Dienstboten in unserer Zeit zu regieren!" „Wohl," versetzte der Klosterbruder, „aber auch mit Kurzweil und Fabeln, wenn man sie wohl zu gebrauchen weiß. Daß ich ein Exempel gebe: Wenn's einem Knechte zu wohl ist und will's besser und spricht in seinem Herzen: Bei meinem Herren habe ich zwar alles sicher, Jahr um Jahr fünf Gulden und Leinwerk zu zwei Hemden und einen Schurz, aber nichts darüber; beim Kronenwirt in Schwabach giebt's zwar keinen Lohn, aber viel Trinkgeld und Unterhaltung, denn das Fuhrwerken geht Tag und Nacht; zu dem will ich mich verdingen — diesem Knechte wollte ich erzählen: Es war einmal ein Hündlein, das strich eines Morgens durch die Fleischbank und erhaschte eine Kalbslunge. Zuerst lief es aus Leibeskräften, weil die Metzger hinter ihm drein waren; zuletzt, da seine Verfolger umkehrten, ging es langsam über einen Steg. Da sah es unter sich einen andern Hund im Wasser, mit einem Stück Fleisch im Maule, das ihm größer und schöner dünkte, denn das seine. Folglich ließ es die Lunge fallen und schnappte nach dem Fleisch, worüber es den guten Bissen verlor und seine Schnauze in das leere Wasser stieß. Denn es erging ihm, wie allen Unzufriedenen, die das Gute verlieren und jenes Bessere nicht kriegen.

Item, wenn sich eine Magd an eine andere hängt, und Gefahr vorhanden ist, daß sie von der bösen Freundin verführt werde, so wollte ich bei Gelegenheit erzählen: Naschmunde, die junge Maus, so bei dem reichen Bauer Wackerbart diente, erging sich eines Sonntags nach der Vesperkirche an der Altmühl. Jenseits des Wassers aber, auf einem niederen Weidenstumpfe, saß der grüne Grashüpfer und geigte, und die Wassermäuse, Jünglinge und Jungfrauen, daneben auch etliche Knäblein und Mägdlein, tanzten dazu auf dem Sande,

daß es staubte. Als diese ihre Kamerädin am andern Ufer ersahen, schwamm sogleich ihre beste Freundin, wie sie sich nannte, zu ihr hinüber und sprach: „Munde, komm zu uns herüber zu einem Walzer." „Meine Frau," antwortete Munde, „hat gesagt, wo die Bursche und Dirnen zur Fidel tanzten, daß es stäubt, da sollte ich davon bleiben." — Sprach die Freundin: „Ein Tänzlein in Ehren kann niemand wehren." — Sprach Munde: „Und dann komm ich zu spät nach Hause." — Sagte die Freundin: „Einmal ist keinmal." — Sprach Munde: „Und wie komme ich über das tiefe Wasser hinüber und wieder herüber?" — Sagte die Freundin: „Ich trage dich auf meinem Rücken hin und wieder." — Gesagt, gethan. Naschmunde setzte sich auf, und die Freundin schwamm mit ihr an das andere Ufer, allwo sie mit Jauchzen empfangen wurden. Da tanzte sie bis tief in die Nacht, und weil sie in den Ringelreihen schwindlig geworden war, band sie sich auf dem Rückwege mit einer Binse an den Hals der Freundin, damit sie nicht in die Altmühl falle. Aber als sie mitten im Fluß waren, kam ein großer Raubfisch aus der finstern Tiefe und verschlang beide. Naschmunde, das junge Blut, hätte sich vielleicht noch retten können, wenn sie allein gewesen wäre, aber sie hing zu fest an dem Hals der Freundin."

Nach dieser und anderen Tischreden gaben auch der Bauer und sein Weib ihrem Gaste gute Nacht, der sich dann sogleich auf dem Lotterbett zur Ruhe legte. Am andern Morgen, als es noch dämmerte, ritt er wieder weiter nach Weißenburg zu.

In dem Leben Dr. Martin Luthers nach Johann Matthesius lesen wir: „Da nun der römische Legat in Augsburg auf Luthers Schriften keine Antwort gab, ward allen Freunden dieses lange Stillschweigen verdächtig, also daß sie böse Anschläge befürchteten. Daher verschaffte ihm Dr. Staupitz ein Pferd; der Rat von Augsburg gab ihm einen alten Ausreiter zu, der die Wege wußte, und Herr Christoph Langemantel half ihm des Nachts durch ein Pförtlein aus der Stadt. Da ritt er den ersten Tag acht Meilen, hernach etwas langsamer, und kam über Nürnberg glücklich nach Wittenberg." — Ist nun unser Mönch und Klosterbruder Dr. Martin Luther gewesen oder nicht?

## 77. Die Amtmännin.

Karl Stöber.

Die Franzosen waren bei Würzburg von den Österreichern geschlagen worden und eilten nun in ihren luftigen Hosen und zerrissenen Schuhen auf den Rhein zu. Aber wie eine Meereswoge nicht von dem Ufer zurückkehrt, ohne alles Bewegliche durcheinanderzuwerfen oder mitzunehmen, so machten es auch die Franzmänner. Sie plünderten überall und ließen das Schlechtere liegen, wo sie etwas Wertvolleres fanden. Mit dem Instinkte des Spürhundes begabt, wußten sie auch die geheimsten und verborgensten Verstecke zu finden. Nur die Kleinode, welche man hie und da in Schwalbennester gelegt hatte, entgingen ihren Falkenaugen und Geierfängen; es war, als sollte die Gastfreundschaft vergolten werden, womit man da und dort diese Sommergäste unter den Vorsprüngen und in den Vorplätzen der Wohnungen aufgenommen hatte, wie zum Beispiel im Amthause am Main.

Die Familie darin war am 7. September 1796 schon zweimal, morgens und nachmittags, von fliehenden französischen Scharen heimgesucht und geplündert worden. Die Federn der aufgeschnittenen Betten flogen im Hofe herum, und die Sperlinge, zweibeinige Diebe, wie die damaligen Franzosen, trugen sie büschelweise in ihre Nester. Die umherliegenden Scherben eines Service von Meißener Porzellan zeugten von der Zerstörungswut der Feinde. Die Amtmännin schritt dazwischen herum und klaubte die eine und die andere Tasse auf, welche, zwischen die Aktenbündel aus der Registratur gefallen, ganz geblieben war. Ihre beiden Knaben lockten die Hühner zusammen, welche sich hinter die Holzstöße, auf die Dächer und Bäume geflüchtet hatten. Die Hausmagd räumte mit einer Mistgabel die Hemden, Schuhe u. s. w. hinaus, welche die Gallier gegen die Kleidungsstücke des Amtmanns vertauscht hatten. Mit einem Worte, durch das ganze Amthaus war in Pflicht und Liebe alles thätig, wie Ameisen auf ihrem Bau, wenn ein vorüberrennender Büffel seine Hörner an ihrem Hügel versucht hat. Die guten Leute wären auch unter dem Greuel der Verwüstung noch weit gekommen, wenn sie der Feind in Ruhe gelassen hätte.

Dazwischen kamen einige ungarische Husaren in den Hof gesprengt und verlangten Wein. Da sie aber der Amtmann versicherte, daß ihm die Franzosen nach zweimaliger Plünderung keinen andern Tropfen ungetrunken und unverschüttet gelassen hätten als den Siebzehnhundertsechsundneunziger, der aus der Brunnenröhre hinter ihm laufe, warfen sie ihre leichten Rosse wieder herum und ritten weiter. Auch die zwei Knechte des Amtmanns gingen nun in den Wald hinaus, um die dort versteckten Pferde wieder heimzuholen, weil man im Amthause der einstimmigen Meinung war, es würden keine Feinde mehr nachkommen, nachdem sich einmal Freunde gezeigt hätten. Kaum aber waren sie weg, so kamen die alten Gäste, nämlich Franzosen, zum Hofthore herein. Das Hühnervolk flog vor der wirbelnden Trommel wieder auf die Bäume und Dächer, die Amtmännin flüchtete sich mit ihren beiden Knaben hinter einen ganz gebliebenen Fensterladen im zweiten Stocke des Hauses, nur der Amtmann blieb mit einem Aktenbündel unter dem Arme ruhig stehen. Diese Rotte hielt sich nicht, wie ihre Vorgänger, bei Kleinigkeiten auf, sondern verlangte den Schlüssel zum Kassagewölbe. Der stecke, erwiderte der Amtmann, in der Thüre, die Kasse aber sei seit längerer Zeit auf dem Marienberg in Würzburg, und es fehlte nicht viel, daß er auch gut lakonisch hinzugesetzt hätte: „Packt euch und sucht sie!“ Aber der französische Offizier verstand den deutschen Mann und beschloß nun, auf keinen Fall leer wegzugehen, sondern entweder Geld oder ein Menschenleben mitzunehmen.

Doch zu dem letzteren bedurfte es wenigstens einer Form. Zwei Gemeine traten zu dem Amtmann, einer zur Rechten und einer zur Linken, und der Lieutenant setzte sich vor ihm hin, den Brunnentrog als Richterstuhl benutzend. Nur der Ankläger fehlte noch. Auch dieser trat alsbald hervor, und zwar in der Person eines Vogelfängers aus einem nahen Orte, den der Amtmann im Frühlinge zuvor für das Fangen von Nachtigallen drei Tage lang mit Wasser und Brot bewirtet hatte. Dieser würdige Mann bezeugte, daß der Amtmann immer in Verbindung mit den Österreichern gestanden und erst vor einer Viertelstunde mit einigen ungarischen Husaren geredet hatte.

Dies war dem Richter auf dem Brunnentroge schon genug, und sein Urteil „à la mort“ setzte wie ein Kommandowort alles in Be-

wegung. Die zwei zur Rechten und Linken rissen dem Amtmann den Schlafrock vom Leibe und banden ihm die Hände auf den Rücken. Fünf Mann aus dem ersten Gliede luden ihre Gewehre, die noch von einem Scharmützel mit den Österreichern rußig waren. Der kleine Tambour, der schon mehreren den letzten Marsch geschlagen hatte, steckte das Sacktuch des Verurteilten unter seine Trommel, um sie zu dämpfen, und so ging es im Totenmarsch durch den Hausgarten auf die hinter demselben liegende Wiese hinaus.

Schon bei dem Laden der Gewehre fingen die Knaben des Amtmanns an zu schreien, was sie konnten, seine Gattin aber, statt, wie zu erwarten war, mit einzustimmen, war auf einmal, wie von einem neuen, ihr sonst ganz fremden Geiste beseelt. Sie sprang vom Fenster hinweg und suchte nach irgend einer Waffe; hinter der Amtsstubenthüre, welche bei der ersten Plünderung aufgesprengt und offen geblieben war, hing die Kugelbüchse ihres Mannes, womit er manchmal über den Main hinüber nach Federwild schoß, das er mit der Flinte nicht erreichen konnte. Ob das Gewehr geladen wäre oder nicht, ob sie, die noch nie eine Feuerwaffe in der Hand gehabt hatte, damit umgehen könne oder nicht, das versuchte sie nicht. „Mein Mann in Todesgefahr!" war ihr einziger Gedanke, seine Rettung ihr einziger Zweck. Über die besten Mittel zu diesem Zweck nachzudenken, hatte sie auf ihrem Laufe vom Schloß durch den Garten bis zur Mauer, die diesen von der Wiese trennte, keine Zeit. Hier hielt sie einen Augenblick, um das Gewehr zum Schuß fertig zu machen, und legte es auf die niedere Mauer, wie ihr Gatte manchmal in ihrem und der Knaben Beisein auf dem Fenstersims seiner Amtstube gethan hatte, wenn er bequem den Hahn spannen oder das Zündloch untersuchen wollte, indes am jenseitigen Ufer ein Reiher oder ein anderes Federwild näher heranzog. Aber indem die hastige Frau weniger auf das Gewehr, als auf die Wiese hinaussah, wo man dem Amtmann eben die Augen verbinden wollte, entwischte der halb aufgezogene Hahn ihrer Hand, und das stark geladene Gewehr ging mit einem großen Knall los.

Von den Franzosen war keiner getroffen. Sie liefen alle davon, wie Hühner, die mit ihren Flügeln rudernd vor dem nachjagenden Flurschützen über eine Herbstwiese fliehen. „Les hussards!" schrie

der Lieutenant, „les Hongrois!“ kreischten die andern, und alle eilten hinter dem Nachtigallenfänger auf eine Fähre zu, die am Ufer des Mains lag, und auf der sie einige Mann zurückgelassen hatten. Denn zum Überfluß sahen sie im ersten Schrecken die Knechte des Amtmannes, die mit den geholten Pferden aus dem nahen Walde herauskamen, für ein feindliches Detachement an.

Der Amtmann blieb allein stehen und war anfangs, als er die Binde von seinen Augen gerissen hatte, mit seinen Mördern einerlei Meinung. Aber bald wankte seine Gattin aus dem Garten herbei und erklärte ihm den eigentlichen Grund des panischen Schreckens. Auch die Knaben, die Mägde und Knechte eilten herzu, und der Halbgeopferte wurde im Triumph in das Schloß zurückgeführt.

Nun war er klüger geworden. Er warf sich mit allen seinen Leuten und einiger Munition in einen alten, festen Turm, welcher das Arsenal der adeligen Familie enthielt, der er diente. Und als am andern Morgen die letzte Rotte der fliehenden Franzmänner kam, um die Scenen von gestern zu wiederholen, schoß er aus einer kleinen Feldschlange eine so ausgiebige Ladung Hagel unter sie, daß die Federn ihrer Büsche umherflogen und sie den zweiten Willkommen nicht abwarten wollten. Mittags kam der starke Vortrab des österreichischen Heeres, und Erzherzog Karl kehrte die beiden Mainufer vollends sauber.

So hat der Sohn des Amtmannes erzählt, der, damals noch ein Knabe, hinter seinem Vater stand, als dieser die Feldschlange richtete, und in seine kleinen Hände klatschte, als die Franzosen, wie weiland Robinsons Indianer, auf und davon liefen.

---

## 78. Der Weihnachtsmarkt in Berlin.

Ludwig Tieck.

„Als ich ein Kind war,“ so erzählte Medling, ein geborner Berliner, „war der Markt und die Ausstellung, wo die Eltern für die Kinder oder sonst Angehörigen Spielzeug, Näschereien und Geschenke zum Weihnachtsfeste einkauften, eine Anstalt, deren ich

mich immer noch in meinem Alter mit großer Freude erinnere. In dem Teile der Stadt, wo das Gewerbe am meisten vorherrschte, wo Kaufleute, Handwerker und Bürgerstand vorzüglich ein rasches Leben verbreiteten, war in der Straße, welche von Kölln zum Schlosse führt, schon seit langer Zeit der Aufbau jener Buden gewöhnlich, die mit jenem glänzenden Tand als Markt für das Weihnachtsfest ausgeschmückt werden sollten. Diese hölzernen Gebäude setzten sich nach der langen Brücke sowie gegenüber nach der sogenannten Stechbahn fort als rasch entstehende, schnell vergehende Gassen. Vierzehn Tage vor dem Feste begann der Aufbau, mit dem Neujahrstage war der Markt geschlossen, und die Woche vor der Weihnacht war eigentlich die Zeit, in welcher es auf diesem beschränkten Raum der Stadt am lebhaftesten herging und das Gedränge am größten war. Selbst Regen und Schnee, schlechtes und unerfreuliches Wetter, auch strenge Kälte konnten die Jugend wie das Alter nicht vertreiben. Hatten sich aber frische und anmutige Wintertage um jene Zeit eingefunden, so war dieser Sammelplatz aller Stände und Alter das Fröhlichste, was der heitere Sinn nur sehen und genießen konnte; denn nirgends habe ich in Deutschland und Italien etwas dem Ähnliches wiedergefunden, was damals die Weihnachtszeit in Berlin verherrlichte.

Am schönsten war es, wenn kurz zuvor Schnee gefallen und bei mäßigem Frost und heiterem Wetter liegen geblieben war. Alsdann hatte sich das gewöhnliche Pflaster der Straße und des Platzes durch die Tritte der unzähligen Wanderer gleichsam in einen marmornen Fußboden verwandelt. Um die Mittagsstunde wandelten dann wohl die vornehmeren Stände behaglich auf und ab, schauten und kauften, luden den Bedienten, welche ihnen folgten, die Gaben auf, oder kamen auch nur wie in einem Saal zusammen, um sich zu besprechen und Neuigkeiten mitzuteilen. Am glänzendsten aber sind die Abendstunden, in welchen diese breite Straße von vielen tausend Lichtern aus den Buden auf beiden Seiten erleuchtet wird, daß fast eine Tageshelle sich verbreitet, die nur hie und da durch das Gedränge der Menschen sich scheinbar verdunkelt. Alle Stände wogen fröhlich und laut schwatzend durcheinander. Hier trägt ein bejahrter Bürgersmann sein Kind auf dem Arme und zeigt und erklärt dem laut jubelnden Knaben alle Herrlichkeiten. Eine Mutter erhebt dort

die kleine Tochter, daß sie sich in der Nähe die leuchtenden Puppen, deren Hände und Gesicht von Wachs die Natur anmutig nachahmen, näher betrachten könne. Ein Kavalier führt die geschmückte Dame, der Geschäftsmann läßt sich gern von dem Getöse und Gewirr betäuben und vergißt seine Akten, ja selbst der jüngere und ältere Bettler erfreut sich dieser öffentlichen, allen zugänglichen Maskerade und sieht ohne Neid die ausgelegten Schätze und die Freude und Lust der Kinder, von denen auch die geringsten die Hoffnung haben, daß irgend etwas für sie aus der vollen Schatzkammer in die kleine Stube getragen werde.

So wandeln denn Tausende, scherzend, mit Plänen zu kaufen, erzählend, lachend, schreiend an den süßduftenden mannigfaltigen Zucker- und Marzipangebäcken vorüber, wo Früchte in reizender Nachahmung, Figuren aller Art, Tiere und Menschen, alles in hellen Farben strahlend, die Lüsternen anlacht. Hier ist eine Ausstellung wahrhaft täuschenden Obstes, Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen, Birnen und Äpfel, alles aus Wachs künstlich geformt; dort klappert, läutet und schellt in einer großen Bude tausendfaches Spielzeug aus Holz in allen Größen gebildet, Männer und Frauen, Hanswürste und Priester, Könige und Bettler, Schlitten und Kutschen, Mädchen, Frauen, Nonnen, Pferde mit Klingeln, ganzer Hausrat, oder Jäger mit Hirschen und Hunden; was der Gedanke nur spielend ersinnt, ist hier ausgestellt, und die Kinder, Wärterinnen und Eltern werden angerufen, zu wählen und zu kaufen. Jenseits erglänzt ein überfüllter Laden mit blankem Zinn; denn damals war es noch gebräuchlich, Teller und Schüsseln von diesem Metall zu gebrauchen. Aber neben den polierten und spiegelnden Geräten blinkt und leuchtet in Rot und Grün und Gold und Blau eine Unzahl regelmäßig aufgestellter Soldaten, Engländer, Preußen und Kroaten, Panduren und Türken, prächtig gekleidete Paschas auf geschmückten Rossen, auch geharnischte Ritter und Bauern, und Wald im Frühlingsglanz, Jäger, Hirsche und Bären und Hunde in der Wildnis. Wurde man schon auf eigne, nicht unangenehme Weise betäubt von all dem Wirrsal des Spielzeugs, der Lichter und der vielfach schwatzenden Menge, so erhöhten dies noch durch Geschrei jene umwandelnden Verkäufer, die sich an keinen festen Platz binden mochten. Diese

drängen sich durch den dicksten Haufen und schreien, lärmen, lachen und pfeifen, indem es ihnen weit mehr um diese Lust zu thun ist, als Geld zu lösen. Junge Burschen sind es, die unermüdet ein Viereck von Pappe umschwingen, welches, an einem Stecken mit Pferdehaar befestigt, ein seltsam lautes Brummen hervorbringt, wozu die Schelme laut „Waldteufel kauft!“ schreien. Nun fährt eine große Kutsche mit vielen Bedienten langsam vorüber. Es sind die jungen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, welche auch an der Kinderfreude des Volkes teilnehmen wollen. Nun freut der Bürger sich doppelt, auch die Kinder seines Herrschers so nahe zu sehen; alles drängt sich mit neuem Eifer um den stillstehenden Wagen.

Jedes Fest und jede Einrichtung,“ so beschloß Medling seinen Bericht, „wächst mit den Jahren und erreicht einen Punkt der Vollendung, von welchem es dann schnell oder unvermerkt wieder hinabsinkt. So viel ich nach den Erinnerungen meiner Jugend und Kindheit urteilen darf, war diese Volksfeierlichkeit von den Jahren 1780 bis etwa 1793 in ihrem Aufsteigen und in der Vollkommenheit. Schon in den letzten Jahren richteten sich in näheren oder entfernteren Straßen Läden ein, die die teureren und gleichsam vornehmeren Spielzeuge zur Schau ausstellten. Zuckerbäcker errichteten in ihren Häusern anlockende Säle, in welchen man Landschaften aus Zuckerteig oder Dekorationen, später ganze lebensgroße mythologische Figuren, wie in Marmor ausgehauen, aus Zucker gebacken sah. Übertriebener Glanz trat an die Stelle der Heiterkeit und des Scherzes. Trotzdem ist diese Christzeit in Berlin, vergleicht man das Leben dieser fröhlichen und für Kinder so ahnungsreichen Tage mit dem in allen andern Städten, immer noch eine klassische zu nennen, wenn man das Klassische als den Ausdruck des Höchsten und Besten in jeglicher Art gebrauchen will.“

---

## 79. Die Befreiung der Waldstätte.

Nach Ägidius Tschudi.

An den Ufern des Vierwaldstätter Sees liegen die drei Landschaften Uri, Schwyz und Unterwalden, welche seit alten Zeiten zum Deutschen Reiche gehörten und, ohne einem Landesherrn unterthan zu sein, stets treu und fest zu Kaiser und Reich gehalten hatten. Aber Kaiser Albrecht I., der ein strenger und gewaltthätiger Herr war, wollte die Schweizer ganz unter die Oberhoheit des Hauses Österreich zwingen, und als die freien Männer sich nicht fügen wollten, so schickte er ihnen zwei Landvögte, die in allen Dingen an Kaisers statt über sie zu gebieten hatten: Hermann von Geßler regierte in Uri und Schwyz und hatte seinen Sitz auf der Burg zu Küßnacht, während in Unterwalden Beringer von Landenberg auf der Burg zu Sarnen hauste. Diesen Vögten hatte der Kaiser befohlen, daß sie gegen jeden Strafbaren, wie geringe Sachen es auch immer betreffe, zum strengsten verfahren, keine Gnade ausüben und niemand verschonen sollten. Es waren zwei grimmige, rauhe und unbarmherzige Männer; das wußte der Kaiser, und er hatte sie deshalb dazu bestellt. Sie fingen auch alsbald an, die guten Leute streng und hart zu halten, sie um kleiner Ursach willen gefänglich auf die Feste Küßnacht zu führen und Gewalt und Grausamkeit auszuüben, wie zuvor im Lande nicht erhört war.

In Unterwalden wohnte der alte Heinrich von Melchthal, ein frommer, verständiger und ehrbarer Landmann, der wohlgeachtet war unter seinen Landsleuten und allerwege mit Rat und That dafür gewirkt hatte, daß man bei den Freiheiten des Landes bleibe und sich vom Reich nicht trennen ließe. Darum war ihm Landenberg feindselig gesinnt, und um eines geringen Vergehens willen, das sein Sohn, Arnold von Melchthal, begangen hatte, schickte er seinen Knecht, daß er ihm das schönste Gespann Ochsen wegnehmen sollte. Als der Alte dawider reden wollte, sprach der Knecht: „Es ist des Landvogts Meinung, daß der Bauer, wenn er Brot essen will, den Pflug selbst ziehen soll.“ Damit griff er nach den Ochsen und wollte sie losspannen; aber der junge Arnold schlug mit einem Stecken den Knecht stark auf die Hand, daß ihm gleich ein Finger brach. Der

Jüngling entfloh zu Freunden ins Urner Land, aber den Vater forderte der Landvogt in heftigem Zorn vor sich und fuhr ihn mit rauhen Worten an, er solle ihm den Sohn zur Stelle schaffen. Da der alte Mann dies nicht konnte, so ließ er ihn ergreifen und ihm beide Augen ausstechen.

Nicht gelinder verfuhr Geßler in Uri. Um das Land desto besser in Furcht und Gehorsam zu halten, wollte er eine Feste in Uri bauen; er ließ daher Steine, Kalk, Sand und Zimmerholz auf einen Hügel bei Altorf bringen, fing an, den Bau ins Werk zu richten, und wenn jemand fragte, wie die Feste heißen würde, so sprach er: Zwing=Uri. Das verdroß die Landleute, und die Feste war ihnen ein großer Dorn im Auge; er aber drohte, er wolle sie also weich und zahm machen, daß man sie um einen Finger winden könnte. Da ließ er zu Altorf am Platze bei den Linden, wo jedermann vorübergehen mußte, eine Stange aufrichten und einen Hut oben darauf legen; dazu ließ er gebieten, bei Leibesstrafe und Verlust des Gutes, daß jedermann, der da vorüberginge, mit gebogenem Knie und entblößtem Haupte dem Hute Ehre beweisen sollte, als ob der Kaiser selbst, oder er an seiner statt, persönlich da wäre. Dieser große Übermut drückte das Volk noch ärger als der Bau des Schlosses. Doch wagten sie nicht, sich zu widersetzen wegen des Kaisers Ungnade und gewaltiger Macht.

In denselben Tagen geschah es, daß Geßler durch das Land Schwyz ritt. Nun saß zu Steinen in Schwyz ein kluger, ehrbarer Mann von altem Geschlecht, Werner von Stauffach genannt, der viel Anhang bei den Landleuten hatte und in großem Ansehen stand; der hatte sich zu Steinen diesseits der Brücke ein schönes neues Haus gebaut. Wie nun der Landvogt an das Haus geritten kam, und Stauffacher, der an der Thür stand, ihn ehrerbietig grüßte als seinen Herrn, hielt er an und fragte ihn: „Wessen ist dies Haus?“ Er wußte es aber wohl, denn er hatte vor andern gedroht, er wolle ihm das Haus nehmen. Stauffacher, der wohl merkte, daß er ihn nicht im guten fragte, erwiderte: „Dies Haus ist meines Herrn, des Kaisers, und euer, und mein Lehen.“ Aber der Landvogt sprach: „Ich bin an des Kaisers statt Regent im Land, ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne meine Einwilli=

gung; will auch nicht, daß ihr also frei lebt, als ob ihr selbst Herren wäret. Ich werde euch das zu wehren wissen."

Diese Rede beschwerte dem Stauffacher das Herz, er war unmutig und hatte keine Freude mehr an seinem schönen Haus und Besitz. Wie nun seine Frau, die ein kluges und treffliches Weib war, seinen Kummer sah und die Ursache vernahm, sprach sie zu ihm: „Du weißt, wie mancher fromme Mann in unserm Land über des Landvogts Wüterei klagt; so zweifle nicht, daß auch in Uri und Unterwalden das tyrannische Joch viele wackere Männer drückt. Darum wäre gut und vonnöten, daß euer etliche, die einander vertrauen dürfen, heimlich zu Rat gingen, wie ihr der übermütigen Gewalt frei kommen möchtet. Gott würde euch ohne Zweifel nicht verlassen und euch helfen, die unbillige Gewalt zu bändigen, so wir ihn von Herzen anrufen." Da machte sich Stauffacher sogleich auf und begab sich nach Uri zu einem angesehenen Landmanne Namens Walter Fürst, der ihm ein treuer nnd vertrauter Gastfreund war, um sich mit ihm über die Not des Landes zu besprechen. Hier traf er den jungen Arnold von Melchthal, der an nichts anderes dachte, als wie er für die Greuelthat, die der Landenberger an seinem frommen Vater verübt hatte, Rache und Vergeltung nehmen könnte.

Wie nun die drei Männer aus den drei Landen so zusammen waren, meinten sie, es sei besser zu sterben, als ein so schmähliches Joch länger zu tragen. Da schwuren sie sich, mit Gottes Hilfe einen Bund zur Befreiung des Schweizer Volkes zustande zu bringen: jeder sollte in seinem Lande seine Blutsfreunde und andere vertraute Männer heimlich dafür werben. Dies geschah, und in einer Herbstnacht des Jahres 1307 kamen alle diese Landleute, etwa dreißig an der Zahl, auf dem Rütli, einer baumumkränzten Bergwiese am Vierwaldstätter See, zusammen. Sie hoben ihre Augen zu den Sternen auf, reichten sich die Hände und schwuren einen heiligen Eid, daß sie Leib und Leben daran setzen wollten, ihre alte Freiheit wiederzuerwerben und die tyrannischen Landvögte zu vertreiben. Da aber die festen Schlösser unbezwinglich schienen, so beschloß man, die Sache bis zum Neujahrstage aufzuschieben, wo die Sitte, dem Vogt auf seiner Burg ein gutes Jahr zu wünschen, bequeme Gelegenheit zur Ausführung des Anschlages bieten würde.

Einige Zeit danach, es war Sonntag der 18. des Wintermonats, ging ein redlicher, frommer Landmann aus Uri, Wilhelm Tell genannt, zu Altorf an dem aufgehenkten Hut vorüber, ohne sich vor ihm zu neigen. Das ward dem Landvogt angezeigt; also morgens danach am Montag beruft er den Tell vor sich und fragt ihn streng, warum er seinen Geboten nicht gehorsam wäre und dem Kaiser wie auch ihm zum Trotz dem Hute keine Ehre bewiesen hätte. Tell gab zur Antwort: „Lieber Herr, es ist von ungefähr und nicht aus Verachtung geschehen, verzeihet mir's. Wäre ich besonnen, so hieße ich nicht der Tell. Ich bitte um Gnade, es soll nicht mehr geschehen." Nun war der Tell ein guter Armbrustschütz, daß man ihn besser kaum fand, und hatte hübsche Kinder, die ihm lieb waren; nach diesen schickte der Landvogt und sprach: „Tell, welches unter diesen Kindern ist dir das liebste?" Tell antwortete: „Herr, sie sind mir alle gleich lieb." Da sprach der Landvogt: „Wohlan, Tell, du bist ein guter Schütz, wie ich höre; nun wirst du deine Kunst vor mir bewähren und einem deiner Kinder einen Apfel von seinem Haupte schießen müssen. Darum hab' acht, denn triffst du ihn nicht des ersten Schusses, so kostet es dich dein Leben." Der Tell erschrak und bat den Landvogt um Gottes willen, daß er ihm den Schuß erließe, denn es wäre unnatürlich, daß er auf sein liebes Kind schießen sollte; er wollte lieber sterben. Der Landvogt aber sprach: „Das mußt du thun, oder du und das Kind sterben."

Nun sah Tell wohl, daß er es thun mußte; er bat Gott inniglich, daß er ihn und sein liebes Kind behüte, nahm seine Armbrust, spannte sie, legte den Pfeil auf und steckte noch einen Pfeil hinten in das Koller. Der Landvogt legte dem Knaben, der nicht mehr als sechs Jahr alt war, selbst den Apfel aufs Haupt. Tell zielte und schoß dem Kinde den Apfel vom Scheitel, daß er das Kind nicht verletzte. Der Landvogt verwunderte sich des meisterlichen Schusses, lobte den Tell wegen seiner Kunst, fragte ihn aber, was das bedeute, daß er noch einen Pfeil hinten ins Koller gesteckt habe. Tell erschrak, doch hätte er gern die Sache in Frieden abgethan, und antwortete, es wäre also der Schützen Gewohnheit. Der Landvogt aber sagte: „Tell, nun sage mir fröhlich die Wahrheit und fürchte dich nicht, du sollst deines Lebens sicher sein; denn die gegebene Antwort nehme

ich nicht an, es wird etwas anderes bedeutet haben.“ Da sprach Wilhelm Tell: „Wohlan, Herr, da ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich euch die gründliche Wahrheit sagen: hätte ich mein Kind getroffen, so würde ich mit dem andern Pfeil euch erschossen und ohne Zweifel euer nicht gefehlt haben.“ Da der Landvogt das hörte, sprach er: „Ich habe dich deines Lebens gesichert, das will ich dir halten. Weil ich aber deinen bösen Willen gegen mich erkannt habe, so will ich dich an einen Ort führen lassen, wo du weder Sonne noch Mond sehen sollst, damit ich vor dir sicher sei.“ Hierauf ließ er ihn binden und auf ein Schiff führen, denn er wollte mit ihm nach Brunnen fahren und ihn von dort nach Küßnacht bringen, wo er in einem finstern Turm sein Leben enden sollte. Tells Schießzeug aber, Köcher, Pfeile und Armbrust, welches der Vogt ebenfalls mitnahm, um es für sich zu behalten, lag am hinteren Ende des Schiffes beim Steuerruder.

Als sie nun auf den See kamen, da fügte es Gott, daß ein so grausamer und ungestümer Sturmwind losbrach, daß sie alle jämmerlich zu ertrinken meinten. Da sprach der Diener einer zum Landvogt: „Herr, ihr sehet eure und unsere Not; nun ist der Tell ein starker Mann und kann wohl steuern; man sollte ihn jetzt in der Not brauchen.“ Da wandte sich Geßler an Tell: „Wenn du es dir getrautest, uns aus dieser Gefahr zu helfen, so wollte ich dich deiner Bande entledigen.“ Tell gab zur Antwort: „Ja, Herr, ich getraue mir's wohl, uns mit Gottes Hilfe zu retten.“ So ward er losgebunden, trat ans Steuerruder und fuhr redlich hin; doch lugte er allenthalben auf eine gute Gelegenheit, zu entrinnen. Als sie nun nahe zu einer Felsenplatte kamen, die gerade in den See vorsprang, ersah er sich den Vorteil und schrie den Knechten zu, sie sollten fest anziehen, bis sie an die Platte kämen, dann hätten sie das Schlimmste überwunden. Als sie nun dicht daran waren, drückte er das hintere Schiffsende mit Macht an den Felsen, faßte schnell sein Schießzeug und that einen mächtigen Sprung hinaus auf die Platte; das Schiff aber stieß er mit Gewalt hinter sich in den See zurück. Schnell erstieg er nun völlig die Höhe und eilte durch das Land Schwyz bis nach der Landstraße zwischen Art und Küßnacht, wo eine hohle Gasse ist und Gesträuch darüber; darin lag er verborgen, denn er wußte, daß der Landvogt da vorüberreiten würde nach seiner Burg.

Geßler und seine Diener waren inzwischen mit genauer Not und großer Arbeit über den See nach Brunnen gekommen. Sogleich machten sie sich auf und kamen bald durch den Hohlweg geritten. Tell hörte in seinem Versteck allerlei Anschläge des Landvogts wider ihn; da nahm er seine Armbrust und durchschoß den Vogt mit einem Pfeile, daß er vom Rosse fiel und zur Stelle tot war. Dann floh er über das Gebirge nach Uri und verbarg sich bei seinen Freunden, das Volk aber freute sich überall, wo die That ruchbar wurde.

So war der schlimmste der Gewaltherren gefallen und bald war das Land ganz frei. Am Neujahrstage 1308 wurden die festen Schlösser, wie auf dem Rütli verabredet und beschworen war, durch List eingenommen und erobert. Zwing=Uri wurde zerstört, Landenberg entfloh, wurde aber eingeholt und gefangen. Aber die freien Landleute wollten sein Blut nicht vergießen. Er mußte schwören, das Land niemals wieder zu betreten, dann ließ man ihn ungehindert abziehen. So waren die Waldstätte frei, und der Schwur auf dem Rütli war erfüllt. Nun schickten sie Boten zueinander, schlossen einen festen, ewigen Bund und nannten sich fortan Eidgenossen: treulich wollten sie in Not und Gefahr zueinander stehen, sich helfen und sich schirmen bei ihren Freiheiten und ihrem Recht; dem Reich wollten sie die alte Treue und den gebührenden Gehorsam bewahren, aber niemand unterthan sein als dem Kaiser.

---

## 80. Herzog Leopold von Braunschweig.

Aus Vogels Lesebuch.

Am unglücklichen 27. April des Jahres 1785 durchbrach die furchtbar angeschwollene Oder die Dämme bei Frankfurt und überflutete schon die Dammvorstadt und bedrohte sie mit schnellem Untergange. Ungeheure Eisblöcke zertrümmerten zwei Joche der Brücke und schnitten hierdurch jene Vorstadt von aller Hilfe ab. Ein Haus stürzte nach dem andern ein. Die Einwohner flüchteten nach dem hohen und festen Gebäude der Seidenfabrik, dem letzten Rettungsorte. Man sah wohl von der Stadt aus die mit jedem Augenblick

zunehmende Gefahr der Hilfeflehenden, wußte aber nicht, wie man ihnen Hilfe senden sollte, da der wütende, mit Eisschollen treibende Strom nicht mehr durchrudert werden konnte. Dennoch wollte der menschenfreundliche, unerschrockene Herzog Leopold, der schon bei mancher Feuersnot sein Leben daran gesetzt hatte, sich durch eine Gefahr, wovor alle übrigen zurückschauderten, nicht aufhalten lassen. Zuerst wollte er von der Gubener Vorstadt aus mit zwei Kähnen sich durcharbeiten. Ratsherren, die ihn begleiteten, boten alles auf, ihn zurückzuhalten. Er antwortete: „Bin ich nicht ein Mensch, wie jene? Wir müssen hier Menschen retten!“ Nun aber warfen sich zwei seiner Soldaten vor ihm auf die Kniee, umfaßten die seinigen und flehten, er möchte doch sein allen so teures Leben hier nicht in den augenscheinlichen Tod stürzen, sondern desselben zur Stütze und Freude so vieler Tausende schonen! Dieses herzliche Flehen, womit sich die Bitten aller Umstehenden vereinten, bewog endlich den Herzog, diesmal wieder aus dem Kahne zu treten und sich in die Stadt zu begeben, um dort alles zur Mithilfe aufzubieten. Währenddessen, mittags zwölf Uhr, hatte sich ein Schiffer entschlossen, vom Fischerthore aus nach dem Damme sich durchzuarbeiten. Da er aber hierzu die Hilfe zweier Knechte nötig hatte, deren einer ein Soldat war, so eilte dieser zu dem Herzoge, um sich zu dem Wagstück die Erlaubnis zu erbitten. Da loderte in dem menschenfreundlichen Herzen plötzlich das edle Feuer wieder auf; er eilte mit dem Soldaten ungesäumt zum Fischerthore, stieg, ohne ein Wort zu reden, um nicht von neuem aufgehalten zu werden, rasch in den Kahn und stieß ihn, ehe noch der Schiffer selbst herankam, vom Lande ab. Kaum gewann dieser noch Zeit nachzuspringen; er wollte durchaus nicht einwilligen, daß sich der Herzog in diese Gefahr stürze, und versuchte, außer sich vor Bestürzung, die Überfahrt zu verhindern. „So werde ich,“ entgegnete Leopold mit fester Stimme, „ohne euch mit euren beiden Knechten allein hinüberfahren.“ „Aber es wird nicht gut gehen!“ rief der geängstigte Schiffer, „der Kahn hält es nicht aus!“ „Ich muß sehen,“ antwortete Leopold, „ob es denn nicht irgend möglich ist, jene Unglücklichen zu retten!“ Nun sah der Schiffer wohl ein, daß er sich fügen müsse. Die unglückliche Fahrt hub an. Zwar stieß der Kahn schon an der Brücke sehr hart an einen Eisblock, kam aber

doch glücklich durch die zertrümmerten Joche, und Leopold war so vergnügt, daß er den Major von Köppern, der auf der Brücke stand und noch von dort herab bekümmert warnte, freundlich und tröstend grüßte. Alle Augen der großen Volksmenge, die zitternd das diesseitige Ufer bedeckte, waren auf den Herzog gerichtet; alle Herzen bebten und beteten für ihn. Aber welch ein ungeheurer Schreck ergriff sie, als sie nun sahen, wie der wütende Strom plötzlich den Kahn ergriff, ihn nach dem Dammbruch bei der Seidenfabrik hinabriß, den Steuerbord an einem vorhängenden Weidenbaum zerschellte, der Kahn Wasser zu schöpfen anfing, der Steuermann zuerst in den Strom hinabstürzte und auch der Herzog taumelte, noch aber durch einen Sprung sich für einen Augenblick in die Mitte des Kahnes rettete, und sich an dem zweiten Schiffsknechte hielt, dann aber auch das Vorderteil des Kahnes gegen eine Weide anstieß, das Fahrzeug umschlug, Leopold in den gräßlichen Strudel hinunterstürzte und eine hohe, düstere Woge über ihm zusammenschlug und ihn verschlang! Zwar wurden stracks Ruderstangen, Stricke vom Damme ausgestreckt und hineingeworfen; aber die wütende Flut ließ nichts bis zu der Stelle der Not hingelangen. Die Schiffer tauchten indessen wieder auf und retteten sich; aber Leopold war verloren. „Ach, unser gütiger und bester Fürst!" Dieses Wehgeschrei durchschallte die ganze Stadt. Erst nach zwei Tagen unablässigen Nachsuchens entdeckte man des Herzogs Stock, dann auch den Hut. Aber erst sechs Tage nach dem unglücklichen Ereignis wurde, mittels der hervorragenden Hand, der Körper selbst gefunden, schon mit Sand überdeckt, zweihundert Schritte von dem Orte, wo der Menschenfreund sein Leben für die Brüder geopfert hatte, und wo ihm nachmals ein Denkmal errichtet worden ist.

# Grammatischer Anhang.

# I. Einteilung der Wörter.

A. Nach der Bedeutung der Wörter unterscheidet man neun Wortklassen 1
oder Redeteile:

1. Das Substantivum oder Hauptwort.
2. Das Adjektivum oder Eigenschaftswort.
3. Das Pronomen oder Fürwort.
4. Das Numerale oder Zahlwort.
5. Das Verbum oder Zeitwort.
6. Das Adverbium oder Umstandswort.
7. Die Präposition oder das Verhältniswort.
8. Die Konjunktion oder das Bindewort.
9. Die Interjektion oder das Empfindungswort.

Die fünf ersten Redeteile sind flektierbar; die vier letzten sind nicht flektierbar. Die Flexion ist von dreifacher Art: 1) Deklination (Substantivum, Adjektivum, Pronomen, Zahlwort), 2) Komparation (Adjektivum), 3) Konjugation (Verbum). Die deklinierbaren Redeteile haben den gemeinsamen Namen Nomen, die nicht flektierbaren heißen auch Partikeln. Die Redeteile zerfallen demnach in drei Hauptklassen: Nomen, Verbum, Partikeln.

B. Der Bildung nach unterscheidet man 2

1. Stammwörter und abgeleitete Wörter. Die letzteren werden teils durch Nachsilben, teils durch Vorsilben, beides häufig mit Änderung des Stammvokals, teils durch bloße Änderung des Stammvokals gebildet, z. B.

Land, Landschaft, Ländchen, ländlich, landen, Landung;
Mann, mannhaft, Männlein, männlich, Männlichkeit;
Dank, Undank, dankbar, Dankbarkeit;
Mühe, Mühsal, mühsam, mühselig;
gut, Güte; König, Königin, Königtum;
Bild, Bildnis, Gebilde, Urbild; recht, gerecht, Gerechtigkeit;
Berg, bergig, Gebirge, gebirgig;
trinken, tränken; sinken, senken; fallen, fällen;
krank, Krankheit, kränklich, kränken, Kränkung;

schließen, entschließen, verschließen, beschließen, schließlich, unentschlossen, unschlüssig, Schlüssel, Schloß, Schlößchen, Schlosser, Schlosserei.

Anmerkung. Zuweilen treten auch einzelne Konsonanten als Ableitungselemente an die Stammsilbe, namentlich oft t, wobei vorhergehendes g in ch, b in f überzugehen pflegt, z. B. schlagen Schlacht, geben Gift; vgl. fliehen Flucht, sehen Gesicht, brennen Brand und Brunst, prangen Pracht, ankommen Ankunft, frieren Frost u. a.

2. Einfache und zusammengesetzte Wörter.

Beispiele zusammengesetzter Substantiva: Landmann, Vaterlandsliebe, Großvater, Hochmut, Lesebuch, Dreifuß, Heimkehr, Aufstand, Selbstmord.

Adjektiva: himmelblau, hellgrün, lernbegierig, vorlaut, einstimmig.

Verba: preisgeben, vollbringen, heimkehren, anfangen, aufschließen u. dgl.

Anmerkung 1. Auch in den andern Wortklassen giebt es zusammengesetzte Wörter z. B. derjenige, vierhundert, vorgestern, gegenüber, gleichwohl u. ähnl.

Anmerkung 2. Im zusammengesetzten Wort heißt der letzte Bestandteil Grundwort, die übrigen Bestimmungswort, z. B. in Vaterhaus ist Haus Grundwort, Vater Bestimmungswort; umgekehrt in Hausvater.

## II. Vom Nomen.

3 
### A. Einteilung der Nomina.

1. Das Substantivum.

Die Substantiva zerfallen in

a) Nomina propria oder Eigennamen, z. B. Luther, Magdeburg, England, Franzose, Rhein, Blocksberg.

b) Appellativa oder Gattungsnamen, z. B. Mann, Haus, Berg.

Zwei Arten der Appellativa haben besondere Namen:

1. Die Sammelnamen oder collectiva, z. B. Herde, Reiterei, Bürgerschaft, Menschheit.

2. Die Stoffnamen, z. B. Gold, Milch, Wein.

Außerdem unterscheidet man Concreta und Abstracta:

a) Konkrete Substantiva bezeichnen die Dinge selbst, z. B. Mann, Berg, Haus.

b) Abstrakte Substantiva bezeichnen Eigenschaften, Thätigkeiten oder Zustände der Dinge, z. B. Tapferkeit, Länge; Bewegung, Lauf; Krankheit, Furcht.

2. Das Adjektivum.

3. Das Pronomen.

a) Pronomina personalia, persönliche Fürwörter: ich, du, er, wir, ihr, sie.

b) Pronomina possessiva, besitzanzeigende Fürwörter: mein, dein, sein, unser, euer, ihr.

c) Pronomina demonstrativa, hinzeigende Fürwörter: der, dieser, jener, derjenige, derselbe. — Hierher gehört der bestimmte Artikel: der, die, das.

d) Pronomina relativa, zurückbezügliche Fürwörter: welcher, der, wer.

e) Pronomina interrogativa, fragende Fürwörter: wer? welcher? was für einer?

f) Pronomina indefinita, unbestimmte Fürwörter: man, einer, irgend einer, jemand, niemand, irgend wer u. ähnl. — Hierher gehört der unbestimmte Artikel: ein, eine, ein.

### 4. Das Numerale.

a) Die Kardinalzahlen: eins, zwei, drei u. s. w.;

b) Die Ordinalzahlen: der erste, der zweite, der dritte u. s. w.;

c) Die Zahladverbia: einmal, zweimal, dreimal u. s. w.

## B. Flexion der Nomina. 4

### I. Deklination.

Es giebt drei Deklinationen:

1. Die starke Deklination der Substantiva.
2. Die schwache Deklination der Substantiva und Adjektiva.
3. Die starke Deklination der Adjektiva und Pronomina, die man auch pronominale Deklination nennt.

| | Starke Deklin. der Substantiva | | | Schwache Dekl. d. Subst. u. Adjekt. | | | Starke Dekl. d. Pron. u. Adj. | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Masc. und Neutr. | | Fem. | Masc. | Fem. | Adj. | Masc. | Fem. | Neutr. |
| Beispiele: | Sohn Tag Jahr | Mann Buch | Hand | Mensch | Frau | der große | dieser großer | diese große | dieses großes |
| S. N. | — | — | — | — | — | e | er | e | es |
| G. | es | es | — | en | — | en | es | er | es |
| D. | e | e | — | en | — | en | em | er | em |
| A. | — | — | — | en | — | en, e, e | en | e | es |
| Pl. N. | e | er | e | | en | | | e | |
| G. | e | er | e | | en | | | er | |
| D. | en | ern | en | | en | | | en | |
| A. | e | er | e | | en | | | e | |

## 5 Zur Deklination der Substantiva.

1. Kein Neutrum geht im Singular nach der schwachen Deklination.

2. Die Feminina haben im Singular keine Kasusendungen.

Anmerkung. Doch lautet der Gen. und Dat. der schwachen Feminina noch zuweilen auf en, namentlich in sprichwörtlichen Wendungeu und bei Dichtern, z. B. Es kommt ans Licht der Sonnen. — Festgemauert in der Erden.

3. Die Wörter auf unbetontes e, el, er stoßen das e der Endung überall aus, so daß in der starken Deklination nur die Endung s und n übrig bleibt, in der schwachen nur n, z. B. Käse, Apfel, Vater, Knabe. Die auf en, chen, lein behalten nur das s des Gen. Sing., z. B. Garten, Mädchen, Büchlein. — Auch sonst fällt das e der Endung oft aus, namentlich wenn die vorhergehende Silbe nicht den Hochton hat.

4. Die Pluralendung er findet sich vornehmlich beim Neutrum; beim Maskulinum nur in einigen Wörtern, z. B. Mann, Gott, Wald, Rand, Leib, Geist, Reichtum, Irrtum; nie beim Femininum.

5. Umlaut, d. h. Übergang des a, o, u, au in ä, ö, ü, äu, tritt nur im Plural der starken Deklination ein, und zwar haben ihn bei umlautsfähigem Vokal die meisten Maskulina mit der Pluralendung e, alle Wörter mit der Pluralendung er und alle Feminina, z. B. Äste, Väter, Söhne, Pflüge, Bäume; Männer, Dörfer, Bücher, Irrtümer, Häuser; Hände, Töchter, Lüfte, Bräute. — Dagegen lauten die Neutra mit der Pluralendung e nicht um, daher Doppelformen wie Wörter und Worte, Länder und Lande.

6. Einige Wörter auf e, z. B. Gedanke, Friede, Glaube, Name, Same, Wille, Funke, Buchstabe, bilden den Gen. auf ens, alle übrigen Kasus auf en, als ob der Nom. auf en ausginge, wie auch manche dieser Wörter Nebenformen auf en haben: der Frieden, der Samen; Freude, schöner Götterfunken.

7. Vermischung der beiden Deklinationen. Einige Substantiva gehen im Singular nach der starken, im Plural nach der schwachen Deklination, z. B. Strahl, Staat, Schmerz. So auch einige Neutra, z. B. Ohr, Auge, Bett, Hemd, Ende. — Herz bildet unregelmäßig: Herzens, Herzen, Herz, Plur. Herzen.

## 6 Zur Deklination der Adjektiva.

1. Jedes Adjektivum kann stark und schwach dekliniert werden.

2. Die schwache Deklination tritt ein, wenn ein Artikel oder Pronomen mit starker Flexionsendung vorausgeht, die starke, wenn dies nicht der Fall ist. Daher: der große Mut, die große Ausdauer, das große Glück; aber großer

Mut, großes Glück; dieses große Glück, mein großes Glück; seinem großen Glücke, mit großem Glücke u. dgl.

3. Wenn aber dem Adjektivum ohne Artikel und Pronomen noch ein oder mehrere Adjektiva vorangehen, so werden sie alle stark flektiert: guter französischer Wein, mit glänzendem rotem Lichte.

Anmerkung. Nach den stark flektierten Zahlwörtern zwei und drei sowie nach den unbestimmten Zahladjektiven wie einige, mehrere, manche, viele, wenige steht das Adjektivum meist in starker Flexion: zweier treuer Freunde, einige liebe Freunde, die Erwähnung vieler merkwürdiger Dinge. — Nur nach alle und keine tritt meist die schwache Flexion ein: alle traurigen Herzen, es bedurfte keiner bösen Worte. Ebenso nach mancher u. ähnl. im Singular: mancher deutsche Reitersmann. — Nach solcher folgt meist die schwache Form: solche lieben Freunde. — Nach dem persönlichen Pronomen steht im Nom. Sing. stets die starke Form, sonst meist die schwache: ich armer Mann, du liebes Kind; mir armen Frau, ihr guten Leute.

4. Im Gen. Sing. des Maskulinums und Neutrums hat die schwache Deklination auf en die starke auf es verdrängt; man sagt: Er bedurfte großen Mutes und großen Glückes; eilenden Laufes, frohen Sinnes. Doch ist die ursprüngliche Form in manchen Verbindungen noch üblich: gutes Mutes, reines Herzens, gerades Weges, einesteils, keineswegs u. dgl.

## Zur Deklination der Pronomina. 7

### 1. Pronomina personalia.

| | | 1. Person | 2. Person | 3. Person | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| S. | N. | ich | du | er | sie | es |
| | G. | mein, meiner | dein, deiner | sein, seiner | ihrer | sein, seiner |
| | D. | mir | dir | ihm (sich) | ihr (sich) | ihm (sich) |
| | A. | mich | dich | ihn (sich) | sie (sich) | es (sich) |
| Pl. | N. | wir | ihr | sie | | |
| | G. | unser | euer | ihrer | | |
| | D. | uns | euch | ihnen (sich) | | |
| | A. | uns | euch | sie (sich) | | |

Anmerkung. In Sätzen wie: Ich bin es zufrieden; ich bin es überdrüssig; er ist es nicht wert; sie haben's keinen Gewinn, ist die Form es Gen. Sing. Neutr.

### 2. Pronomina possessiva.

Sie sind aus dem Gen. Sing. der persönlichen Fürwörter gebildet und haben im Nom. Sing. des Mask. und Neutr. keine Flexionsendung, außer wenn sie ohne Substantiv stehen, z. B. mein Freund und deiner.

### 3. Pronomina demonstrativa.

Deklination des bestimmten Artikels:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| S. N. | der | die | das | Pl. | die |
| G. | des | der | des | | der |
| D. | dem | der | dem | | den |
| A. | den | die | das | | die |

Das Demonstrativum der, die, das geht ebenso, nur daß es im Genetiv gewöhnlich die längeren Formen dessen, deren, dessen, Plur. deren und im Dat. Plur. denen hat.

Anmerkung. Der Gen. Plur. lautet derer, wenn er nachsteht, z. B. die Thaten derer, aber deren Thaten.

### 4. Pronomina relativa.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| a) S. N. | welcher | welche | welches | Pl. | welche |
| G. | dessen, des | deren | dessen, des | | deren |
| D. | welchem | welcher | welchem | | welchen |
| A. | welchen | welche | welches | | welche |

b) Das Relativum der, die, das geht wie das Demonstrativum der, die, das.

c) wer, was, Gen. wessen oder wes, Dat. wem, Acc. wen, was. Plur. fehlt. — Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um.

Anmerkung. Die Formen des Gen. Sing. welches, welcher, welches und Plur. welcher werden nur gebraucht, wenn sie adjektivisch zu einem Substantiv gehören, z. B. welches Ausdrucks er sich häufig bediente; welcher freundlichen Worte ich noch lange gedachte.

### 5. Pronomina interrogativa.

a) wer? was? geht wie das Relativum wer, was.

b) welcher? welche? welches? geht regelmäßig (Gen. welches, welcher, welches; welcher).

Anmerkung. Die kürzeren Genetivformen wes und des für wessen und dessen finden sich vornehmlich in sprichwörtlichen Wendungen und bei Dichtern, z. B. Wes Brot ich esse, des Lied ich singe. — Wes ist das Bild? — Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht.

### 6. Pronomina indefinita.

a) Die fehlenden Kasus von man werden in der Umgangssprache durch die Formen von einer ersetzt, z. B. Man muß in der Jugend fleißig sein, wenn es einem im Alter gut gehen soll.

b) Jemand hat Gen. jemandes, Dat. jemand, jemandem, jemanden, Acc. jemand, jemanden. Ebenso geht niemand.

c) Das Neutrum von irgend wer lautet meist irgend etwas.

Anmerkung. In der Umgangssprache braucht man auch was (seltener Mask. wer) und welcher als indefinit, z. B. Ja, Bauer, das ist ganz was anders. — Es ist kein Geld in deinem Schatze mehr vorhanden. So schaffe welches.

## II. Komparation der Adjektiva. 8

1. Der Komparativ wird durch Anhängung der Silbe er, der Superlativ durch st gebildet: schön, schöner, der schönste, am schönsten; hoch, höher, höchst, der höchste, am höchsten. Im Superlativ steht est, wenn durch die konsonantische Endung ein Mißklang entstehen würde, z. B. der härteste, der mildeste, der böseste, der festeste, der heißeste, der stolzeste. — Für der größeste sagt man meist der größte. — Hoch bildet höher, am höchsten, nah näher, am nächsten.

2. Umlaut tritt oft ein, z. B. krank, alt, hart, groß, hoch, klug. In andern Wörtern dagegen unterbleibt er, z. B. schlank, zahm, hold, plump, schlau, faul. In einigen schwankt der Gebrauch, z. B. blaß, schmal, fromm, dumm, gesund.

3. Zwei Wörter nehmen ihre Komparationsformen aus anderen Stämmen:

gut, besser, am besten;
viel, mehr, am meisten.

## III. Vom Verbum.

### A. Einteilung der Verba. 9

1. Transitiv nennt man die Verba, welche ein Objekt im Accusativ bei sich haben, z. B. Wir preisen Gottes Güte. — Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn. — Nur transitive Verba können ein persönliches Passivum bilden, z. B. Gottes Güte wird von uns gepriesen. — Der Herr ist von dem Knechte erstochen worden.

2. Intransitiv heißen alle Verba, welche kein Objekt im Accusativ bei sich haben, z. B. dienen, helfen, schlafen, tanzen. Diese Wörter können nur ein unpersönliches Passivum bilden, z. B. Euch ist gut gedient worden. — Dem Mann kann geholfen werden. — Es wurde getanzt.

3. Reflexiv heißen die Verba, welche ein auf das Subjekt bezügliches Pronomen personale bei sich haben, z. B. ich wundere mich, du freust dich, ihr ärgert euch.

## B. Konjugation der Verba.

10 ### 1. Starke Konjugation.

Sie bildet das Imperfektum ohne Endung, das Partic. Passivi mit der Endung en. Der Wechsel, welchen der Stammvokal des Präsens in diesen Formen erleidet, heißt Ablaut. Folgendes sind die hauptsächlichsten Ablautsreihen:

| | Präs. | Imperf. | Partic. | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1) | e | a | e | gebe | gab | gegeben |
| | i (ie) | a | e | bitte | bat | gebeten |
| | | | | liege | lag | gelegen |
| 2) | e (ä) | a | e | nehme | nahm | genommen |
| | | | | gebäre | gebar | geboren |
| | i | a | o (u) | spinnen | spann | gesponnen |
| | | | | binde | band | gebunden |
| | o | a | o | komme | kam | gekommen |
| 3) | ei | i (ie) | i (ie) | reite | ritt | geritten |
| | | | | bleibe | blieb | geblieben |
| 4) | ie (ü) | o | o | fliege | flog | geflogen |
| | | | | lüge | log | gelogen |
| | i | o | o | glimme | glomm | geglommen |
| | e | o | o | fechte | focht | gefochten |
| | ä | o | o | gäre | gor | gegoren |
| | ö | o (u) | o | schwöre | schwor<br>schwur | geschworen |
| | au | o | o | sauge | sog | gesogen |
| 5) | a | u | a | fahre | fuhr | gefahren |
| 6) | a | ie (i) | a | halte | hielt | gehalten |
| | | | | fange | fing | gefangen |
| | au | ie | au | laufe | lief | gelaufen |
| | ei | ie | ei | heiße | hieß | geheißen |
| | o | ie | o | stoße | stieß | gestoßen |
| | u | ie | u | rufe | rief | gerufen |
| Abweichende Bildung haben | | | | stehe | stand | gestanden |
| | | | | gehe | ging | gegangen |
| | | | | thue | that | gethan |

Zur starken Konjugation.

1. Umlaut findet bei umlautsfähigem Vokal regelmäßig in der 2. und 3. Pers. Indik. Präs. statt: fährst, fährt; läufst, läuft.

Anmerkung. Ausgenommen sind schaffen, rufen, hauen, saugen, schnauben, die zum Teil auch schwach flektiert werden. — Schwankend ist kommen: er kommt oder er kömmt.

2. Außerdem lautet der Konjunktiv Imperfekti um: ich gab, ich gäbe; ich fuhr, ich führe; ich flog, ich flöge. Einige Imperfekta mit dem Vokal a haben im Konjunktiv statt oder neben ä den Umlaut ü, z. B. ich starb, ich stürbe; ich stand, ich stände oder stünde. So auch: hülfe, verdürbe, würbe, würfe, Bei andern tritt ö ein, z. B. befahl, beföhle; schwamm, schwömme; gewann, gewönne u. a.

Anmerkung. Der Grund hiervon liegt in der älteren Sprache. Das Imperf. hatte im Plural meist einen andern Vokal als im Singular, der Konjunktiv aber richtete sich nach dem Plural; es hieß z. B. ich starb, wir sturben; ich half, wir hulfen: daher Konjunktiv: ich stürbe, ich hülfe. Dieser Vokalwechsel hat sich in einem Verbum noch erhalten: ich werde, ich ward (neben ich wurde), wir wurden, ich würde.

3. Alle Verba mit dem Präsensvokal e verwandeln denselben in der 2. und 3. Person Indik. Präs. sowie im Imperativ in i oder ie: sterbe, stirbst, stirbt, stirb; stehle, stiehlst, stiehlt, stiehl. Ausgenommen sind gehen, stehen, heben, genesen, scheren; ferner bewegen, pflegen, melken, weben, welche auch schwach flektiert werden. — Von werden lautet der Imperativ abweichend werde.

Anmerkung. Die genannten drei Formen hatten früher in der Ablautsreihe ie, o, o den Vokal eu, der sich bei einigen dieser Verba, besonders in der Dichtersprache noch erhalten hat: ich biete, du beutst, er beut, Imper. beut. So von fliegen, kriechen, fliehen, ziehen, fließen, genießen, gießen, verdrießen, triefen; z. B. Das ist seine Beute, was da kreucht und fleugt.

## 2. Schwache Konjugation. 11

Sie hat keinen Ablaut und bildet das Imperfektum mit der Endung te, das Participium mit der Endung t: ich lobe, ich lobte, gelobt.

Zur schwachen Konjugation.

1. brennen, kennen, nennen, rennen nehmen im Imperf. und Partic. den Vokal a an: brannte, gebrannt.

2. wenden und senden haben zwei Formen: ich wandte oder ich wendete, gewandt oder gewendet. Konj. Imperf. sendete, wendete.

3. bringen bildet brachte, gebracht; denken dachte, gedacht.

4. haben bildet Imperf. hatte und ist auch im Präsens unregelmäßig: du hast, er hat.

12 **3. Vermischung der beiden Konjugationen.**

1. Viele Verba, die jetzt schwach flektiert werden, waren in der älteren Sprache stark, was sich bei mehreren noch im Partic. auf en statt oder neben der Form auf t zeigt, z. B. gemahlen, gesalzen, gespalten, gefalten, geschroten.

Anmerkung. Dagegen ist von dem schwachen Verbum fragen das starke Imperf. frug in Gebrauch gekommen, neben der besseren, regelmäßigen Form fragte. Ebenso wird von stecken im intransitiven Sinne zuweilen ich stak gebildet statt des regelmäßigen ich steckte, z. B. Ein armer Schiffer stak in Schulden.

2. Bei mehreren Verben hat sich die ursprüngliche starke Flexion ganz oder teilweise neben der jüngeren schwachen erhalten, z. B. bei braten, backen, sieden, hauen, klimmen, melken, weben, triefen.

3. Bei anderen findet ein Unterschied in der Bedeutung statt, z. B. bei bewegen, erbleichen, pflegen, schaffen, schleifen, schnauben. Namentlich werden oft die starken Formen intransitiv, die schwachen transitiv gebraucht, z. B. von erschrecken, löschen, schmelzen, schwellen, verderben, stecken, (vgl. hangen und hängen, fallen und fällen, dringen und drängen, trinken und tränken, sinken und senken, saugen u. säugen u. v. a.).

13 **4. Präterito-Präsentia.**

Ganz abweichend gehen die sieben Verba: dürfen, können, mögen, müssen, sollen, wissen, wollen. Ihr Präsens, z. B. ich darf, du darfst, er darf, hat die Form eines starken Imperfektums, und sie bilden von der im Plural wie im Infinitiv hervortretenden Form des Stammes Imperfektum und Participium nach der schwachen Konjugation.

Anmerkung. Ursprünglich sind diese Verba wirklich Präterita gewesen. So bedeutet ich weiß eigentlich ich habe gesehen.

## IV. Von den Partikeln.

### 14 A. Adverbia.

Vorbemerkung. Die Adverbia bilden teils die nähere Bestimmung eines Verbums oder Adjektivs, teils dienen sie dazu, die Aussage des Satzes näher zu bestimmen, z. B. in dem Satze: Du hast ihm treulich geholfen ist treulich nähere Bestimmung zu helfen: hingegen in dem Satze: Du hast ihm vermutlich geholfen giebt vermutlich nicht eine Art und Weise des Helfens an, sondern dient zur näheren Bestimmung der Satzaussage (Modus der Aussage).

Die hauptsächlichsten Arten der Adverbia sind:

1. des Ortes, z. B. hier, dort, draußen, nirgends; dorthin, südwärts, heim; dorther.

2. der Zeit, z. B. jetzt, heut, immer, bald, niemals, alsdann, zuerst. — Hierher gehören auch die Zahladverbia einmal, zweimal u. s. w. und andere Adverbia auf die Frage wie oft? z. B. oft, selten, wiederholentlich, stündlich u. dergl.

3. der Art und Weise sowie des Grades, z. B. so, ebenso, anders, gern, umsonst; sehr, überaus, unbeschreiblich, beinahe, kaum. — Hierher gehört auch die adverbial gebrauchte unflektierte Form der Adjektiva, z. B. Ich trug ihn sanft aus dem Getümmel. — Wer's besser weiß, der rede frei.

4. des Aussagemodus, z. B. ja, doch wahrlich, sicherlich, allerdings, vielleicht, vermutlich, schwerlich, keineswegs. Hierher gehört auch die Negation nicht.

## B. Präpositionen. 15

1. Mit dem Genetiv.

Unweit, mittels, kraft und während,
laut, vermöge, ungeachtet,
oberhalb und unterhalb,
innerhalb und außerhalb,
diesseit, jenseit, halben, wegen,
statt; längs, binnen, trotz, zufolge.

Anmerkung. längs, binnen, trotz und zufolge werden auch mit dem Dativ verbunden. — Für halben sagt man auch halber.

2. Mit dem Dativ.

Aus, außer, bei, entgegen, gegenüber,
mit, nach, nächst, nebst, samt, seit, von, zu, zuwider.

3. Mit dem Accusativ.

Durch, entlang, für, gegen,
ohne, sonder, um, wider.

4. Mit dem Accusativ auf die Frage wohin? mit dem Dativ auf die Frage wo?

An, auf, hinter, neben, in,
über, unter, vor und zwischen.

## C. Konjunktionen. 16

1. Die Konjunktionen dienen zur Verbindung sowohl von Satzgliedern als von Sätzen. Im letzteren Falle verbinden sie entweder gleichartige Sätze (beiordnende oder koordinierende Konjunktionen), z. B. Ich kann nicht kommen; denn ich bin krank; oder sie dienen zur Verbindung von Haupt- und Neben-

satz (unterordnende oder subordinierende Konjunktionen), z. B. Ich kann nicht kommen, weil ich krank bin.

2. Ihrer Bedeutung nach drücken sie die verschiedensten Verhältnisse aus, indem sie entweder bloße Aneinanderreihung bezeichnen (coniunctiones copulativae), z. B. und, auch — oder Trennung (disiunctivae), z. B. entweder, oder — oder Gegensatz (adversativae), z. B. aber, jedoch, während — oder Begründung (causales), z. B. denn, weil — oder Folgerung (consecutivae), z. B. daher, so daß — oder Zweck (finales), z. B. damit — oder Zeitbestimmung (temporales), z. B. als, nachdem, während u. dgl. m.

17 ### D. Interjektionen.

Die Interjektionen sind Ausrufe der verschiedensten Empfindungen: Schmerz, Freude, Verwunderung, Abscheu u. dergl. Sie stehen ohne Zusammenhang mit der Konstruktion des Satzes. Beispiele: Ach! o! ei! juchhei! haha! pfui! — Hei! wie der weiße Jüngling in Sattel sich schwang!

## V. Satzlehre.

18 A. Dem Inhalte nach ist der Satz

1. entweder eine Aussage: Aussagesatz, z. B. Jung Siegfried war ein stolzer Knab'. — Der Mond ist aufgegangen.

2. oder eine Frage: Fragesatz, z. B. Wer hat dich solche Streich' gelehrt? — Gilt's mir, oder gilt es dir?

3. oder ein Wunsch: Wunschsatz, z. B. Es lebe Prinz Eugen! — O daß ich tausend Zungen hätte!

4. oder ein Befehl: Befehlssatz oder Forderungssatz, z. B. Üb' immer Treu' und Redlichkeit! — Nun, Maurer, decket und mauert aus!

B. Die Bestandteile des Satzes sind:

1. Das Subjekt: der Gegenstand, von dem etwas ausgesagt wird. Es steht auf die Frage: wer oder was? im Nominativ, z. B. Jung Siegfried war ein stolzer Knab'. — Der Mond ist aufgegangen. — Du hast zwei Ohren und einen Mund. — Das war mein Ahne. — Das Gehen wurde ihm schwer. — Geben ist seliger als nehmen.

2. Das Prädikat: das, was vom Subjekt ausgesagt wird. Es ist

a) entweder ein Verbum, z. B. Die Lerche schlägt. — Der Tag erwacht.

b) oder ein Prädikatsnomen (Substantivum, Adjektivum, Pronomen) mit einer Form von sein, werden, scheinen, bleiben u. dgl. (Kopula), z. B.

Blücher ist Feldmarschall. — Blücher wurde Feldmarschall. — Bleib' du im ew'gen Leben mein guter Kamerad. — Die Luft ist blau. — Das Thal ist grün. — Das Geld ist dein.

Anmerkung. Es giebt auch subjektlose Sätze, die eine Thätigkeit oder ein Geschehen bezeichnen, ohne daß gesagt wird, von wem dasselbe ausgeht, z. B. es blitzt, es donnert; dort wird gelacht; mich friert; mir grauet vor der Götter Neide.

## I. Der einfache Satz. 19

Einfach nennt man einen Satz, welcher nur ein Subjekt und ein Prädikat enthält; er heißt:

1. schlicht oder nackt, wenn Subjekt und Prädikat ohne jede nähere Bestimmung sind, z. B. Friede ernährt. — Blücher ist Feldmarschall. — Das Thal ist grün.

2. erweitert, wenn Subjekt oder Prädikat oder beide mit näheren Bestimmungen versehen sind. Diese Erweiterungen sind entweder Objekte oder Attribute oder adverbiale Bestimmungen.

A. Das Objekt ist eine Erweiterung (Ergänzung) des Verbums oder Adjektivums. 20

1. Objekt vom Verbum abhängig:

a) im Accusativ bei transitiven Verben auf die Frage: wen oder was? z. B. Wir preisen Gottes Güte. — Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn;

b) im Dativ auf die Frage: wem? und zwar entweder bei intransitiven Verben, z. B. Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall. — Ich freue mich, daß ich dir dienen kann.

Oder bei transitiven Verben, welche neben dem Accusativ der Sache einen Dativ der Person bei sich haben (näheres oder Accusativ-Objekt, entfernteres oder Dativ-Objekt), z. B. Kann dir die Hand nicht geben. — Das Geld mußt du dem Wirte schenken. — Dies Glück verdank' ich euch allein;

c) im Genetiv auf die Frage: wessen? und zwar entweder bei intransitiven Verben, z. B. Ich begehre nun keiner Blätter mehr. — Wir werden dein gedenken; ebenso bei reflexiven Verben, z. B. Freue dich der schönen Welt. — Erbarme dich mein.

Oder bei transitiven Verben, die neben dem Accusativ der Person einen Genetiv der Sache bei sich haben, z. B. Wind und Sonne machten Wette, einen armen Wandersmann seiner Kleider zu berauben;

d) mit Präpositionen, z. B. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit. — Man träumt von Siegeskränzen, man denkt auch an den Tod. — Trau' nicht auf deinen Tressenhut.

2. Objekt vom Adjektivum abhängig:

a) im Genetiv, z. B. Er ist des Todes schuldig. — Ich bin der Väter wert. — Wir waren keines Überfalls gewärtig;

b) im Dativ, z. B. Dem Bösewicht wird alles schwer. — Das war ihm bitter und leid genug;

c) mit Präpositionen, z. B. Mensch mache dich verdient um andrer Wohlergehen. — Landgraf Ludwig war nachgiebig gegen die Edlen seines Landes.

21 B. Das Attribut ist die nähere Bestimmung eines Substantivums. Es ist entweder adjektivisch oder substantivisch.

1. Adjektivische Attribute.

a) Adjektivum, z. B. Ein goldner Apfel war sein Schild. — Ein großer Teich war zugefroren.

b) Pronomen, z. B. Ein goldner Apfel war sein Schild. — Mein Hund hat eure Kuh gebissen.

c) Zahlwort, z. B. Du hast zwei Ohren und einen Mund. — Da sprengten fünfzig Reiter daher.

d) Participium, z. B. Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

2. Substantivische Attribute.

a) Substantiv im Kasus des Beziehungswortes, Apposition, z. B. Philet, ein Retter in Gefahr, zählt ihm das Geld mit Freuden dar. — Zwei Bauern, Hein und Kilian, durchstrichen einen Wald.

b) Substantiv im Genetiv, z. B. Gesiegt hat Friedrichs kleine Schar. — Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt.

c) Substantiv mit Präposition, z. B. Ich wünsche mir Blätter von lauter Gold. — Ein Retter in Gefahr.

22 C. Die adverbialen Bestimmungen dienen, gleich dem Objekte, zur Erweiterung von Verben und Adjektiven. Der Form nach sind sie entweder Adverbia oder adverbial gebrauchte Kasus eines Substantivs oder Ausdrücke mit Präpositionen. Die wichtigsten Klassen adverbialer Bestimmungen sind:

1. Des Ortes (lokale Bestimmungen), z. B. Dort lag sein Gut. — Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain. — Erhebt euch von der Erde. — Sie legten sich unter den Tannenbaum.

2. Der Zeit (temporale Bestimmungen), z. B. Bald wird die Trompete blasen. — Doch morgen soll geholfen sein. — So muß ich auch noch schlafen verzaubert hundert Jahr. — Leiht mir die hundert Gulden auf ein Jahr.

3. Der Art und Weise, des Grades und des begleitenden Umstandes (modale Bestimmungen), z. B. Er thät nur spöttlich um sich blicken. — Die Füchse bellen sehr. — Sie sangen auf das beste. — Er ging an meiner Seite in gleichem Schritt und Tritt. — Er will eilenden Laufes vorüberfliehn. — Die Sonne kommt mit Prangen am Himmel aufgegangen. — Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot — Man lief die beiden ersten Tage dem Esel mit Bewundrung nach. — So legt euch denn, ihr Brüder, in Gottes Namen nieder.

4. Des Mittels (instrumentale Bestimmungen), z. B. Wer das Schwert führt, soll durchs Schwert umkommen. — Der Wirt, er deckte selbst mich zu mit seinem kühlen Schatten.

5. Des Grundes und des Zweckes (kausale und finale Bestimmungen), z. B. Du hüpfest ja vor Freuden. — Leiht mir die hundert Gulden aus Erbarmen. — Die Trommel rief zum Streite. — Zum Angedenken nahm ich die Pfeife mit.

6. Des Aussagemodus. Du hast ihm vermutlich geholfen. — Wir werden unsern Freund schwerlich wiedersehen. — Das faßt wohl jedes Kind. — Hein konnte gar nicht von der Stelle.

### Zusatz zum einfachen Satz. 23

Sowohl das Subjekt als auch das Prädikat des einfachen Satzes kann aus zwei oder mehr Gliedern bestehen, die meist durch eine Konjunktion (und, oder) verbunden sind. Solche Sätze heißen zusammengezogen, weil sie sich in zwei oder mehr Sätze zerlegen lassen, z. B. Dann muß ich mein Leben lassen, ich und mancher Kamerad. — Himmel und Erde werden vergehen. — Wind und Sonne machten Wette. — Der Wald steht schwarz und schweiget. — Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein.

## II. Der zusammengesetzte Satz. 24

Zusammengesetzt nennt man einen Satz, der aus einem Hauptsatz und einem oder mehreren Nebensätzen besteht.

Ein Hauptsatz ist ein selbständiger Satz; ein Nebensatz ist ein Glied des Hauptsatzes, welches die Form eines Satzes hat, d. h. besonderes Subjekt und Prädikat enthält, z. B. Daß du krank bist, betrübt mich (deine Krankheit betrübt mich). — Gieb sie dem Kanzler, den du hast (Gieb sie deinem Kanzler). — Ich erschlug den groben Wicht, derweil ihr eben schliefet (Ich erschlug ihn während eures Schlafes).

Geht der Nebensatz dem Hauptsatz voran, so heißt ersterer auch Vordersatz, letzterer Nachsatz, z. B. Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrein. — Der Nachsatz wird oft durch das Wörtchen so eingeleitet, z. B. Wenn die alten Raben noch fliegen immerdar, so muß ich auch noch schlafen verzaubert hundert Jahr.

Ein äußeres Kennzeichen des Nebensatzes ist die Wortstellung, s. § 34.

Anmerkung 1. Der zusammengesetzte Satz beruht demnach immer auf dem Verhältnis der Unterordnung (Subordination) des Nebensatzes oder der Nebensätze unter den Hauptsatz.

Wenn zu einem Hauptsatz mehrere Nebensätze gehören, so sind die letzteren entweder alle unmittelbar dem Hauptsatz untergeordnet, also unter sich koordiniert, z. B. Die Göttin, welche jetzt ihren Schützling wohl geborgen sah, entschwand ihm, als der Abend kam, in Gestalt eines Seeadlers, so daß alle erstaunten. — Oder es hat in einem der Nebensätze wiederum ein Satzglied die Form eines Satzes angenommen; dann ist ein Nebensatz dem andern untergeordnet. Hiernach unterscheidet man Nebensätze ersten, zweiten, dritten Grades u. s. w., z. B. Wenn du wüßtest, wieviel Drangsal dir bevorsteht, ehe du in die Heimat gelangst, so würdest du lieber bei mir bleiben. Hauptsatz: Du würdest bei mir bleiben; Nebensatz ersten Grades: wenn du wüßtest; zweiten Grades: wieviel Drangsal dir bevorsteht; dritten Grades: ehe du in die Heimat gelangst.

Anmerkung 2. Zwischen Hauptsatz und Hauptsatz findet stets das Verhältnis der Koordination statt, z. B. Verschwunden ist die dunkle Nacht, die Lerche schlägt, der Tag erwacht, die Sonne kommt mit Prangen am Himmel aufgegangen. — Ihr habt mir nicht zu danken, denn dafür bin ich da. — Dein Glück ist heute gut gelaunet, doch fürchte seinen Unbestand. — Jedes dieser Beispiele besteht aus mehreren koordinierten Sätzen; denn wenn dieselben auch dem Sinne nach eng zusammengehören und in den beiden letzten Beispielen auch die engere Verknüpfung durch die Konjunktionen denn und doch hervorgehoben ist, so sind sie doch grammatisch selbständig, und ihre Vereinigung kann nicht als ein einziger zusammengesetzter Satz bezeichnet werden.

## 25 Einteilung der Nebensätze.

Die Nebensätze zerfallen nach den Satzgliedern, für welche sie stehen, in

A. Subjekt- und Objektsätze, auch Substantivsätze genannt;

B. Attributsätze, auch Adjektivsätze genannt;

C. Adverbialsätze.

Anmerkung. Da kein Satz ohne die Aussage möglich ist, so kann das Prädikat durch einen Nebensatz nicht vertreten werden. Für das Prädikatsnomen kann allerdings ein Nebensatz eintreten, z. B. Mörder ist, wer absichtlich einen Menschen totschlägt. — Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. — Derartige Sätze reihen sich aber den Subjektsätzen an und bilden keine besondere Klasse.

### A. Subjekt- und Objektsätze. 26

1. Relativsätze. Sie werden durch das Relativpronomen wer, was eingeleitet, welches sich auf ein im Hauptsatz vorhandenes oder zu ergänzendes Demonstrativum, nicht auf ein Substantivum, bezieht, z. B. Wer ausharret, wird gekrönt. — Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt. — Das ist seine Beute, was da kreucht und fleugt.

2. Sätze mit daß, z. B. Nun ist mir's wie im Traum geschehen, daß ich einen Leuen hab' erschlagen. — Laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.

Zu den Sätzen mit daß gehören auch die indirekten Sätze, welche eine Aussage oder eine Forderung enthalten, z. B. Der Wächter meldete, daß er in der Ferne ein Schiff erschaut habe. — Flehe zu den Unsichtbaren, daß sie zum Glück dir Schmerz verleihn.

Diese indirekten Sätze werden häufig auch ohne Konjunktion angefügt. Dann tritt die Hauptsatzstellung ein (§ 34), so daß, wenn das Verbum nicht im Konjunktiv steht, die Sätze äußerlich von direkten nicht zu unterscheiden sind. — Sie sagten, nun wäre die Gegend frei, er habe erlegt den großen Leu. — Der König bat die Götter, sie möchten ihm Glück verleihn. — Ich merke schon, du wirst zu rund. — Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben.

3. Indirekte Fragesätze. Sie werden durch Fragewörter, wie ob, wer, wie, wann, wo, warum eingeleitet, z. B. Ich weiß nicht, ob's klein war oder groß. — Wind und Sonne machten Wette, wer die meisten Kräfte hätte. — Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei. — Sprich, wo sich die Brücke findet. — Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust.

### B. Attributsätze. 27

Sie werden durch das Relativpronomen eingeleitet und sind daher Relativsätze, z. B. Dem Zöllner werd' euer Gold zu teil, der Hab' und Gut verloren hat. — Gieb sie dem Kanzler, den du hast.

Nach Substantiven, die einen Ort bezeichnen, steht oft statt einer Präposition (an, auf, in) mit dem Dativ des Pronomens das Relativadverbium wo, z. B. Kennst du das Land, wo die Citronen blühn? — Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand.

Auch stehen statt der verschiedensten Präpositionen mit dem Pronomen nicht selten die mit Präpositionen zusammengesetzten Adverbia worüber, womit u. dgl., jedoch nie in Beziehung auf Personen, z. B. Der Tisch ist marmelsteinern, worauf sein Haupt er stützt. — Es ist die wunderschönste

Brück', worüber noch kein Mensch gegangen. — Der Herr ein Kirschlein zur Erde schickt, wonach Sankt Peter schnell sich bückt.

Anmerkung 1. Für wo steht altertümlich und in der Dichtersprache auch da, z. B. Das Land, da Milch und Honig fleußt. — Der Stuhl ist elfenbeinern, darauf der Kaiser sitzt.

Zuweilen wird wo auf die Zeit bezogen, z. B. Es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeist näher ist als sonst. — Auch steht dafür als, da, wann oder wenn, z. B. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. — O schöner Tag, wenn endlich der Soldat ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit. — Hettel gedachte des Tages, als er selbst um Hilde geworben hatte.

Anmerkung 2. Es giebt auch Relativsätze, welche nicht attributiven Wert haben, z. B. Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf. — Odysseus ging in den Wald und zimmerte ein starkes Floß, welches nach viertägiger, unermüdeter Arbeit fertig dastand.

28

## C. Adverbialsätze.

Sie geben an:

1) den Ort (lokale Sätze), z. B. Wo man läßt den Gast nicht ein, muß kein Mensch zu Hause sein. — Geh, wohin die Pflicht dich ruft.

Diese Sätze sind ihrer Form nach Relativsätze.

2) die Zeit (temporale Sätze), z. B. Als sie kamen in den Wald, da thäten sie sich trennen. — Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen. — Wir kommen wieder, wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder. — Wie er winkt mit dem Finger, aufthut sich der weite Zwinger. — Ich erschlug den groben Wicht, derweil ihr eben schliefet. — Und eh' ihm noch das Wort entfallen, da sieht man 's von den Schiffen wallen. — So oft du kommst, soll dir mein Haus geöffnet sein. — Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen, so lang' des Feindes Auge wacht. — Er lenkt das Schiff mit festem Maß, bis sich der Sturm gebrochen.

3) die Art und Weise oder den begleitenden Umstand (modale Sätze), z. B. Will sterben, wie ich stehe; will sterben, wie ich stritt. — Darum still füg' ich mich, wie Gott es will. — Herakles suchte den ganzen Tag nach dem Löwen, ohne daß er seine Spur entdeckte. — Er trat heran, indem er sich ehrerbietig verneigte.

4) eine Vergleichung (komparative Sätze), z. B. Die Wolken flogen vor ihm her, wie wenn der Wolf die Herde scheucht. — Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind. — Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch, wie man Äpfel bricht vom Baum. — Er liegt mir vor den Füßen, als wär's ein Stück von mir. — Sankt Peter war dahinter her, als ob's ein goldner Apfel wär'.

Zu den Vergleichungssätzen gehören auch Sätze, die sich an einen Komparativ anschließen und zwar

a) mit als, z. B. Die Niederlage war größer, als man meinte. — Was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist? — Die Straßburger schrieben anders, als die Züricher gedacht hatten.

b) mit je — desto, z. B. Je stärker der Feind ist, desto größer wird die Ehre sein.

Anmerkung. Statt je — desto steht zuweilen je — je, z. B. je länger je mehr.

5) den Grund (Kausalsätze), z. B. Weil es der König läßt geschehen, so lassen's die andern auch. — Zürnt mir nicht, daß ich erschlug den groben Wicht.

6) den Zweck oder die Absicht (Finalsätze), z. B. Er eilt heim mit sorgender Seele, damit er die Frist nicht verfehle. — Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand, daß wir den Riesen suchen. — Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden.

7) das Mittel (Instrumentalsätze), z. B. Herakles bezwang den Riesen, indem er ihn in die Luft emporhob.

8) eine Bedingung (Konditionalsätze), z. B. Wohlthätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht. — Einhundert Batzen mein Gebot, falls du die Kunst besitzest.

Bedingungssätze werden häufig ohne Konjunktion bloß durch die Fragestellung gebildet (§ 34), z. B. Wär' ich mit guter Art davon, möcht' euch der Teufel holen. — Willst du dich vor Leid bewahren, so flehe zu den Unsichtbaren.

Anmerkung. Zuweilen steht auch für den Bedingungssatz die Form des Imperativs, z. B. Suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan.

9) eine Einräumung (Koncessivsätze), z. B. Obgleich die Feinde an Zahl weit überlegen waren, konnten sie doch den Engpaß nicht einnehmen. — Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden, so sind wir eines Stammes doch und Blutes. — Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt, das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Auch diese Sätze werden oft ohne Konjunktion durch die Fragestellung gebildet, z. B. Ist es gleich Nacht, so leuchtet unser Recht. — Und dräut der Winter noch so sehr, es muß doch Frühling werden.

Anmerkung. Eine seltnere Form hierfür ist, daß der Nebensatz die Hauptsatzstellung (§ 34) erhält und in den Konjunktiv tritt, z. B. Er falle gleich, so preiset ihn das Lied. — Ein Volk, dem das geboten wird, ist schrecklich, es räche oder dulde die Behandlung. — Wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn.

10) die Folge (Konsekutivsätze), z. B. Die Hitz' war groß, so daß man viel an solcher Stätt' für einen Trunk Wasser gegeben hätt'. — Er hielt solchen Strauß, daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus. — Roland in das Knie ihn stach, daß er zu Boden stürzte.

Anmerkung. Ein negativer Folgesatz kann auch durch zu — als daß (daß) angeknüpft werden z. B. Er ist zu schwach, als daß er gehen könnte. — Vermeint ihr mich zu jung und schwach, daß ich mit Riesen stritte?

29 Zu den Adverbialsätzen 5—10.

Die unter 5—10 aufgeführten Nebensätze stehen sämtlich zu ihren Hauptsätzen in einem Verhältnis von Ursache und Wirkung (Grund und Folge): 5) Er weint, weil er Schmerzen hat d. h. die Schmerzen sind vorhanden und bewirken das Weinen (causa efficiens). 6) Er weint, damit man ihn bemitleide d. h. das Mitleid ist noch nicht vorhanden und soll durch die Handlung erreicht werden (causa finalis). 7) Er erregt Mitleid, indem (dadurch daß) er weint d. h. die Thränen sind für ihn das Mittel zum Zweck. 8) Wenn er weinte, würde er Mitleid finden; hier ist die Handlung nicht als Thatsache ausgesprochen d. h. die Bedingung ist ein möglicher Grund. 9) Obgleich er Schmerzen hat, weint er nicht; hier ist der Inhalt des Nebensatzes (der Schmerz) Thatsache, aber die zu erwartende Wirkung bleibt aus. 10) Er hat Schmerzen, so daß er weint; hier enthält der Nebensatz die Angabe der Wirkung d. h. die Folge ist die Umkehrung des Grundes: Er weint, weil er Schmerzen hat.

## 30 Verkürzte Nebensätze.

Im gleichen Sinne wie manche der hier aufgeführten Nebensätze kann man Ausdrücke gebrauchen, welche zwar nicht die grammatische Form, wohl aber den Wert eines besonderen Satzes haben. Solche Satzglieder nennt man verkürzte Nebensätze. Die Hauptarten derselben sind:

### 31 A. Der Infinitiv mit zu.

Er entspricht allen Arten von Nebensätzen, die durch die Konjunktion daß eingeleitet werden:

1) Subjekt- und Objektsätze. Die verkürzte Form ist bei einer Aussage nur anwendbar, wenn das Subjekt beider Sätze das gleiche ist; bei einer Forderung, wenn das Subjekt des Nebensatzes die aufgeforderte Person ist; also für Ich glaube, daß ich Sieger bin: ich glaube, Sieger zu sein; für Ich befehle dir, daß du gehst: ich befehle dir, zu gehen. — Z. B. Er schwur, den Welschen zu weisen die deutscheste Art. — Die Alte versprach ihm, seine

Reise geheim zu halten. — Er liebt' es sich gar über die Maßen, seinen Hof zu halten auf der Straßen. — Der König bat die Götter, ihm Glück zu verleihen. — Ich warne dich, dem Glück zu trauen.

Häufig dient der Infinitiv mit zu als nähere Bestimmung (Objekt) von Verben, Substantiven und Adjektiven, bei denen die Form eines Nebensatzes mit daß unzuläßig oder ungewöhnlich ist, z. B. die Feinde scheinen zu fliehen. — Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen. — Entschließe dich, mich fortzutragen. — Oft weiß ein Narr viel Thoren zu beschämen. — Hier ist nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen. — Die Lust zu kämpfen war groß. — Er war bereit zu kämpfen.

2) Adverbialsätze, a. des begleitenden Umstandes (ohne zu), b. des Zweckes (um zu, zu), c. der Folge (zu, um zu). Die verkürzte Form ist nur bei gleichem Subjekt anwendbar z. B.

a) Herakles suchte den ganzen Tag nach dem Löwen, ohne seine Spur zu entdecken.

b) Der Wilde holt den Rest von seinem Mahle, um den späten Fremdling zu bewirten. — Sie hießen satteln ihre Pferd', zu reiten nach dem Riesen. — Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.

c) Roland war so kühn, den Riesen anzugreifen. — Er war kühn genug, (um) ihn anzugreifen. — Doch bin ich nicht zu winzig mehr, euch nachzutragen euern Speer. — Ich bin zu alt, um nur zu spielen.

## B. Participia und Adjektiva. 32

(Auch andere attributive Bestimmungen.)

Sie entsprechen den Attributsätzen (Relativsätzen) und stehen der Regel nach nur im Anschluß an einen Nominativ, z. B. Mit fremden Schätzen reich beladen, kehrt zu den heimischen Gestaden der Schiffe mastenreicher Wald. — Preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Wert und Zahl, saßen viele deutsche Fürsten einst zu Worms im Kaisersaal. — Von Alter blind, fuhr Beda dennoch fort. — Andreas, noch in Banden frei, dort stand er fest auf der Bastei. — Ein Beutel war es, voll und straff. — Auf Pfeilern und auf Bogen schwer, aus Quaderstein von unten auf, lag eine Brücke drüber her.

Der Anschluß an einen andern Kasus, am gewöhnlichsten an den Accusativ, ist nur dann unbedenklich, wenn keine Zweideutigkeit entsteht, daher meist nur bei nachgestelltem Attribut, z. B. Er legt das Haupt, besprengt mit Blut, dem König vor die Füße. — Da mußt' er mit dem frommen Heer durch ein Ge-

birge, wüst und leer. — Mit zwanzig Fahrtgesellen, von ihm gewählt im Flug, ging's wieder heim u. s. w.

Anmerkung. Freiere Verbindungen gehören der Dichtersprache an, z. B. Und bald, obgleich entstellt von Wunden, erkennt der Gastfreund von Korinth die Züge, die ihm teuer sind. — Verbündet mit den furchtbarn Wesen, die still des Lebens Faden drehn, wer kann des Sängers Zauber lösen, wer seinen Tönen widerstehn? — Nie schlummernd, nie erschrocken, war Retten stets dein Brauch. — Voll unerfüllter Träume, verwaist, in Gram versenkt, entfallen mir die Zäume, die dieses Reich gelenkt.

33 **C. Adverbiale Bestimmungen.**

Adverbiale Bestimmungen der verschiedensten Art können, besonders wenn sie größeren Umfang haben, den Wert eines Nebensatzes annehmen, z. B. Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr', geglaubt, daß so spottwohlfeil ich wär'. — Der Herr, nach seiner Langmut, drauf hebt selber das Hufeisen auf. — Und zu Ritter Delorges, spottender Weis', wendet sich Fräulein Kunigunde. — Sie ziehen sich viel schöner an, als Salomonis Seide. — Dann wirst du, wie auf grünen Aun, durchs Pilgerleben gehn.

Anmerkung. Der begleitende Umstand wird zuweilen durch die Verbindung eines Accusativs mit einem Participium oder einem adverbialen Ausdruck bezeichnet, z. B. Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht, die Hände zum Zeus erhoben. — Den Zügel verhängt, sprengte Froben fort. — Frau Bertha trat in des Königs Saal, den Bettelstab in der Hand. — So muß ich fallen in des Feindes Hand, das nahe Rettungsufer im Gesichte.

Für andere adverbiale Verhältnisse, z. B. für das reine Zeitverhältnis, sind solche Ausdrücke nur einzeln bei Dichtern im Gebrauch, z. B. Angehört die Schmach des Hauses, geht gedankenvoll Rodrigo. — Aber vernommen die grausame Kunde, hält sie Gebet und Opfer zurück.

Ähnlich werden die Participia vorausgesetzt, ausgenommen, abgerechnet u. dgl. gebraucht, z. B. Seinen guten Willen vorausgesetzt, wird das Unternehmen sicherlich gelingen. — Die Zinsen mit eingerechnet, ist die Summe richtig. — Ja, ja, Prozesse müssen sein! Gesetzt, sie wären nicht auf Erden u. s. w.

34 **Wortstellung.**

Es giebt drei verschiedene Wortstellungen:

a) Die Hauptsatzstellung: 1) Subjekt. 2) Verbum finitum. 3) Objekte und adverbiale Bestimmungen. 4) Der nichtkonjugierte Teil des Prädikats (Particip, Infinitiv, Präposition zusammengesetzter Verba). — Beispiel: Friedrich hat die Feinde bei Roßbach besiegt; Friedrich wird die Feinde

besiegen; Der König schlug die Bitte nicht ab; der König war im Kriege immer siegreich.

b) Die Fragesatzstellung (Inversion) in allen direkten Fragen: Sie unterscheidet sich dadurch, daß Nr. 1 und 2 ihre Stelle tauschen, z. B. Hat Friedrich die Feinde besiegt? Wird Friedrich die Feinde besiegen? — In Ergänzungsfragen geht das Fragewort außerdem dem Subjekt voran: Wann hat Friedrich gesiegt?

Diese Stellung tritt auch im Aussagesatz ein, sobald irgend ein Wort des Nachdrucks wegen dem Subjekt voransteht, z. B. Bei Roßbach hat Friedrich die Feinde besiegt; heut wird Friedrich die Feinde besiegen; eine Bitte schlug der König nie ab.

Anmerkung. Daher hat diese Stellung stets der Nachsatz, da ja der voraufgehende Nebensatz (Vordersatz) als ein Glied desselben anzusehen ist, z. B. Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrein.

c) Die Nebensatzstellung, in welcher Nr. 2 ans Ende tritt, z. B. Friedrich, welcher die Feinde bei Roßbach besiegt hatte; als er die Feinde besiegt hatte; wir wissen, daß der König keine Bitte abschlug.

## VI. Interpunktion. 35

Es giebt folgende sechs Interpunktionszeichen: Punkt, Komma, Semikolon; Kolon, Fragezeichen, Ausrufungszeichen.

### I. Der Punkt.

Er steht am Ende eines Satzes, welcher einen abgeschlossenen Sinn enthält, z. B. Gesiegt hat Friedrichs kleine Schaar. Rasch über Berg und Thal von dannen zog das Kaiserheer.

### II. Das Komma. 36

#### A. Das Komma innerhalb eines Satzes.

1. Gleichartige Satzglieder werden durch Kommata getrennt, wenn sie nicht durch und oder oder verbunden sind, d. h. wenn sie entweder ohne Verbindung stehen oder durch andere Konjunktionen (auch, aber, sondern, jedoch und dergl.) angefügt sind. Als gleichartige Satzglieder sind auch die zwei oder mehr Subjekte und Prädikate im zusammengezogenen Satze zu betrachten. — Beispiele: Ringsum wuchsen Erlen, Pappeln und Cypressen. — Er sprach mit voller, fester, ernster Stimme. — Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakul-

täten. — Seine Glocken klangen so voll, so hell, so rein. — Alles rennet, rettet, flüchtet. — Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort und schaute das nahe Verderben dort. — In einem abgelegenen, aber sehr schönen Teil unseres Vaterlandes steht ein stattlicher Hof. — Du hast nicht Lob, sondern Tadel verdient. — Der Reichsstadt Bürger standen rings lachend, doch beschämt.

Anmerkung 1. Ein mit und angeschlossenes zweites Prädikat (bei gleichbleibendem Subjekt) muß zuweilen dennoch durch ein Komma getrennt werden, besonders wenn es einen Gegensatz enthält, z. B. Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet, so wie des Wassers Flut versiegt. — Er sprach, und pflückte die Früchte fort: „Die Stadt steht ewig an diesem Ort" u. s. w.

Anmerkung 2. Wenn von zwei oder mehr Adjektiven das letzte mit dem Substantiv zusammen eine Vorstellung bildet, so wird es von dem vorangehenden nicht getrennt, z. B. guter französischer Wein (aber: gute, liebe Freunde). — In das Bett legten sie warme wollene Decken.

2. Die Apposition wird in Kommata eingeschlossen, z. B. Philet, ein Retter in Gefahr, ein Vater vieler hundert Armen, zählt ihm das Geld mit Freuden dar.

3. Die Anrede (Vokativ) wird in Kommata eingeschlossen, z. B. Laß, Herr, der Opfers Düfte steigen. — Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'.

37 **B. Das Komma zwischen zwei Sätzen.**

1. Das Komma trennt einen Nebensatz von seinem Hauptsatze, sowie von einem andern Nebensatz, z. B. Er eilt heim mit sorgender Seele, damit er die Frist nicht verfehle. — Wenn du wüßtest, wie viel Drangsal dir bevorsteht, ehe du in deine Heimat gelangst, so würdest du lieber bei mir bleiben.

Anmerkung. Ausgenommen sind Nebensätze, die von derselben Konjunktion abhängen, z. B. Ob auch Jahr auf Jahr verging und kein Schiff den Ersehnten brachte, so gab die Königin doch die Hoffnung nicht auf.

## Verkürzte Nebensätze.

Sie haben bald in höherem, bald in geringerem Grade den Wert eines Satzes, und danach richtet sich auch die Interpunktion; man trennt einen verkürzten Nebensatz um so eher ab, je mehr nähere Bestimmungen er enthält. Vgl. z. B. Getroffen sank dein Feind vom Speere; und: Mit fremden Schätzen reich beladen, kehrt zu den heimischen Gestaden der Schiffe mastenreicher Wald. — Die Schlacht begann zu toben; und: die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen.

Anmerkung. Zuweilen steht der Deutlichkeit wegen ein Komma, das sonst entbehrlich wäre, z. B. Er riet mir unterwegs, auf meiner Hut zu sein; und: er riet mir, unterwegs auf meiner Hut zu sein.

Im Einzelnen ist zu bemerken:

a) Den Infinitiv mit zu trennt man nicht ab, wenn die Infinitivkonstruktion oder auch nur ein Teil derselben dem regierenden Verbum vorangeht, z. B. Als die Nachtigall ihr göttlich Lied zu singen anfing. — Bald hoffte sie ihm den Jüngling freudig in die Arme zu führen.

b) Der Infinitiv mit um zu (oder dafür zu) und mit ohne zu wird stets abgetrennt.

c) Attributive Bestimmungen werden stets abgetrennt, wenn sie nachstehen, z. B. Er legt das Haupt, besprengt mit Blut, dem König vor die Füße. — Ein Beutel war es, voll und straff.

Anmerkung. Ausgenommen ist das Adjektiv, wenn es nach dichterischem Sprachgebrauch in unflektierter Form nachsteht, z. B. ein Jüngling frisch; du Bruder mein. — Vgl. Hilf Himmel, Schwester Bertha, bleich, im grauen Pilgergewand! und: Hilf Himmel, in meinem Prunksaal reich, den Bettelstab in der Hand.

2. Das Komma trennt Hauptsätze, wenn sie mäßigen Umfang haben und dem Sinne nach eng zusammengehören, namentlich wenn sie ohne Konjunktion stehen oder durch und oder oder (aber, doch, denn u. dergl.) verbunden sind, z. B. Verschwunden ist die finstre Nacht, die Lerche schlägt, der Tag erwacht. — Der König rief, und alle kamen. — Geh' weg, oder es giebt einen Kampf zwischen uns. — Der alte Nestor empfing ihn herzlich, aber über Odysseus wußte auch er keine Auskunft zu geben. — Dein Glück ist heute gut gelaunet, doch fürchte seinen Unbestand. — Ihr habt mir nicht zu danken, denn dafür bin ich da.

Anmerkung. Eingeschaltete Sätze werden stets in Kommata eingeschlossen, z. B. Zeiget nach der Stadt, ich werd' euch danken, morgen früh mir die gewissen Wege. — „Kommt herein,“ versetzt der Unbekannte, „wärmt euch, noch ist Feuer in der Hütte.“

## III. Das Semikolon. 38

Es steht, wo ein Punkt zu viel und ein Komma zu wenig ist, also zwischen Sätzen etwas größeren Umfangs, die dem Sinne nach zusammengehören, besonders vor Konjunktionen wie denn, daher, aber, doch; z. B. Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste; ein goldner Apfel war sein Schild an einem langen Aste. — Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot; denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot. — Die Scheibe ist der Schimmel, das merket jeder nun; doch helfen mag der Himmel, von uns kann's keiner thun.

## 39 IV. Das Kolon.

Es dient 1) zur Einleitung der direkten Rede, z. B. Er sprach: „Das thu' ich nit." — Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!" — Der königliche Gast erstaunet: „Dein Glück ist heute gut gelaunet" u. s. w.

2. Zur Einleitung einer Aufzählung, z. B. Es giebt neun Redeteile: das Substantivum u. s. w.

3. Überhaupt steht es nach Sätzen, die auf das folgende hinweisen, z. B. Der Schaden war der kleinste, der größte kam nachher: es kam nun gar zum Kloster kein Fisch geschwommen mehr.

Anmerkung. Daher wird es auch gebraucht, um in umfangreichen, mehrgliedrigen Perioden den Eintritt des Nachsatzes deutlicher hervorzuheben.

## 40 V. Das Fragezeichen. VI. Das Ausrufungszeichen.

Das Fragezeichen steht nach direkten Fragesätzen.

Das Ausrufungszeichen steht nach Wünschen, Befehlen oder Ausrufen, z. B. Es lebe Prinz Eugen! — Wach' auf, mein Sohn Roland! — O, ohne Grenzen ist dein Glück!



Druck von W. Pormetter in Berlin C., Neue Grünstraße 30.

